Raamatukauplus
E. Ring, Viljandis,
Posti tän. 14.

UNIVERSITAS TARTUENSIS 1632

Dorothee von Rutland.

Ein biographischer Roman

von

A. von Sternberg.

Raamatukauplus
E. Ring, Viljandis,

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

Raamatukaupluse
E. Ring, Viljandis,
Posti tän. 14.

Das verlassene Haus.

Im Sommer des Jahres 1795 legte Herzog Peter von Kurland seine Krone nieder. —

Die Kaiserin Katharina empfing sie aus seinen Händen.

Eine Deputation, die sich vom Lande beauftragt nannte, hatte sich in Petersburg eingefunden und der Kaiserin das Herzogthum angetragen. Katharina nahm es an, indem sie in einer feierlichen Audienz im Palaste des Sommergartens die Deputation empfing, ihre Klagen gegen den Herzog gerecht fand und nunmehr verhieß, dem Lande unter ihrem Scepter die lang gewünschte Ruhe und Ordnung zu verleihen. Dieser Akt war ein Akt der Willkür; das Land hatte sich nicht an diesem Verrathe am Herzoge betheiligt, es war lediglich die bekannte russische Parthei, die im Verlaufe dieser

Erzählung der Leser öfters Gelegenheit gehabt hat, wirken zu sehen, die die polnische Unterwerfung unter Rußland's Scepter -- denn Stanislaus August legte in demselben Jahre seine Krone nieder — rasch benutzte, um eine Entscheidung, wie sie ihr Privatinteresse erforderte, herbeizuführen. Der Herzog erfuhr erst, was geschehen, als die Sache nicht mehr zu ändern war. Die Abdankung selbst war mit gehässigen Umständen verknüpft. Katharina erließ dem Manne, den sie haßte, keine auch noch so leicht zu entfernende Demüthigung: er mußte selbst nach Petersburg kommen, die Kaiserin empfing ihn nicht als regierenden Fürsten, sie stellte ihn in einen Rang mit den kleinen Durchlauchten und Erlauchten, von denen es an ihrem Hofe wimmelte. Noch mehr, sie trug der Deputation auf, ihrem entsetzten Herzoge noch einen feierlichen Abschiedsbesuch zu machen, und Peter mußte sie empfangen, mußte den Verräthern an seiner Person und seinem Lande, wenn auch nicht gütige, doch höfliche Worte geben. Nie ist ein unglücklicher Fürst in dem Grade der Verhöhnung preisgegeben worden, nie hat ein Sieger einen unedleren Triumph gefeiert! Grausam rächte sich hier am Sohne jede Gewaltthat, jeder Akt des Uebermuths des Vaters. Die lange Kerkerhaft in Sibirien des Vaters, sie hatte nicht das Niederdrückende und Entmuthigende, die die wenigen Tage in sich faßten, die der Sohn in Petersburg verlebte. End-

lich, als man den letzten Geißelhieb gegeben, entließ man das Opfer, und rasch entfloh Peter, durcheilte Kurland, ohne auch nur seiner ehemaligen Residenz einen Blick zu gönnen, und langte in Deutschland an.

Dorothee weinte Thränen der tiefsten Schmach und Erbitterung, als sie Dies Alles hörte, von ihrem treuen Hellsender hörte, der in Petersburg gegenwärtig gewesen war. Unter den Mitgliedern der Deputation waren Männer gewesen, die sie mit Wohlwollen und Güte überschüttet hatte, und die ihr oft versichert, daß sie gänzlich dem Interesse des herzoglichen Hauses ergeben seien. Verrath über Verrath! Daß Niemand auftrat, gegen diese kecke Gewaltthat zu sprechen, daß die Gutgesinnten schwiegen und, wenn auch nicht billigten, doch auch nichts hinderten, das gab dem Herzen der redlich strebenden Frau einen empfindlichen Stoß.

So war denn Alles dahin. Unwiederbringlich dahin!

Dorothee lebte in tiefer Einsamkeit in Leipzig, als sie diese Kunde vernahm. Der Herzog hatte beabsichtigt, ihr bald zu folgen, er hatte jedoch von Monat zu Monat gezögert und jetzt kam er — ein Heimathloser, ein Entthronter!

Doch war ihr Entschluß rasch gefaßt. So heftig es in ihrem Innern tobte, so empört und überwältigt sie diese letzten Akte der Tragödie in sich

aufnahm, gerade jetzt mußte die liebevollste Miene, das gütigste Wort bereit gehalten werden, um Den, der da kam, besiegt, ohne die Ehre des Kampfes gehabt zu haben, nicht den leisesten Vorwurf fühlen zu lassen. Es war Alles Werk seiner Feinde, so stellte es Dorothee dar und so machte sie es auch ihrer ganzen Umgebung glauben. Sie machte dem Herzoge bemerkbar, daß es noch ein Glück gäbe außer der Krone, daß das Leben eines reichen Privatmannes seine Reize habe, und daß das Bewußtsein, von bösen und verrätherischen Geistern auf immer sich getrennt zu sehen, die Trauer aufwiege, die wenigen Guten und Redlichen nicht mehr in seiner Nähe zu zählen.

Mochte nun der Herzog diese Gründe für wahr annehmen, oder hielt er sie in seinem zum Mißtrauen völlig übergegangenen Gemüthe auch für eine Art Spott und Hohn, genug er erwiderte nichts, begrub sich in das tiefste Schweigen und sprach seinen Wunsch aus, allein mit seiner Lieblingstochter einige Zeit in Zurückgezogenheit zu leben. Er ging nach Sagan. Dorothee blieb in Berlin zurück. Es kamen nun die weitläufigen Verhandlungen, die nöthig waren, um die Verhältnisse im Vaterlande zu ordnen, die mit der Abdikation verbundenen Geschäfte zu führen, und kleine Privatinteressen, da die großen vaterländischen nicht mehr mitsprachen, zu einem befriedigenden Abschlusse zu

führen. Auch mit diesen wollte der Herzog nichts zu thun haben, und sie fielen lediglich Dorotheen zu. Diese Thätigkeit war wahrlich keine erfreuliche, allein die unglückliche Frau war auch fest überzeugt, daß nichts wahrhaft Erfreuliches sie mehr treffen werde; sie machte sich gefaßt, mit der größten Strenge an Dem festzuhalten, was ihr die Pflicht für die Zukunft ihres Mannes und ihrer Kinder gebot.

Es möge erlaubt sein, einen Blick nach der verlassenen fürstlichen Residenz zu werfen. Es ist der Moment, wo die Gepäckwagen bereit stehen, um die Möbeln und das Geräthe aus dem Palaste zu schaffen. Sechs hohe Frachtfuhrwerke sind schon bis oben zu mit dem kostbaren Inhalte der Prunkgemächer belastet, jetzt ist man beschäftigt, aus dem Empfangssaale die Gemälde abzunehmen, die die Mitglieder des herzoglichen Hauses darstellen. Das Gespräch der dabei Beschäftigten und der wenigen Zuschauer, die sich gegen das Verbot der Wachen hinaufgeschlichen haben, um die verlassenen Räume noch einmal zu beschauen, ehe sie einer anderen Bestimmung übergeben wurden, kann dem Leser zeigen, welche Gefühle und Ansichten unter den niederen Klassen der Bevölkerung herrschen bei dem Abzuge der fürstlichen Familie.

Ein alter, ehrwürdiger Schreinermeister mit seinen sechs Gehülfen ist eben beschäftigt, das Bildniß der Kaiserin Anna von der Wand zu lösen. Es ist

dies eine sehr schwierige Arbeit und die Gesellen, die die Leiter halten, vernehmen, wie der Meister an den eisernen Spangen und Heften große Mühe hat und auch Niemand anderen will an seine Stelle treten lassen, denn — als junger Bursche, eben von der Wanderschaft aus der Fremde gekommen, hat er dieses Bild vor langen, langen Jahren hier an dieser Wand befestigt; und da er, wie Alle im Schlosse und in der Stadt, fest glaubte, es werde nie von seinem Platze weichen, hat er sehr tüchtiges Material genommen und ganz besonders fest Nägel und Schrauben in die Wand hineingearbeitet. Und nun muß es doch fort! Die Kaiserin in ihrem prächtigen Diamantenschmucke, mit dem breiten Ordensbande, dem kleinen Köpfchen mit der schneeweißen Perrücke ohne Locken, nur mit einer seltsam spitzig hinausstarrenden Feder aus Diamanten, sieht so strenge aus ihrem Rahmen heraus, als wollte sie die Frevler, die sie hier aus ihrem Hause fortschafften, strenge züchtigen. Als sie von der Wand herab ist und nun unten auf dem Boden steht, wagen es die Gesellen ganz dreist, an sie heranzutreten und Jeder macht eine Bemerkung, der Jüngste getraut sich sogar, über die entblößten Schultern der hohen Dame etwas zu sagen. Da zieht der alte Meister seine Schlafmütze vom Kopfe und schlägt recht tüchtig dem unberufenen Kritiker an's Ohr, indem er dazu ruft: „Will Er schweigen, Er Esel! Wie un-

tersteht Er sich, in Gegenwart Ihrer allerhochgnädigsten Majestät also unrespektirlich zu reden! Bilder soll man auch achten, denn es sind halb und halb wirkliche Personen, und man kann nicht wissen, ob sie nicht doch Alles sehen und hören, was um sie her geschieht." Nach dieser Strafpredigt hat die Kaiserin Anna Ruhe, allein die übrigen Bilder werden nunmehr nicht laut und offen, sondern leise und heimlich kritisirt.

Die Kaiserin hatte sich, wie sich's gebührte, allein an einer Wand befunden, eigentlich hätte sie als das einzige Bild im Saale glänzen sollen, allein auf ihren ausdrücklichen Befehl war das Bild des Herzog's Johann ihr gegenüber angebracht und später waren die Bilder des Herzog's Peter, seiner Mutter und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Waldeck hinzugekommen. Dorothee hatte nie zugeben wollen, daß ihr Bild an die Stelle dieses Portraits gesetzt werde, und so befand sich in diesem Saale nur ein kleines in Oval-Rahmen gebrachtes Gemälde von ihr, das sie als Braut im fürstlichen Schmucke darstellte. Meister und Gesellen betrachteten dieses kleine Bild mit Rührung. Der Erstere nahm es von der Wand. „Schaut!" rief er dabei, „es löst sich am leichtesten von der Tapete und doch ist sie es, die sich am schwersten von diesem Hause trennt! Die gute, gute Frau! Sie wäre gar so gern geblieben. Ich stand an der Straßenecke,

wie sie hier unten am Portale in den Wagen stieg: Kinder, ich sage Euch, sie hatte Thränen im Auge. Es war ein so liebenswürdiges Gesicht, mit dem sie sich umschaute, als wollte sie sagen, soll ich also wirklich allein fort und Keiner kommt mit mir? — O, Du lieber Gott, wie gerne wären wir ihr Alle gefolgt. Ich hätte wahrlich Haus und Hof verlassen, wenn sie mich nur hätte mitnehmen mögen. Einer ihrer Diener war krank; es fuhr ein kalter, böser Wind durch die Straßen, sie ließ nochmals anhalten, als sie schon aus dem Thore hinaus war und befahl, man solle das Verdeckleder des Wagens sorgsam schließen, wo der Kranke darin saß. Das soll Einer nur von den großen Herren jetzt thun! Es fällt Keinem ein. Das macht's aber, sie war von klein auf gewohnt, sich um Land und Leute zu kümmern und sich nicht für Etwas Apartes zu halten. Ihr Vater hatte sie so erzogen. Kurz nachher, als sie fürstliche Frau geworden, ging sie einmal ganz allein, nur von einem Lakaien gefolgt, der weit zurückbleiben mußte, durch die Gasse, in der ich wohne. Da sah sie des Schreibers Horst Wittwe an der Thüre stehen, die bitterlich weinte. Sogleich ging sie zu der Frau heran und fragte nach dem Grunde ihrer Traurigkeit. Diese klagte nun, daß ihr Mann seit einem Monate erkrankt sei und daß es ihr und ihren Kindern gar schlimm gehe. — „Warum hast Du Dich nicht, Mutter," sagte da die Gnädigste,

„an die Frau Herzogin dort oben im Schlosse gewandt, man sagt, die soll den Armen helfen, wo sie kann.“ — „Ach,“ hat die Frau gesagt, „das ist ein so junges Weibchen, und so vornehm erzogen, wo wird sie mich vor sich lassen. Der Gang zu ihr wäre ein vergeblicher.“ — Da das Weib so redete, nahm unsere Herzogin aus ihrem gestickten Arbeitsbeutelchen eine Geldrolle hervor und sagte dabei: „Geht nur zum Schlosse; für's Erste nehmt Das, und wenn Ihr zur Herzogin kommt, so wird sie Euch mehr geben.“ — Die Schreibers Frau wußte nicht, wo ein wo aus, und konnte sich wohl denken, wer vor ihr stand. Allein ohne ihre Worte abzuwarten war die gnädige Frau fort und schnell wie eine junge Dirne die Straße hinab. Seht, solch' eine Frau war dies.“

„Wir hätten sie nicht fortlassen sollen, Meister!“ riefen die Gesellen und der Eine setzte hinzu: „Wie kam es, daß sie überhaupt fort mußte?“

Der Alte zuckte die Achseln. „Ja seht, da fragt Ihr mich zu viel. Es hat nun eben so sein müssen und hängt zusammen mit all' den vornehmen Geschichten und verwickelten Dingen da oben. Die großen Herren treiben es manchesmal gar zu kraus; unser Einer wird nicht klug daraus. Man darf nichts sagen, aber es wäre wohl etwas zu sagen.“ Er nahm das Bild, drückte heimlich einen Kuß darauf und sagte leise: „Du liebe, gute Frau! Möchte

es Dir wohlgehen auf Erden, so lange der Herr über Leben und Tod Dich darauf wandeln läßt."

„Das war aber auch eine gute Frau, Meister," sagte der eine Geselle, auf das Bild der Herzogin-Mutter zeigend.

„Man sagt's," erwiderte der Gefragte kurz. „Stelle sie doch nicht auf den Kopf, Du Tölpel! Hübsch dorthin an die Wand neben dem Peter, ihrem Sohne."

„Der Herzog sieht ihr aber auch gar nicht ähnlich!" bemerkte der Sprecher, indem er einen langen prüfenden Blick auf beide Bilder warf.

„Willst Du schweigen, Du Dummkopf!" fuhr der Meister auf und riß sich wieder die Schlafmütze vom Kopfe; doch der Kritiker entlief diesmal so eilig und wußte sich so geschickt hinter einem Ofenschirme zu verstecken, der das Urtheil des Paris darstellte, daß die auf ihn geschleuderte Mütze ihn nicht traf.

Die Bilder wurden nun vorsichtig eingepackt.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre und zwei Männer schritten herein; von denen war der Eine der russische Beamte, der gekommen war, um von dem Schlosse, im Namen der Kaiserin, Besitz zu nehmen, der Andere war einer von den Herren, der zu den Commissarien gehört hatte, die nach Petersburg sich begeben. Sie schienen Beide sehr vertraut mit einander zu sein und indem sie die Säle durchwan-

derten, plauderten sie miteinander über Dieses und Jenes, unbekümmert um die Arbeiter, die mit Aufräumen der Säle und Gemächer beschäftigt waren.

Vor den Bildern stehen bleibend, bemerkte der Beamte, indem er, die Arme über die Brust verschränkt, einen spottenden Blick hinab zu den gekrönten Häuptern zu seinen Füßen richtete: „Das will Alles Fürst sein, will Krone tragen! Lächerlich! — Was sind sie, was waren sie — diese kleine Herzöge? Wahrlich die Kaiserin muß bei sehr guter Laune gewesen sein, als sie das Herzogthum von Neuem besetzte. Schon damals hätte man die Race aussterben lassen sollen. Wäre viel gescheuter gewesen. Und wer ist denn diese Dame — die trägt ja auch eine Krone?"

„Die Herzogin Dorothee," erwiderte der kurische Edelmann.

„Herzogin?" dehnte der Fragende lang. „Wer hat sie zur Herzogin gemacht? So viel ich weiß, starb die Herzogin von Kurland in Petersburg. Sie war griechischer Religion und bei uns werden die Ehen nicht getrennt. Der Herzog konnte demnach nicht wieder heirathen, und hat er sich dennoch mit einem Weibe verbunden, so konnte dieses keinen andern Titel führen als den einer Geliebten."

„Wir wollen diese Dinge ruhen lassen," bemerkte der Baron etwas verstimmt.

„Du bist wohl gar gereizt, mein theurer Bru-

der?" lachte der Beamte. „Gehörst Du etwa auch zu den Liebhabern dieser Frau? Man sagt, sie soll deren so viel als Sand am Meere haben."

Nochmals rief der Andere: „wir können von etwas Anderem sprechen. Die Frau, mußt Du wissen, ist meine Landsmännin, und kein Kurländer Edelmann läßt schlecht von seinen Genossen sprechen."

„So!" sagte der Russe, und sah seinen Gefährten lange und mit einem besonderen Blicke an. „Diese Rücksichten hab' ich allerdings nicht bei Euch gesucht."

„Wie meinst Du Das."

„Nun sieh — ich kann mir wohl schon erlauben, offen mit Dir zu sprechen. Wenn ich einmal ein guter Patriot bin, und wenn ich einmal — gesetzt den Fall — Die liebe, die zu mir gehören — Bruder, dann geh' ich nicht hin und verkaufe sie für ein Stück Geld. Das thut ein Russe nicht, und Ihr Deutschen haltet uns Alle für Schelme."

„Wer hat sie verkauft?" fuhr der Baron auf.

„Du."

„Hast Du diese Aussicht aus dem Fenster hier betrachtet?" fragte der Baron und zog seinen Gefährten mit hinan. Dieser folgte lachend und sagte: „Die Aussicht ist sehr schön; die aus den Fenstern des prächtigen Domänenguts, das Du mit Deiner hübschen jungen Frau in diesem Sommer beziehst, ist gewiß nicht schlechter. Mach' nur nicht, Gold-

junge, daß Du auch aus Deinem Hause so hinaus mußt, wie Du Den hast spazieren lassen, der hier wohnte."

„Ich bitte Dich, Alexei, nur nicht witzig und sarkastisch!" rief der Baron, den Fensterflügel aufschraubend. „Du weißt, ich kann zu Zeiten keinen Humor leiden. Ihr Russen wißt nun einmal nicht, was Patriotismus ist. Gewohnt, wie eine Heerde, immer blind dem Führer zu folgen, ist in Eurem Kopfe und Herzen nie eine von den großen Römertugenden aufgezogen, die einen Brutus zwang, seinen eigenen Sohn zu opfern, einen Mutius Scävola bewog, seine Hand in's Feuer zu stecken."

„Ich verstehe Das Alles nicht," sagte der Russe plötzlich phlegmatisch und träge. „Ich will auch nicht streiten, denn ich habe noch nicht gefrühstückt. Kannst Du nicht einige dieser Bilder mir schenken? Ich habe ein kleines Haus an der Fontanka für die Marja gebaut, und sie will Bilder. In dem ganzen Kostinoi Dwor hab' ich keine anderen Bilder finden können, als eine Kuh und den heiligen Athanasius. Beide sind so schwarz, daß Marja versichert, wenn sie nicht ein Zeichen am Rahmen gemacht, so wüßte sie nicht, was die Kuh und was der heilige Athanasius sei. — Es ist ihr nicht zu verargen, wenn sie demnach noch andere Bilder haben will."

„Diese kann sie nicht bekommen," entgegnete der

Baron sehr ernst. „Sie sind das Eigenthum der Familie Biron.“

„Das weiß ich,“ entgegnete der Russe. „Aber was thut das? Glaubst Du, daß diese Bilder, die Du die Güte haben wirst, mir zu schenken, das Einzige sein werden, was der gute Herzog von seinen Sachen hier vermissen wird?“

Der Baron sah mit einem noch ernsteren Blicke zu Jenem auf. „Du kennst uns schlecht,“ erwiderte er, „wenn Du meinst, wir erlaubten, daß auch nur das Geringste, was dem Herzog gehörte, ihm vorenthalten werde. Doch ändern wir den Gegenstand des Gesprächs. Es scheint, es ruht eine Art Fluch auf diesen Räumen; die besten Freunde zanken sich in ihnen. Was werdet Ihr aus diesen Zimmern machen?“

Der Beamte sah mit einem starren Blicke flüchtig in die Reihe der Zimmer hinein. „Für's Erste,“ hob er an, „richten wir hier eine Kanzlei ein; dazu haben wir wenigstens drei Säle und noch einmal so viel geräumige Zimmer nöthig, das Uebrige wird zu Beamtenwohnungen eingerichtet.“

„Eine Kanzlei?“ wiederholte der Baron. „O schade um diese schönen Räume. Sieh nur diesen Saal. Im Plafond ist Selene abgebildet, wie sie den Mondwagen regiert.“

„War dies eine Kaiserin?“ fragte der Russe.

„Vielleicht eine Gemahlin Iwan des Schrecklichen?“ —

„Nein,“ entgegnete der Befragte kurz. „Was sie war, kommt hier auch gar nicht in Betracht. Ich meine nur — der schöne Saal! Wie manches schöne Mal hab' ich hier getanzt.“

„Der Mensch tanzt überall, wo es ihm gut geht, sagt das Sprichwort,“ bemerkte der Beamte. „Uebrigens werden wir diesem kleinen Herzogthume einen Statthalter oder so Etwas Derartiges geben, und da wird Seine Excellenz der Herr Gouverneur sich wahrscheinlich hier auf dem Schlosse einen Platz nehmen. In dem Falle könnte die Eintheilung anders werden. Sieh da, es haftet an meinem Stiefel etwas von dem Herzoglichen Hochgebornen, ächt deutschen Staube. Alter Narr da! komm und putz' mir die Stiefel ab.“

Diese Worte waren an den Meister gerichtet, der sich von seiner gebückten Stellung erhob und den Sprechenden verwundert und fragend ansah.

„Willst Du kommen, Du Schurke!“ lärmte dieser. „Ich glaube das Schwein hat mich nicht gehört.“

Der Alte sagte: „Herr, ich weiß nicht, ob Ihr mich meint. In dem Falle bin ich kein Schwein und kein Schurke; bin auch nicht Euer Diener und putze nicht Eure Stiefel ab. Ich bin ein deutscher Handwerker und Meister, wenn Ihr's wissen wollt.“

„Was bist Du Hund?“ schrie der Beamte und hob den Fuß auf, um Jenem ein Tritt zu geben. In dem Augenblicke schlossen sämmtliche Gesellen einen Kreis um ihren Meister und hoben drohend die Fäuste. Der Baron legte sich in's Mittel und sagte einige Worte leise zu dem Erzürnten. Dieser wandte sich ab und rief, indem er vor sich hin spie: „Wartet nur, Ihr sollt schon merken, was Ihr waret und was Ihr jetzt seid! Man wird Euch zeigen, was ein tüchtiger Prügel ist!“

Diese Worte wurden von dem Alten mit vorgebeugtem Kopfe begierig aufgefaßt. Noch bleich vor Zorn und zitternd vor Entrüstung ging er zu dem Baron und flüsterte diesem zu: „Seht Herr! Ist's Euch nun recht, daß Ihr uns an diese verkauft habt? Gott über Euch und uns!“ —

Der Baron that, als hätte er dies nicht gehört. Er faßte den Arm des Beamten und Beide verließen lachend den Saal.

Löbichau.

Nicht weit von Altenburg, da wo die Straße nach Ronneburg führt, lag ein Häusercomplex von sehr dürftigem Ansehen, die Residenz der ehemaligen Gutsherren von Löbichau. Die Gegend war wüste, die Dörfer verarmt, die Wege unfahrbar. Hier kaufte sich die Herzogin an. Eine eigenthümliche Vorliebe bestimmte sie gerade für dieses Stück Erde; sie entdeckte in der Lage einiger Waldplätze und eines See's einige Aehnlichkeit mit dem väterlichen Gute Alt-Auz in Kurland. So sehr man ihr abrieth, sie bestand darauf, gerade hier sich niederzulassen. Es wurde ein Baumeister verschrieben, die alten baufälligen Häusergruppen niederzureißen und an deren Stelle im heitern Style ein Landhaus mit Säulen und Balkons zu errichten. Die Umgegend am Hause, die ein trostloser Morast bildete, erhielt durch

eine glücklich geleitete Cultur des Bodens ein Wiesenplateau, an das sich Parkanlagen schlossen, und die mit Blumenparthieen anfingen. Der Wald wurde umgrenzt, mit Durchsichten versehen, und in seinen tiefsten Schatten ein kleiner See mit besonderer Vorliebe umhegt und eine Insel daselbst mit einem Tempel geziert, der der Einsamkeit und dem Nachdenken gewidmet wurde. Eine Kunststraße wurde angelegt, die von Altenburg abführte und bequem zum fürstlichen Landhause hinleitete. Das Haus selbst hatte im Corps de logis einen prachtvollen Saal, von dem aus rechts und links Reihen von Gemächern ausliefen, die sich mit einem runden Eckſalon schlossen, dessen helle Fenster und Balkone mit Blumenpyramiden geschmückt waren, die bis an die Decke reichten und diesen zierlichen Boudoirs das Ansehen von geräumigen Lauben gaben. Der Saal zeigte einen weiten Altanartigen Vorsprung, auf dem man das Panorama der Gegend überschauen konnte, und wo der Blick links sich in das dunkle Grün des Waldes, rechts in die lachende Ebene voll schöner Anpflanzungen verlor. Der Hof bildete ein geräumiges Viereck, dem zwei hohe Thore auf den zwei gegenüberliegenden Seiten Ein- und Ausgang gewährten. Nach dem Garten und dem Parke zu führte eine breite Treppe, welche Statuen zierten und ein Geländer von Bronze einfaßte. Auch hier waren terrassenförmig blühende Sträucher

aufgestellt und Gewinde gezogen, die an die auf dem Altan befindlichen Blumenbouquets anrankten. Wenn die drei großen, bis an den Boden hinabgehenden Fensterthüren des Altans offen standen, wehten in den Saal mit der Abendkühle die herrlichsten Blumengerüche hinein und von unten, von einer gegenüberliegenden Anhöhe, konnte das Auge den schönen Raum übersehen mit seinen glänzend weißen Statuen, dem hellen Violet der Tapete und der reichen Vergoldung der Bilderrahmen. Die Zimmer nach rechts hin waren Dorotheens Aufenthalt; hier hatte sie sich nach der ihr zusagenden Weise eingerichtet. Ein Flügel, ein Stickrahmen, und in dem Eckſalon ein Schreibtisch waren Möbel, die ausschließlich hierher gehörten. Dann einige Bilder, historischen und landschaftlichen Inhalts, waren mit ein paar Büsten, die eine besondere Bedeutung für die Bewohnerin dieser Räume hatten, den Wänden beigegeben. Hohe Wandspiegel und Vorhänge, die von schwerem Stoffe bis auf den Boden niederhingen, einige Lüstres mit Glasbehängen und ein prachtvoller Teppich, der durch die drei vordern Gemächer ging und selbst im Sommer nicht fortgenommen wurde, machten den einfachen aber geschmackvollen äußerlichen Putz der Zimmer der Hausherrin aus. Die Räume nach links hin waren Gastgemächer oder Empfangzimmer. Auch sie standen offen, denn es durfte den Blick,

der die ganze Reihe übersehen wollte, nichts hemmen. In diesen Gastgemächern häuften sich die schmückenden Gegenstände in hohem Grade. Es standen hier kostbare Copieen in Marmor von den schönsten Werken des Alterthums, es glänzten ebenso Gemälde an den Wänden, die das Auge des Kenners befriedigten, es fanden sich Möbel und Geräthe von zierlicher Form und mit leuchtenden Stoffen bekleidet, mit einem Worte, hier war die Pracht zu finden, die in den eigentlichen Wohngemächern vermieden war, als zum gewöhnlichen Gebrauche lästig, und für das Auge durch das Spiel der Farben und den Glanz der Draperien störend. Der Eckſalon war seinem Gegenüber wenig ähnlich. Stand dort ein einfacher Schreibtisch, ein Lehnsessel von rothem Sammet, ein Kanapee und ein Tisch davor, Beides überwölbt von einem Epheugitter, so erhob sich hier auf einem Uebersatz von grauem Marmor die reizende Gestalt der Muse im Schleier, eine der schönsten und wohlerhaltensten Antiken, in vollendeter Copie, und rund umher zog sich ein niedriger Diwan, dessen Polster in so breiter Lage sich ergossen, daß sie liegende Gestalten aufnehmen konnten. Eine Anzahl schöner junger Frauen, die in lieblichen Gruppen zusammengefügt, auf diesen Polstern ruhten, in der Mitte die Statue, konnte einen Anblick gewähren, ähnlich dem, wie wir ihn auf den antiken Wandgemälden finden. Die Wände dieses kleinen

Rundsaals waren von weißem Flor auf rothem Grunde, und in Draperien und zu durchsichtigen Säulen gefaltelt, oben an der Decke zeltartig emporgezogen und mit einem Rosenkranz, aus dessen Mitte eine milchweiße Ampel niederhing, geschlossen. Die Herzogin liebte dieses Gemach nicht, es war ihr in einem zu süßlichen Geschmack ausgestattet, sie zog ihren einfachen Schreibsalon vor, allein für die Gäste, die nach Löbichau kamen, besonders für die empfindsamen jungen Damen, die mit den in rothem Maroquin gebundenen Büchelchen ihrer Lieblingspoeten hier einzogen, war dieser Tempel der Muse ein so entzückender Aufenthalt, daß stets zwei oder drei dieser einsam Schwärmenden auf den Polstern des Divans hingegossen lagen und, den Blick mit heißer Andacht auf die schöne Muse gerichtet, von der übrigen Welt nichts zu wissen begehrten. Die untern Räume waren zu Schlaf- und Wohnzimmern für die Töchter des Hauses und deren weibliche Umgebung eingerichtet. Der Saal und die zunächst anstoßenden zwei Gemächer bildeten jedoch hiervon eine Ausnahme. Im Saale befand sich ein Billard, und in dem Zimmer zur Seite war die Bibliothek aufgestellt. In den Seitenflügeln waren Badezimmer, Gaststuben, Schlaf- und Ankleidekabinette und — eine so helle freundliche Küche, daß es als ein Vergnügen gelten konnte, darin zu kochen, besonders wenn man von Zeit zu Zeit den Blick in

den Hühnerhof werfen durfte, so voll des wundersamsten und stolzesten und seltensten Federvolks, wie es sich die Phantasie eines holländischen Hühnerhändlers nur träumen konnte. Dort schlug der prächtige Pfau sein Rad neben dem fetten und gedrängten Anputz der Ente aus Canada, der indische Hahn warf seine rothe Halsbinde mit dem stolzen Schwung eines Stutzers über den Schnabel hin und betrachtete von oben herab die kugelrunde Gestalt einer Perlhuhnhenne, die fortwährend gluckend und schreiend an dem Boden hinsuchte und ihr Brod, wie es schien, mit Kummer und Sorge aß. Der gewöhnliche Haushahn, wie er im nächsten Dorfe mit seiner Familie lebte, hatte hier zum vornehmen Verwandten ein eitles und mit ritterlichen Sporen versehenes kleines Ungeheuer, dessen Schweif fast zweimal so hoch wie er selbst in die Luft hinaufstarrte, und der einigen corpulenten und in ihrer Eitelkeit und Gesprächigkeit sich nicht zu lassen wissenden Hühnern als Eheherr und Serailvater beigegeben war. Dem Hühnerhofe gegenüber lagen auf der andern Seite des Hofvierecks die Ställe und in diesen prunkte manch' schöner Gaul von trefflicher Race, doch war diese Parthie der ländlichen Einrichtung, weil eine Dame hier herrschte, nicht ganz wohl ausgestattet, wenigstens pflegten die Eleganz und guten Reiter, die nach Löbichau kamen, im Geheim und halb zu den Reitknechten gewendet, Etwas

von „schlechter Schule“, vernachlässigter Zucht und dergleichen zu murmeln; und dann wurde unter leisem Fluchen der Name von ein paar Juden in Altenburg genannt, die ihre Geschicklichkeit im Betrügen beim Pferdehandel auch bei dem Beauftragten der Frau Herzogin glücklich angebracht.

Genug, es war ein schönes Haus, dieses Löbichau. Aber freilich mußte es auch so bewohnt werden, wie es bewohnt wurde. Die schöne, neuangelegte Straße zu dem Landsitze wurde selten leer von Wagen, die alle besetzt waren von frohen Gästen, die dem Sitze der heitern Behaglichkeit zueilten. Sehr viele dieser Ankömmlinge waren geladen, sehr viele kamen aber auch ungeladen, denn wo der Reichthum und die Güte wohnen, glaubt der harmlose Müßiggänger ein Recht zu haben, sich mit unter die Genießenden einzufinden. Keiner wurde abgewiesen, selbst der Lästige nicht; allein er wies sich selbst bald fort, denn geistreiche Lebensfreuden, wie sie auf Schloß Löbichau weilten, Genüsse in Musik und Literatur waren nicht gemacht, der Einfachheit und dem platten Auffassungsvermögen kleiner Landjunker oder klatschender Kleinstädter zu genügen. Ein einziger Abend, wo der Contract social von Rousseau vorgelesen wurde, trieb sie fort und sie eilten schreiend, in die Nachbarschaft laut verkündend, auf Schloß Löbichau werde

Nichts vorgenommen, was den Geist zerstreue und das Herz belebe.

Vor allen Dingen ging Dorothee daran, die ihr geliebtes Kurland nicht vergessen konnte, sich hier ein kleines Kurland zu gründen, das heißt: einen kleinen Staat zu bilden, ganz nach den Gesetzen geschaffen, die sie für geeignet hielt, menschliche Glückseligkeit zu begründen. Der kleine, ärgerliche Winkel der Erde, der Löbichau früher gewesen war, ehe die Schönheit und Güte in der Gestalt einer jungen Frau seine Schwelle betreten, mußte von Grund aus eine Aenderung erfahren. Die Bewohner der Dörfer lebten in einem veralteten Hader mit einander, der durch Processe genährt wurde, die die Dummheit anfing und die die Spitzbüberei fortsetzte. Dorothee gebot, daß Friede sein sollte. Sie übernahm es, einige streitige Punkte mit ihren Unterthanen und ihren Nachbarn dadurch zu Ende zu bringen, daß sie freiwillig erklärte, den Schaden zu tragen. Sie theilte Almosen aus, nicht solche Almosen wie vornehme, müssige Damen in großen Städten auszutheilen pflegen, von denen das wirkliche Elend Nichts, das äußerlich angeschminkte jedoch Alles erhält, nein, Hülfe für Hülfebedürftige, und zwar nicht immer Geld, sondern zum öftern Arbeit, die reichlich belohnt wurde und physisch und moralisch dem Verwilderten und Verarmten wohl that. Um solche Begehrende zu finden, ging sie

selbst in die Dörfer, und wie sie es auf dem Landsitze des Herzogs gethan, erschien sie bei Abendspaziergängen unerwartet und unangemeldet im Kreise einer Dorffamilie. Es kannte sie auch bald jedes Kind. Wer eine hohe Frau zwischen den Kornfeldern dahingehen sah, mit einem Körbchen am Arme, beglänzt von der Abendsonne, der sprach leise: „Das ist die neue junge Frau," und er wich ihr entweder aus, je nachdem ihn begangenes Unrecht drückte, oder er kam ihr ehrerbietig entgegen, wenn er sich keines Fehls bewußt war. In die Kirche ging sie feierlich als „Gutsherrin," dann gingen der Verwalter und der Amtmann hinterdrein, und die Flügel der Kirchenthüre wurden beide aufgethan, um sie einschreiten zu lassen. Eben so an hohen Festtagen, wo sie auf dem Balkon zu sehen war und die singende Schuljugend sie umstand unten in einem Halbkreise.

Mit zu dem Haushalte ihres neuen, kleinen Herzogthums, den sie zu ordnen hatte, gehörte die Besetzung der Pfarrstelle, da der alte Inhaber derselben bei Dorotheens Ankunft erkrankte und während des Ausbaus des Hauses und der Reparatur der Kirche, welches Alles zusammen über drei Jahre hinnahm, starb. Zwei Kandidaten waren in Vorschlag gebracht worden und von diesen erschien derjenige vor der Herzogin, der das meiste Anrecht auf die erledigte Stelle zu haben glaubte, da er die

glänzendsten Zeugnisse mitbrachte. An dem Tage, wo sich dieser neue Apostel ihr zeigen sollte, saß Dorothee erwartungvoll in ihrem Schreibekabinet, als von dem Diener geführt ein junger Mann sich ihr nahte, zwar in Schwarz gekleidet, allein in so modischer Weise, mit einer so berechneten Toilette, daß die Ueberraschte eher einen Tanzmeister, als einen Geistlichen vor Augen zu haben glaubte. Das Gespräch wurde in folgender, für beide Theile bezeichnender Weise geführt: „Sie sind also, — Herr, der auf meine Pfarrstelle Anspruch macht?"

„Wenn Ihro Durchlaucht erlauben, ja."

„Ihr Name?"

„Emil Gotthold Hiller."

„Doch wohl verwandt mit dem Componisten?"

„Wenn Ihro Durchlaucht erlauben, nein."

„Setzen Sie sich. Wie wollen Sie meiner kleinen Gemeinde, die, ich will es Ihnen vorher sagen, etwas verwildert ist, das Christenthum beibringen?"

„Auf drei verschiedene Arten."

„Sie scherzen; es kann ja wohl nur eine geben, die richtige."

„Ihro Durchlaucht können wählen. Darf ich offen sprechen?"

„Gewiß."

„Wenn Ihro Durchlaucht befehlen, so kann ich das Christenthum lehren nach der neuesten Berliner

Aufklärung, da kommt nichts von Christus vor, ich umgehe ihn, und wenn ich von ihm spreche, so geschieht das in unverständlichen Bildern, die man so oder auch so deuten kann. Von Gott spreche ich nur als von dem geheimen Obern einer großen Freimaurerloge. Im Uebrigen halte ich die Jugend dazu an, nicht zu stehlen, nicht zu morden, nicht dem Nächsten Unrecht zu thun, dabei die Abgaben zu bezahlen und dem Könige und der Obrigkeit zu gehorchen. Nach dieser Lehre giebt es keine Unsterblichkeit, also auch keine Gespenster: vom Aberglauben kann nicht mehr die Rede sein."

„Die zweite Art?" fragte Dorothee verwundert und gespannt.

„Diese ist die Vernunft-Religion, die jetzt wieder Anhänger gewinnt, da jene obige doch am Ende etwas zu wenig für's Herz bietet. Nach der Vernunft-Religion nehme ich das Dasein Christi an, allein nur als eines vortrefflichen Menschen, gleich wie Sokrates, Plato und mehre Andre waren. Ich zeige, daß man diesen vortrefflichen Mann lieben müsse, weil er so beherzigende Lehren gegeben und einen so wenig anzutastenden Lebenswandel geführt. Gott ist kein persönlicher Gott, sondern er schwimmt und befindet sich wie ein feines Fluidum über und in allem Erschaffenen. Von dem mystischen Apparate ist auch hier nicht die Rede. Die moralischen Erziehunglehren sind wie die obigen, nur wird hier

schon auf das Bekenntniß Rücksicht genommen und Luther über das Papstthum gesetzt."

„Die dritte?" fragte Dorothee.

„Die dritte," wiederholte der Kandidat und veränderte plötzlich sein ganzes Wesen, beugte sich, senkte den Kopf, schlug die Augen gen Himmel und faltete andächtig die Hände. „Die dritte — o Du Jesulein — laß mich ruhen in den Wunden Dein! — ist reiner Pietismus; Religion der Gnade, Religion der Liebe. Christus ist Alles; Gott Vater persönlich und im Himmel weilend. Der Teufel geht herum und sucht, wen er verschlinge. Die Gräber sind offen und Gespenster an allen Ecken. Jung Stilling und Lavater sind die neuesten Apostel."

„Genug, Herr Kandidat," nahm Dorothee das Wort, die wider Willen den Mund ein wenig zum Lächeln verzog, „wir dürfen über einen so ernsten Gegenstand nicht so sprechen, daß es fast klingt, als scherzten wir. Sie haben da allerdings in groben Zügen die verschiedenen Glaubensansichten unserer Zeit angegeben; ich bewundere Ihre Geschicklichkeit, diese Systeme so am Schnürchen zu haben; allein wenn von einer Lehre die Rede ist, die wirken und bessern soll, so muß es doch immer eine sein, die das Nachdenken und die Ueberzeugung uns eingegeben hat."

„Wozu das? Durchlaucht. Ich bin überzeugt,

daß jede der obigen Lehren richtig angewendet und in geschickten Händen, ihren Zweck erfüllt, das heißt: die Menschen bessert und zufrieden macht."

„Es giebt doch aber eine bestimmte Norm; Sie dürfen zum Beispiel über das Augsburgische Bekenntniß nicht hinaus. Es sind Ihnen symbolische Bücher gegeben, an denen streng dem Buchstaben nach gehalten werden muß."

„Allerdings. Das sind Ceremonial-Gesetze, die ein höflicher Mann respektirt; doch kann ich von Luther sprechen und Sokrates dabei meinen, und den kleinen Katechismus hersagen lassen und dabei an die Sonette des Petrarca denken. Da wir die Form noch nicht entbehren können, müssen wir sie freilich in ihrer ganzen Ausdehnung nehmen; allein Jeder wird wissen, daß es eben nur Form ist."

Dorothee faßte das lebendige, geistreiche Gesicht des jungen Mannes näher in's Auge und fragte dann: „Welche ist nun Ihre Ueberzeugung?"

„Die meine, Durchlaucht? Ist es nöthig, daß ich eine habe?"

„Um sie lehren zu können; ich denke doch."

„Ihro Durchlaucht geruhen zu bemerken, daß ich gleich anfangs fragte, in welcher Art Sie befehlen, daß ich lehren soll. Darin ist ausgesprochen, daß ich keine andere Ueberzeugung habe, als erforderlich ist, um die Pflichten des Amtes auszufüllen, das ich übernehme, und diese Pflichten hängen jedes-

mal von den Ansichten und dem Willen Desjenigen ab, der dieses Amt zu vergeben hat. Durchlaucht sind bekannt für eine geistvolle Weltdame, daher finde ich keinen Grund, mit meiner Meinung zurückzuhalten. Würde ich einen verstockten, alten, orthodoxen Kirchenpatron vor mir haben, hätte ich anders gesprochen."

„Sie können sich doch in mir geirrt haben," nahm Dorothee das Wort, „ich bin nicht geistvoll oder nicht Weltdame genug, um über gewisse Dinge erhaben zu sein. Anstatt Sie so gefällig zu sehen, hätte ich es lieber gehabt, in Ihnen einen Mann zu finden, der seine bestimmte Ueberzeugung hat, und nach dieser handelt und lehrt."

Der junge Mann machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte: „Alsdann bedauere ich aufrichtig —"

„Was?"

„Daß ich mit einer Ueberzeugung nicht dienen kann."

„Unglücklicher junger Mann!"

„Weshalb? Ihro Durchlaucht bestehen darauf, gerade bei mir finden zu wollen, was Sie, wie Sie selbst sehr wohl wissen, bei Tausenden nicht suchen würden."

„Weil Sie ein Lehrer der Religion sein wollen."

„Hör' ich deshalb auf, Kind meiner Zeit zu sein? Fragen Sie alle die großen Geister unsrer Zeit, die Lehrer der Menschheit sind, wenn auch

nicht nach dem hergebrachten Begriffe, fragen Sie sie, welches religiöse Bekenntniß sie haben. Sie werden Ihnen antworten: keines. Oder sie werden Ihrer Forschbegier die gewöhnlichen Floskeln hinwerfen, mit welchen man solche Fragenden zum Schweigen bringt."

„Sie sind aus Berlin?"

„Ja."

„Ich würde an Ihrer Stelle nach diesem Amte nicht streben."

„Ich habe Eltern zu ernähren und muß Brod schaffen."

„Irgend eine andere Thätigkeit —

„Würde mir nicht die Ruhe gewähren, die ich hier zu haben hoffe. Trete ich am Sonntage von der Kanzel ab, so hab' ich die ganze Woche vor mir, um meine Studien zu treiben."

„Worin bestehen die?"

„In einer neuen Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung des Plato."

„Schön! Und meine armen Dorfkinder würden dann nach irgend einer alten Postille zurecht gestutzt! Sie würden nie Zeit haben, an die Ausarbeitung einer Predigt zu gehen."

„Es kommt auf die Probe an. Ihro Durchlaucht mögen mir bestimmen, in welcher Art ich künftigen Sonntag predigen soll, und Sie werden sehen, wenn Ihre Gemeinde nur irgend fähig ist,

einen Gedanken zu fassen oder ein Gefühl in sich aufkeimen zu lassen, so will ich sie enthusiasmiren."

„In der That, ich wäre neugierig — bestimmen wir dann den nächsten Sonntag zur Probepredigt."

„Und die Art?"

„Soll zwischen der ersten und zweiten die Mitte halten. Aber ich sage Ihnen nochmals, die Gemeinde ist ziemlich roh und entsittlicht."

Der junge Mann ging und die Predigt wurde zur bestimmten Zeit gehalten. Der alte Pfarrer war ein hinfälliger Mann mit schwachem Redeorgan gewesen, man hatte ihn nicht verstanden, hier tönte nun ein volles, kräftiges Wort in faßlicher Rede, und der Inhalt dieser Rede war eine so deutliche und den gegebenen Verhältnissen und Personen angepaßte Moral, mit Wärme und mit Einfachheit vorgetragen, daß, als die Andachtstunde zu Ende war, die Zuhörer sichtlich erregt waren und Viele kamen, dem jungen Geistlichen die Hände zu küssen. Dorothee mußte sich gestehen, man könne nicht besser und gerade für diese Zuhörerschaft verständlicher sprechen. Von dem gebildeten Theile ihrer Dienerschaft, von den Aufsehern und Beamten wurde ihr die Bitte vorgetragen, diesem jungen Manne ihre Stimme zu geben. Dorothee that es nicht; sie wählte den zweiten Kandidaten, einen etwas beschränkten Kopf mit der gewöhnlichen Pastoral-Erziehung und mit einem felsenfesten, stark zum Pietis-

nus neigenden Glauben. Dieser junge Mann gefiel den Bauern nicht, Dorothee hoffte jedoch, sie würden sich schon nach und nach an ihn gewöhnen und es wäre jedenfalls besser, ihrer Gemeinde statt des geistreichen Atheisten für's Erste einen strenggläubigen nach gewöhnlichem Zuschnitte geformten Kanzelredner zu geben. Dem jungen Hiller jedoch gab sie auf drei Jahre eine reichliche Pension, die ihm erlaubte, sich sorgenfrei seinen Studien zu ergeben und zugleich für seine Eltern Sorge zu tragen. Ein geheimer Artikel der Pension lautete dahin, daß der Empfänger Schloß Löbichau in denjenigen Sommermonaten bewohnen solle, wo sich gerade die Besitzerin daselbst befände. „Wir wollen zusammen den Plato studiren," sagte sie mit dem anmuthigsten Lächeln zu ihrem Schützlinge, „das wird für's Erste für uns Beide besser sein, als für Sie Predigten zu schreiben und für mich, sie anzuhören." —

Nie wurde für's Erste wieder ein Wort über Religion zwischen diesen Beiden gesprochen.

Desto mehr ließ sich über diesen Gegenstand Dorothee gegen einen alten Geistlichen der Brüdergemeinde aus, den sie bei ihrem längern Aufenthalte vor Zeiten in der Brüdergemeinde kennen gelernt und der nun kam, sie zu besuchen. Er wurde Vater Trautmann genannt. In seiner Jugend hatte er Reisen als Missionär gemacht und zwar in engster

Verbindung und in Aufträgen des Stifters der Gemeinde, des Grafen Zinzendorf. Weit entfernt das Verschlossene und Kopfhängerische zu haben, das mit Recht oder Unrecht man den Brüdern dieser Sekte öfters vorwirft, war er ein munterer Mann, der in seinem weißen Haar und mit seinen freundlichen Augen den Eindruck machte, als sähe man einen heitern, alten Gelehrten vor sich, der mit irgend einer fröhlichen, die Geisteskraft belebenden Kunst oder Wissenschaft sich beschäftige und nun seine Mußestunden der Gesellschaft widme. Vater Trautmann galt sogar öfters als Zielscheibe des gutmüthigen Witzes der übrigen Genossen der „Abende auf Schloß Löbichau," denn solche Abende waren bald eingerichtet, da Dorotheen das Glück so günstig war, zwei ihrer besten Freunde und Vertrauten hierher zu führen, den Rath und Ritter Rustan-Batowsky und Arnaud. Den Ersteren hatte sie eingeladen und zwar sollte er ihr als Erziehungsrath dienen. So seltsam dies klingt, es war ihre völlig ernste Meinung. Rustan war ein Mann von Welt und zugleich von Kenntnissen, die unschätzbar genannt werden konnten, weil sie gerade für die Verhältnisse, in denen Dorothee sich befand und voraussichtlich auch ihre Töchter sich einst befinden sollten, einen Schatz von Lebensregeln gaben, die man auf keinem andern Wege der Lehre oder des Unterrichts erreichen konnte. Gewohnt mit Fürsten zu

verkehren, ihnen in schwierigen Lagen Rath zu ertheilen, hatte Rustan, neben der Ehrlichkeit seines herrlichen Charakters, diejenige weltmännische Feinheit, Klugheit und Biegsamkeit sich zu eigen gemacht, die allein nur ihres Sieges über Schwierigkeiten gewiß sein kann. Der Umsturz der Monarchie, das Abtreten Stanislaus August's vom Schauplatze hatte auch ihn gezwungen, in Prag eine isolirte und von manchen Seiten sogar bedrohte Existenz zu suchen. Aus diesem unsicheren Asyle hatte ihn nun Dorothee befreit, sie hatte ihn zu sich berufen und, wie bemerkt, damit der treffliche Mann nicht Scrupel hege über die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Löbichau, ihm jene Stelle als Edukationsrath förmlich übertragen. Die jungen Prinzessinnen, bereits herangewachsene Mädchen, lernten ihren neuen väterlichen Freund und Führer achten und lieben, und Dorothee genoß auf das Ungezwungenste seines Umgangs, der ihr schon in Warschau so unentbehrlich gewesen war.

Herbstabende.

Somit waren, wenn Frau von der Recke hinzugerechnet wird, die auf einen längeren Besuch zu der Schwester kam, sechs bis sieben einander befreundete und zu einander auf's Beste stimmende Menschen zusammen. In dem Sommer, von dem hier die Rede ist und der in eines der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, kamen diese Gesellschaften zusammen und blieben bis tief in den Herbst, wo sie sich denn bei der Abreise der Herrin, nach allen vier Weltgegenden wieder zerstreuten.

Wenn der Abendhimmel sich über Hain und Fluren legte, wenn aus dem Saum des fernen Waldes herbstliche Nebel aufstiegen, wenn die Sterne sichtbar wurden an der immer tiefer dunkelnden Himmelskuppel und das Geläute der heimkehrenden

Heerden den Beginn der ländlichen Ruhe ankündigten, dann wurden zwei helle Lampen auf den runden Tisch gesetzt, der vor das Sopha gerückt wurde in Dorotheens Arbeitskabinette, und nun erschien Einer nach dem Andern, oft auch Alle zugleich, die lieben Abendgenossen, um der Herrin auf Schloß Löbichau ihre Tafelrunde bilden zu helfen. In den Gemächern, die Frau von der Recke bewohnt, hörte man zuerst eine Thür sich öffnen und diesen willkommenen Ton vernahm zuerst Vater Trautmann, der bereits im dunklen Saale auf und abschritt und auf dieses Zeichen zu warten schien. Sogleich eilte er hin, reichte seiner „Freundin" den Arm und führte sie gleichsam im Triumphe an den runden Tisch. Hier ließ er sie frei, indem er ihr eine tiefe Verbeugung machte, die mit Lächeln und Kopfneigen, zuweilen auch mit einem kleinen muthwilligen Schlage mit dem Taschentuche erwiedert wurde. Dorothee saß noch am Flügel und sang, hörte aber auf, als sie die Gäste kommen hörte. Hiller erschien mit mehren Büchern und Kupferstichrollen unterm Arm, Rustan brachte Zeitungsblätter mit. Ganz zuletzt trat gewöhnlich zerstreut und etwas verwildert, denn er kam gewöhnlich von der Jagd oder von spätem Herumschwärmen in der Gegend, Arnaud in das Zimmer. War die kleine Genossenschaft unter sich, so fand sie vollkommen Platz in dem Boudoir, befanden sich aber Gäste da-

bei, so war der anstoßende Salon zu ihrer Aufnahme geöffnet.

An dem Abende, der hier beschrieben werden soll, befanden sich Dorothee mit Arnaud anfangs längere Zeit allein. Die niederdrückende Schwermuth, die in Mienen und Wesen des jungen Franzosen lag, brachte Unruhe und Bekümmerniß über Dorothee. Sie hatte lange gewünscht, ihn auf eine Stunde allein zu sprechen, um ihm Vertrauen und womöglich ein erklärendes Geständniß seines Kummers zu entlocken. Heute fügte dies der Zufall sehr gelegen. Arnaud hatte seiner gewohnten Jagdparthie entsagt und trat in das Kabinet gerade als Dorothee beschäftigt war, einige Briefe, die sie von ihm hatte, zu ordnen.

„Ich komme, Ihnen noch einen Gast anzukündigen," hub er seine Rede an, indem er auf dem Stuhle am Flügel Platz genommen und einige Akkorde angeschlagen hatte. „Der General will sich Ihnen zu Füßen legen. Er gehört, wie Sie wissen, zu den Verbannten, und da sie ihm einmal bereits eine Zufluchtstätte gaben, hofft er, es werde auch diesmal geschehen."

„Mit Vergnügen," entgegnete Dorothee; „wo weilt er jetzt?"

„In Berlin; doch ein Brief und er ist hier. Seine Söhne hat er bei der polnischen Legion untergebracht und wie ich höre, vollbringen diese treff-

lichen Jünglinge mit ihren Kameraden Wunder der Tapferkeit. Auch Ignaz Lubicki ist dort."

„In der That?" rief Dorothee heftig bewegt. „Haben Sie Nachrichten?"

„Durch den Generalen," entgegnete der Gefragte, indem er einen finstern Blick auf die Herzogin richtete. „Wie beneide ich diese Jugend," setzte er nach einer Pause hinzu, „sie lebt in ihren Illusionen. Sie träumt und sie ist glücklich. Auch für mich gab es solche Tage."

„Die wiederkommen werden, lieber Arnaud. Lassen Sie uns nur getrost auf die nächste Zukunft unsere Hoffnung setzen. Ich sehe den Helden schon vor mir."

„Sie meinen den jungen Bonaparte."

„Keinen andern. Hören Sie doch alle Stimmen über ihn: er fliegt von einem Siege zum andern. Bereits staunt das alte Europa diesen göttlichen Jüngling an. Der Convent wird ihn nicht zu bändigen wissen; er wird ihn seinen Weg gehen lassen müssen, und welch' ein Weg wird dies sein!"

„Das ist's eben, was mich beängstigt; dieser Weg wird über das Grab der Freiheit gehen!"

„Nicht doch, Arnaud, nicht doch. Er wird Held genug sein, um sich im Siege zu mäßigen, um sich selbst zuzurufen: bis hierher und nicht weiter. Nur Ordnung, Ruhe, neue kräftige und bessere Gestaltung will er der Welt geben, und wenn diese

Mission vollendet ist, wird er sich als der Fügsamste unter den Fügsamen dem Gesetze beugen."

„Das wird ein Bonaparte nicht. Lesen Sie die Berichte und Antworten, die er dem Convente giebt! Unter aller geschmeidiger Form welche stolze Sicherheit! So spricht ein Mann der an der Spitze eines Heeres steht, das ihn vergöttert. Und mit einem solchen Heere wirft man ein Paris, wirft man eine Republik, wie wir sie vor uns sehen, in Trümmer."

„Nun denn, so lassen sie ihn König, Kaiser — was sie wollen, werden."

„Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht so," rief Arnaud und sein Antlitz glühte in Zornes- und Schreckensflammen. „Sollte Das geschehen — ich griffe noch heute nach der Waffe, die meinem Leben ein Ende macht. Einem Leben, das, da zwei Sterne ihm nicht mehr leuchten, keinen Werth mehr für mich hätte."

„Arnaud — sie sind krank."

Er warf sich ihr zu Füßen, drückte ihre Hand an seine fiebernde Stirn und rief: „Dorothee, verlassen Sie mich nun auch! Die Freiheit entschwebt der Erde, Sie waren ihre Schwester — folgen Sie ihr. Dann heißt es, es wird Nacht und wir dürfen zur Ruhe gehen."

Dorothee hatte, da er am Flügel saß, sich leise über ihn gebeugt, und kaum merkbar hatte ihr

Haupt das seine berührt, jetzt, da er vor ihr auf dem Boden lag, wandte sie sich ab und verhüllte mit beiden Händen das Antlitz. Dann hob sie sanft mit der Rechten ihn auf, hielt ihn jedoch abwehrend mit der Linken fern. „Wir wollen nicht gegen die Abmachung handeln," sagte sie leise. „Wir dürfen nicht zwei unruhigen Kindern gleichen, die muthwillig das Spielzeug zerbrechen, das bestimmt ist, ihnen in ihrer Einsamkeit Freude zu machen. Lassen Sie, Arnaud, die edle Vertraulichkeit zwischen uns walten, die über der Flamme der Leidenschaft wacht, daß sie erwärme aber nicht zerstöre."

„Es ist genug;" sagte Arnaud. „Sie lieben mich nicht."

Dorothee sah ihn mit einem seelenvollen Blicke an und schwieg.

„Und ich," fuhr er fort, und sah wie scheu zu ihr empor, „und ich bin der Wahnsinnige, der eine schöne Statue verfolgt. Der sich aufceibt, hier einen Stein und dort eine Wolke an's Herz zu drücken. Aber das hätten Sie mir sagen sollen, als wir unter den hohen Felsengipfeln Tirol's zum erstenmale Blicke in die Seele Einer des Andern thaten. Wie klang damals der Name Dorothee in mein Herz. Ich wußte damals nicht, daß eine Herzogin diesen Namen führte, ich sah nur das schöne Weib, das mit mir denselben Himmel theilte, dasselbe Ideal anbetete. Jetzt sind Sie Herzogin."

„Ihre Freundin, Arnaud, damals wie jetzt.“

„Sagen Sie das nicht. Ich wäre Thor genug, Ihnen zu glauben, und Sie würden mich auch hierin täuschen. Gesetzt, es gelänge mir, mein Herz zu bezwingen, dürfte ich hoffen, daß Sie mir — und mir allein — Freundin wären? O Sie haben stets einen ganzen Kreis von Männern um sich, die für Sie brennen. Sagen Sie nicht, daß Sie mich auszeichnen; Sie zeichnen mich nicht aus. Ich soll mit den Andern gehn. Aber meine Dorothee, ich will Sie allein besitzen, wenn auch nicht als Geliebte, so als meine bessere, zweite, meine flammende, meine verletzende aber auch wieder heilende Seele. Sie sollen mir ihre Schwester, die Freiheit, ersetzen, und Das, Dorothee, Das will viel sagen. Wenn Sie mir versprechen, so mein zu sein, so will ich wieder leben.“

„Soll ich Ihnen sagen, daß Sie mir der theuerste unter meinen Freunden sind?“

„Gut — gut! Sagen Sie Das. Aber nicht allein unter ihren Freunden, unter allen Menschen!“ —

„Sie sind ein Kind. Wenn ich einmal meine Freunde nenne, was soll es denn bedeuten, daß ich die übrigen Menschen noch dazu rechne.“

„Ach, Sie haben Recht!“ rief Arnaud und versteckte sein glühendes Gesicht hinter ihren Händen. „Ich werde zurecht gewiesen, ich werde als albern

hingestellt, und ich will sorgsam sein. Kommen Sie, daß ich Ihnen die Hände küsse, wie es einem Zurechtgewiesenen geziemt."

„Aber nicht wieder ein solcher Sturm!" bat Dorothee mit ihrem anmuthigsten Lächeln. „Ich muß recht ernstlich bitten, nicht wieder! — Sie werden machen, daß unser kleiner Kreis entsetzt aus einander fliegt, wenn er merkt, er habe zwei Wahnsinnige in sich eingeschlossen. Kommen Sie, wir wollen einige Schweizerlieder singen."

Sie setzte sich an den Flügel; Arnaud ergriff das Notenblatt, aber nach den ersten Takten warf er es zu Boden und setzte sich an den Tisch. Dorothee sang allein.

Nach einer Viertelstunde kamen die übrigen Abendgenossen. Arnaud entfernte sich und Dorothee ließ ihn gehen, indem sie ihm einen leichten Gruß zunickte.

Ohne es zu wissen an das vorige Gespräch anknüpfend, las Rustan aus den Zeitungen die Berichte über die neuesten Ereignisse und Schlachten in Egypten vor; nun war wieder Bonaparte der Gegenstand der lebhaften Debatte. Jeder der Tischgenossen sprach aus, was er von diesem jungen Helden erwarte. Frau von der Recke begnügte sich, ihm ganz einfach die Guillotine zu prophezeihen, die ihm gewiß sei, wenn er nach Frankreich heimkehre, Hiller ließ ihn in Egypten im Sande umkommen,

Rustan machte ihn zum Bundesgenossen der Türken und knüpfte daran neue Hoffnungen für Polen. Der gute Vater Trautmann sah in ihm alles Ernstes den Antichrist, von dem in den Büchern der Apocalipse Bericht abgestattet sei. Dorothee rief lachend: „Nichts von Alle Dem — er wird Diktator von Frankreich werden, und eine neue Zeit herbeiführen."

„Du vergissest," bemerkte Frau von der Recke, „daß die Bourbons noch leben, daß die Mächte Europa's unmöglich zugeben werden, daß ein Eroberer, ein simpler Soldat, ein Kind des Lagers, sich eindränge in ihre uraltehrwürdigen Reihen."

„Zugeben?" höhnte Dorothee; „es giebt sich auch da Etwas zu. Mit dem Schwerte wird er sie zwingen! Mit dem Schwerte dem alten morschen Europa Gesetze vorschreiben."

„Ha! die Republikanerin, die Jakobinerin!" riefen Alle und hoben die Hände in die Höhe, und Elise, von ihrem Stuhle aufspringend, setzte hinzu: „Schwester, ist Das Dein Ernst?"

„Sehen Sie denn Das nicht, gnädige Frau?" bemerkte Rustan. „Wie leuchtet der Blick unserer edlen Hausfrau, wie röthen sich die Wangen. Ja — es ist ihr Ernst und für uns Alle sind schon Jakobinermützen bereit."

„Seid ruhig," sagte Dorothee, „bis jetzt gehöre ich noch zu den Girondisten und Ihr habt Nichts zu fürchten."

„Gott sei gedankt," rief Trautmann, „ich athme wieder auf; aber das war ein wahrhaft grausamer Anfang unserer Abendgespräche."

„Doch im Ernste, meine Freunde," hub Dorothee wieder an; „glaubt denn nicht Jeder von uns, daß eine Erneuerung und ein Besserwerden unserer Zustände, der politischen wie religiösen, Noth thut, und daß ein Mann kommen müsse, der dies Alles, was wir nöthig haben, uns bringt? Ohne ein Zerstören des Alten geht es alsdann freilich nicht. Aber meiner Meinung nach kann das Alte, wenn es einmal fallen will, nicht rasch genug zu Boden geworfen werden. Nehmt nun an, daß Bonaparte der Mann ist, den ich hier meine."

„Unser politischer Zustand," nahm Rustan das Wort und Hiller trat ihm bei, „ist allerdings morsch und zerfallen genug. Schon der siebenjährige Krieg hat uns gezeigt, daß das alte deutsche Reich nicht mehr zu halten ist. Aber können wir nicht selbst mit einer Reform unserer Zustände fertig werden, muß denn da der Nachbar kommen und uns Rath und That geben?"

„Wenn es die ewige Vorsicht so wollte," sagte Elise mit frommer Rührung, „daß uns von Frankreich her, aus diesem Lande der Sünde und der Thorheit, das Heil käme, so müßten wir es freilich dankbar hinnehmen; allein ich glaube das nicht."

„Ihro Durchlaucht wollen gütigst Ihr Wort zurücknehmen," begann die alte Ehrendame, die Gräfin Hohenkreutz, „wie kämen die Staaten Europa's, unter denen so sehr viele alte ehrwürdige Herrscherkronen sich befinden, dazu, von einem simpeln Soldaten, denn Etwas Anderes ist und bleibt der Herr Artilleriefähnrich aus Ajaccio nicht, Gesetze anzunehmen? Nein, nein, Das darf und soll nimmermehr geschehen!"

„Auch ich protestire dagegen," nahm Vater Trautmann das Wort. „Wenn ich auch zugebe, daß unsere Kirchenzustände lose und zerfallen sind, wenn mir auch dringend nöthig scheint, daß in den Körper unserer schwachen Glaubensthätigkeit neues Blut komme, so wird doch nimmermehr von dort und gar noch von diesem Todtschläger und Antichristen uns das Heil kommen."

„So treffe ich denn überall auf Widerspruch," sagte Dorothee, „und stehe mit meiner Meinung und mit meinem Enthusiasmus für den Mann allein. Nun, die nächste Zukunft wird ja zeigen, wer von uns Recht hat. Wollen wir auf einen anderes Thema übergehen, denn ich sehe, meine Freunde behandeln diesen Gegenstand sehr ernst."

„Sehr ernst, liebe Dorothee," sagte Elise. „Und es kann auch nicht anders sein. Es handelt sich hier nicht um unsre irdische Existenz, denn der Christ opfert diese freudig auf, wenn es ihm geheißen wird,

sondern um die Erschütterung und Anfechtung jener himmlischen Güter des Glaubens, der Liebe, der Treue an den alten Satzungen der Väter, und hierüber darf Niemand gleichgültig denken."

„O, meine theure Frau," rief Trautmann, „mir aus der Seele gesprochen! — Lassen Sie sich einen christlichen Handkuß auf Ihre noch so schöne Hand gefallen."

„Sind also die Küsse auch von verschiedenem Glaubensbekenntnisse?" warf der junge Berliner Theologe ein. „Das hab' ich nicht gewußt; ich dachte, Sie wären Kosmopoliten und gehörten der ganzen Welt und die ganze Welt ihnen an."

„Herr Hiller erlaubt sich über Alles und Jedes zu spotten," sagte Frau von der Recke in einer gereizten Stimmung.

„So ist's!" bekräftigte Trautmann. „Und ich will offen bekennen, Das mißfällt mir."

Rustan und Dorothee lächelten.

„Hier ist nichts zu lächeln, liebe Schwester," sagte Elise noch gereizter. „Ich finde, Du verziehst den jungen Mann. Die Weise, die Herr Hiller hat, keck über Alles zu sprechen, hat für Dich einen Reiz; Du nennst das Genialität, es ist aber, wenn wir's untersuchen, Nichts als die völlige Glaubenslosigkeit und der entschiedenste Indifferentismus. Wenn für uns jedes Ding nur in dem Maaße einen Werth hat, als wir es zum Spielzeug unsrer Eitelkeit machen und

um unsre Redekünste daran zu üben, so kann nicht die Rede von einer eigentlichen Meinung sein, denn diese ist stets auf einer sittlichen Grundlage, auf Ueberzeugung befestigt. Du wirst es also auch nie bemerken, daß ich mit Herrn Hiller streite."

„Mir zum Glücke," entgegnete der junge Mann höflich, „denn dann würden meine Niederlagen unzählige sein."

Trautmann schüttelte das Haupt und sagte halb vor sich hin: „Das ist die neue Bildung der Geister, die von Berlin ausgegangen ist und die wir mit allen Kräften zu bekämpfen entschlossen sind. Man sagt, der große König habe diesen bösen Saamen gestreut; aber dem ist nur halb so, die Frivolität und Genußsucht der Hauptstadt hat stets nach dieser Richtung hin gesteuert."

„Das ist wahr," rief Hiller, „wir Berliner sind von Anfang an Beute des Teufels und werden in der Hölle braten; Lessing, Mendelsohn an der Spitze." —

„Genug! genug!" rief Dorothee. „Was haben Sie uns da mitgebracht, lieber Hiller?"

„Darstellungen von den neuesten Ausgrabungen in Herkulanum," erwiderte der Gefragte und legte mehre Blätter vor. Dieser Gegenstand interessirte Alle und darüber wurde Bonaparte, die Politik und die Berliner Bildung bei Seite geschoben.

„Bemerken Ihro Durchlaucht wohl," nahm der

Erklärer das Wort, „hier ist eine Straße aufgedeckt und man unterscheidet noch die Räderspuren der vor tausend und mehr Jahren hier hingerollten Wagen.“

„Ha, wie merkwürdig!“ rief Trautmann. „Hier über diese Spuren hinweg können also wohl die ersten christlichen Bekenner gewandelt sein.“

„Ich glaube hier noch die Spur eines Fußes zu sehen,“ rief Hiller, „und es könnte sein, daß es die des Apostels Jacobus war, der bekanntlich sehr große Füße gehabt haben soll.“

Trautmann lächelte gutmüthig; die Andern sahen die Blätter an, ohne auf diese Bemerkung zu achten. Jetzt gab der junge Gelehrte eine genaue und erschöpfende Erklärung des Ganges der Arbeiten beim Ausgraben. Auch die Einrichtung der Provinzialstädte der Römer, ihre Verbindung mit der Hauptstadt und den Hafenplätzen kam zur Sprache und führte eine Menge interessanter geschichtlicher und culturhistorischer Aufschlüsse mit sich. Die alte Ehrendame machte die Bemerkung, daß, wenn sie das Schicksal betroffen hätte, an einem so verderbten Hofe zu leben, wie der des Kaisers Nero unleugbar gewesen, sie es vorgezogen hätte, eine kleine Villa in Herkulanum zu beziehen und ihre Wohnung in Rom leer stehen zu lassen.

Dorothee erzählte von ihrer Reise nach Italien und Sicilien, und einige Landschaften von Hackert wurden bei der Gelegenheit prüfend besehen. Da-

bei rückte die Stunde der Abendmahlzeit heran und die kleine Gesellschaft begab sich in den Speisesaal.

Als die Andern fort waren und die beiden Schwestern sich allein befanden, hub Elise mit einer feierlichen Miene an: „Ich habe Dir, meine theure Dorothee, noch eine besondere und eigenthümliche Mittheilung zu machen. Seit einiger Zeit bin ich so glücklich gewesen, einen jungen Mann gefunden zu haben, der mir als Gesellschafter und Begleiter auf meinen Reisen dienen soll."

„Um Gotteswillen!" rief Dorothee. „Theure Elise, dies ist doch nicht der Eingang zu einer Erklärung, daß Du Dich wieder zu vermählen gedenkst?"

„Nun, und wenn Das auch wäre!" bemerkte Frau von der Recke mit leiser Stimme.

„Elise!"

„Er hat an eine meiner Freundinnen geschrieben und läßt unter der Hand nachfragen, ob ich wohl geneigt sein würde, seinen Bewerbungen Gehör zu schenken; er würde in dem Falle offen mit seinen Absichten hervortreten."

Dorothee sah halb traurig, halb lächelnd vor sich hin.

„Nun, Du antwortest nicht —"

„Was soll ich antworten? Ich fühlte mich an Deiner Stelle durch dergleichen Anträge recht im

Innersten gekränkt und beleidigt. Denke an die traurigen Erfahrungen, die Du in der Ehe gemacht."

„Es ist wahr! Wie gesagt, für's Erste ist nur die Rede von einer Begleitung auf meinen Reisen. Ich habe durchaus Jemand der Art nöthig. Aber der fromme, junge Mann, das Bild eines wahren Jüngers unsers Herrn, wird vielleicht mit Entrüstung zurücktreten, wenn ich ihm anbiete, mit mir in Gemeinschaft zu leben, ohne mein Gatte zu sein. Der Fall ist äußerst hart, wie Du siehst. Du kennst mich wohl, daß es mir nicht um eine neue Ehe zu thun ist, es kommt hier nur darauf an, ob eine reine Engelseele nicht durch ein zweideutiges weltliches Verhältniß, wenn wir es auch so rein als möglich zu halten suchen, und Gott ist mein Zeuge, daß ich diesen Vorsatz habe, beleidigt wird."

„Wo hast Du ihn kennen gelernt?"

„In Halberstadt, als ich meinen guten, alten Vater Gleim besuchte. Er lebte dort auf einem Landgute als Erzieher in sehr wenig ihm zusagenden Verhältnissen. Ich sage Dir, theure Dorothee, es ist ein Seraph von einem Manne."

„Gleicht er Deinem alten Seraph etwa? Du erinnerst Dich des Professors auf unserer Wanderung damals."

„Nun, er ist viel jünger und schöner; aber er hat allerdings auch diesen edlen leidenden Zug,

TÜ Raamatukogu

dieses Merkmal seiner unbeschreiblichen Güte und Reinheit. Lange blonde Locken wallen auf seine Schultern herab; er verachtet allen weltlichen Putz. Ganz wie ihn Gott geschaffen geht er dar-

„Wie, Elise, ganz wie ihn Gott geschaffen?“ —

„Nun ja,“ erwiderte Frau von der Recke leicht erröthend, „ich meine, in ursprünglicher Einfachheit, wie es ihm seine kindliche Seele gebietet. Weltliche Verhältnisse, weltlicher Kleiderputz sind ihm fremd. Er ist ganz Kind der Natur. Und dabei welch' ein Dichter! Ich habe Bruchstücke von Psalmen von ihm gelesen, die denen David's nahe kommen.“

„Das will mir nicht recht gefallen,“ sagte Dorothee. „Ein junger Mann muß mit Etwas Anderem zu dichten anfangen, als mit Psalmen. Und dann, nimm mir's nicht übel, finde ich es stark anmaßend, daß er sogleich daran denkt, Dir mit einer Heirath kommen zu dürfen.“

„Unschuld, nichts als Unschuld!“ — rief Frau von der Recke begeistert. „Er kennt ja die Welt und ihre Verhältnisse durchaus nicht. Wie ein liebes Kind tappt er in die Sache hinein. Was weiß er, daß eine Reichsgräfin von Medem und ein armer Kandidat nicht zusammen passen. Ich bin überzeugt, er weiß auch nicht, was es eigentlich mit der Ehe für eine Bewandtniß hat.“

„O, diese himmlische Unschuld!“ rief Dorothee.

„Lache nicht, meine Gute,“ sagte Frau von der Recke verweisend. „So wie Dein Kandidat ist er freilich nicht. Aber Gott soll mich bewahren vor einem solchen jugendlichen Ungeheuer. Ich begreife nur nicht, wie Du ihn um Dich duldest, ihm sogar Mittel giebst, seine sogenannten Studien zu treiben, die in Nichts Anderem bestehen, als Wege aufzufinden, wie alle bürgerlichen und religiösen Bande zu lockern und zu zerstören sind.“

„Du siehst zu schwarz,“ rief Dorothee begütigend. „Mir gefällt Kühnheit und Offenheit am Manne, und besonders am jungen Manne. Laß ihn sich seinen Weg suchen, er mag sehen, wie weit er kommt. Was aber gleich zahm und gefällig anfängt, daraus, glaube mir, wird entweder eine Schlafmütze oder ein Heuchler. Dies sei jedoch ohne Beziehung gesagt auf Deinen Kandidaten, dessen Name Du mir noch nicht gesagt hast.“

„Er heißt Tiedge. Aber ich bitte Dich, Das bleibt Alles unter uns. Es ist ja auch nur die Rede davon, daß er mein Begleiter und Reisegesellschafter wird. Wenn sich die Gelegenheit bietet, werde ich ihn Dir zuführen, obgleich ich fürchte, die Gesellschaft hier —“

„Könnte ihn verderben,“ fiel Dorothee rasch ein; „alsdann laß ihn nur, wo er ist. Du siehst

ein, Liebste, daß ich Deines Candid's wegen nicht meinen ganzen Haushalt und meine Lebensweise verändern kann."

Hiermit war das Gespräch zwischen den Schwestern abgebrochen, die sich umarmten und einander gute Nacht wünschten.

Fortsetzung.

Arnaud war mehrere Tage abwesend gewesen, dann trat er des Abends mit dem Generale ein, den er mit den Worten vorstellte: „Hier ist Ihr Patient, schöner Arzt, es geht ihm wohl, aber er will, daß es ihm noch besser gehe."

Der General küßte seiner Freundin auf das zärtlichste die Hand. An demselben Abend erschien auch Hellsender, der aus Petersburg und zwar über Warschau kam. Man setzte sich vergnügt an den runden Tisch. Kurz vorher hatten die neuen Gäste, so viel es noch die rasch eintretende Dunkelheit erlaubte, vom Altan aus die Fernsicht betrachtet und der General fand, daß hier eine auffallende Aehnlichkeit mit den kurischen Gegenden stattfinde, über welche Entdeckung Dorothee sich nicht wenig freute.

Der General hatte einen längeren Aufenthalt

in Paris gemacht, kam jedoch jetzt aus Rom, wo er seine Landsleute, die in der polnischen Legion dienten, besucht hatte. Der Mann, der mit Leib und Seele seinem Vaterlande anhing, glühte in schönem Enthusiasmus, als er den Ruhm verkündete, den die Polen sich in Italien erworben, und zugleich die Liebe schilderte, in welcher die Herzen der Italiener diesen Fremdlingen aus dem Norden entgegenschlugen. Sie spielten die Vermittler zwischen den hochmüthigen Franzosen und den feurigen leidenschaftlichen Italienern. Als die französische Armee sich in Civita-Vechia einschiffte, um Bonaparten nach Aegypten zu folgen, blieb eine Abtheilung unter dem Befehle des General Macdonald zurück, und dieser hatte den Auftrag, sich der polnischen Legion zu bedienen, um den Aufruhr, der in den Appeninen wüthete, zu dämpfen. Als commandirender Stabsoffizier ging der General Chlopicki mit dreihundert polnischen Jägern von Rom nach Anghiari ab, und diesen tapfern Polen hatte als Freund und Landsmann der General begleitet, hatte seine Söhne seiner Obhut empfohlen, und war dann nach Rom zurückgekehrt, um daselbst die Feier eines eigenthümlichen Festes zu begehen. Voll Dankbarkeit für das edelmüthige und tapfere Betragen der heldenmüthigen Schaar hatte der Senat von Rom beschlossen, ein Zeichen besonderer Verehrung den Polen zu geben. Auf dem Capitol überreichte der Consul

Angelucci einem jungen Krieger den Säbel Sobiesky's, der 1683 Wien von den Türken befreit hatte, zugleich auch die Fahne des Propheten, die Sobiesky in Wien erbeutet und damals dem heiligen Hause zu Loretto geschenkt hatte. Diese zwei kostbaren Gaben empfing ein Jüngling, den seine Landsleute selbst auserwählt hatten, als vollkommen würdig, im Namen Aller das Geschenk entgegenzunehmen. Er war unter den Tapfern einer der Tapfersten, dabei in den Künsten und Wissenschaften nicht unerfahren, die ihn befähigte in einer wohlgesetzten Rede den Römern den Dank Polen's darzubringen. „Ich sah ihn," setzte der General hinzu, „wie er mit der Oriflamme des Propheten in der Hand auf den Höhen des Capitols stand und nie ist mir eine poetischere, ja fast traumhaftere Erscheinung geworden. Es dünkte mir, der heilige Georg selbst, dieser jugendliche, in ewig blühender Schönheit prangende Jüngling stände vor mir."

„Und wer war dieser junge Mann?" fragte Dorothee; „Haben Sie seinen Namen nicht erfahren können."

„Gewiß habe ich den erfahren," entgegnete der General mit Stolz, „ich hörte ihn nennen, um ihn nie wieder zu vergessen. Leider wird er in diesem Kreise ein völlig Fremder sein. Er heißt Ignaz Lubicki."

„Ist's möglich!" rief Dorothee und eine helle

Röthe färbte ihr Antlitz, — „Graf Ignaz Lubicki!“

Arnaud warf einen düsteren Blick auf die Herzogin und der General fragte freudig überrascht: „Sie kennen ihn also, Fürstin?“

„In Warschau haben wir ihn öfters gesehen,“ erwiderte Rustan, da Dorothee schwieg und wie verwirrt und in Gedanken verloren zu Boden schaute.

„Ganz recht,“ rief der Erzähler; „er war einer jener nichtsnutzigen jungen Lieutenants, die ihre Tage und Nächte damit zubringen, Frauen den Hof zu machen, die nicht besser sind wie sie, und die sich dabei mit Schulden belasten, die ihre armen herabgekommenen Väter nicht bezahlen können. Wie schön hat aber dieser sich aus der Schlaraffenexistenz hinausgerettet. Sein Name wird jetzt genannt werden, wo von den hoffnungsvollen Söhnen des Vaterlandes die Rede sein wird.“

„Mein Ignaz!“ sagte Dorothee leise vor sich hin. „So ist doch Alles besser geworden, als ich gefürchtet.“ Als sie aufblickte, traf sie auf Arnaud's Auge, das sie finster anschaute. Er saß bleich und regungslos ihr gegenüber. Zum Glück fuhr der General unbekümmert in seiner Erzählung fort, und die Aufmerksamkeit der Andern wurde nicht rege gemacht. „Es ist auffallend,“ fuhr der Sprechende fort, „wie gelehrt in kurzer Zeit meine Landsleute geworden sind; sie wenden ihre müßigen Stunden

dazu an, Alterthumskunde zu studieren, und Einer der fähigsten Köpfe giebt sogar ein wissenschaftliches Tageblatt heraus, das den Titel: „la decade légionnaire“ führt. Vierzig überzählige Offiziere sind bei der Legion, und diese versehen den Dienst von Corporälen, theilen ihr Brod und ihr Lager mit dem Soldaten. Der Unterschied der Stände scheint aufgehoben; die Söhne der edelsten Geschlechter verkehren mit dem Bauer, der denselben Waffenrock trägt wie sie. Dafür wird aber auch von den Italienern auf allen Theatern die polnische Nation angesungen, und ich habe Hymnen absingen hören, die, wenn ich nicht ohnedies stolz auf mein edles Vaterland wäre, mich dazu machen könnten.“

„Und von Paris sagen Sie Nichts,“ warf Arnaud ein. „Wie fanden Sie die Stadt?“

„Es läßt sich nichts über die dortigen Zustände mit Gewißheit sagen,“ erwiderte der Gefragte. „Alles sieht einer Crise entgegen. Man glaubt, daß Bonaparte sich zum ersten Consul auf Lebenszeit werde ausrufen lassen.“

„Das wird, das darf nie geschehen!“ rief Arnaud mit großer Heftigkeit.

Eine Pause trat ein; die Andern schwiegen.

Dorothee war sichtlich befangen und verstimmt. Sie sandte zu Hellsender hinüber einen auffordernden Blick, den dieser verstand und sagte: „Ich habe nicht so schöne Dinge zu berichten; jedoch komme

auch ich von einer freudig bewegten Stadt. Ich habe Petersburg verlassen in einem Taumel von Glück über die ersten segensvollen, milden und gerechten Regierungsschritte, die der Sohn Katharinens, seitdem er die Stufen des Thrones bestiegen, seinem Volke sehen läßt."

„Ach — der Kaiser Paul!" rief Rustan. „Ich habe ihn als Kronprinzen gesehen, als er seine Reise unter dem Namen eines Grafen von Norden antrat, und alle Höfe Europa's besuchte. Man fand ihn liebenswürdig, aber sein Gesicht hat mir nie gefallen wollen."

„Giebt es denn irgend ein russisches Gesicht, das einem Polen gefällt?" fragte Hiller mit einem komischen Pathos.

„Erzählen Sie, Hellsender, wo sahen Sie den Kaiser?" fragte Dorothee.

„Zuerst auf dem Marsfelde bei der Fahnenweihe eines neu erschaffenen Regiments. Seine Gestalt, obgleich nicht unedel, verschwindet, wenn dicht neben ihm man die jugendlichen Körper der jungen Großfürsten erblickt, namentlich Alexander's, der halb wie ein junger Mars, halb wie ein Antinous erscheint. Unter den kaiserlichen Töchtern zeigen sich ebenfalls reizende Gestalten, voll Grazie, Frische und Jugend. Rußland hat sicherlich lange keinen solchen Hof gesehen. Die einsame Größe Katharina's, der Glanz, den ihr über ganz Europa hinstrahlendes

Diadem verbreitete, scheint beinahe vergessen bei dem Anblick dieser in Purpur geborenen glücklichen Familie, deren Mitglieder sich einander zu lieben scheinen, wie nur in Privatlebenskreisen man sich liebt."

„Er soll uns nur den Raub der Mutter wieder herausgeben," sagte Rustan düster.

„Ich fand viele Polen im Gefolge des Kaisers," hub Hellsender an, doch er sprach nicht weiter, ein Wink Dorotheens, der auf Rustan zeigte, hieß ihn schweigen. Rustan hatte dieses Zeichen bemerkt und mit einer Stimme voll Trauer und Sanftmuth sagte er: „Wozu theure Frau, verheimlichen wollen, was die Welt weiß? Es mußte eben so kommen: wir durften nicht übermüthig werden! Die eigenen Söhne mußten der Mutter das Grab graben."

„Haben Sie Nichts über das Lebensende der Kaiserin gehört?" fragte Dorothee, um die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken.

„Es ist gerade so gewesen, wie es vertraute Briefe schildern," entgegnete der Gefragte. „Wunderbar rasch und unerwartet ist die gewaltige Frau zu den Schatten niedergestiegen. Den Abend vorher hatte sie noch im kleinen heitern Kreise der Vertrauten gescherzt und sich mit ihrem alten Liebling, dem Oberkammerherrn Grafen Narischkin geneckt, dessen Furcht vor dem Tode sie dadurch ver-

spottete, daß sie ihm feierlichst das Ableben des Königs von Sardinien mittheilte. Sie verließ die kleine Gesellschaft, indem sie lachend versicherte, seit lange nicht so froh gelaunt gewesen zu sein. Am frühen Morgen ruft nicht der bekannte Klingelzug den Kammerdiener; er öffnet zuletzt leise die Thüre zu dem Arbeitsgemach und da erblickt er Katharinen auf dem Boden liegend, besinnungslos und ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Der Palast wird aus dem Schlummer geweckt, die Aerzte erscheinen, doch ihre Kunst müht sich vergeblich. Noch einen Tag liegt die Kaiserin in tiefe Bewußtlosigkeit und Regungslosigkeit versenkt, dann hört man sie am Morgen des zweiten Tags einen lauten, durchdringenden Schrei ausstoßen, und mit diesem Schmerzenslaute war ihr Geist entflohen. Der Großfürst und die kaiserliche Familie, die an ihrem Bette erschienen, fanden sie bereits ohne Lebenszeichen." —

„Der Schatten eines durch sie gemordeten Volks ging an ihr vorüber, darum dieser Schrei," sagte Rustan.

Eine tiefe Stille herrschte nach dieser Bemerkung und nach der obigen Beschreibung. Dorothee bedauerte, diese berühmteste Frau ihres Jahrhunderts nie gesehen, und nur in brieflichem Verkehr eine kurze Zeit mit ihr gestanden zu haben. Frau von der Recke war hierin glücklicher gewesen; sie

hatte ihre Schrift gegen Cagliostro der Kaiserin überreicht und über diesen Gegenstand einige anziehende und inhaltsreiche Gespräche mit ihr geführt; zugleich hatte ihr Katharina die zwei Comödien mitgetheilt, die sie gegen den Aberglauben und zur Bekämpfung der damals herrschenden mystischen Ideen geschrieben.

Die Gesellschaft theilte sich nach dem Abendessen. Da es eine schöne Mondnacht war, ging ein Theil in den Anlagen des Gartens vor dem Parke spazieren, der andere Theil blieb in den Zimmern und hierzu gehörte Frau von der Recke und Trautmann, zu denen sich auch die Gräfin gesellte. Arnaud, Rustan und der General verloren sich weit hinaus in's Feld, Hiller ging mit zweien der jungen Prinzessinnen auf der Terrasse auf und ab, und hielt freie Vorträge über Astronomie, zu denen der gestirnte Himmel die beste Anleitung gab. Die Herzogin hörte eine Weile diesen Erklärungen zu, dann bog sie mit Hellsender in einen Gang, der von der Terrasse zum Parke hinlenkte.

„Sie haben ihn also gesprochen?" fragte Dorothee, indem sie einen Blick zurück auf ihre gewohnte Begleitung warf und bemerkte, daß diese ihr nicht folgte. „Wie fanden Sie ihn?"

„Gnädigste Frau," entgegnete der Vertraute, „nie glaube ich, kann dem Beobachter gefallene Größe in einem tragischeren Lichte erscheinen, als

es hier bei dem ehemaligen Polenkönige der Fall ist. Stanislaus August lebt in Petersburg als Privatmann, scheinbar geehrt und von dem Hofe ausgezeichnet, allein nichts weniger als glücklich. Seit dem er in Grodno auf Befehl der Kaiserin die Krone niedergelegt, ist auch das Mark seines Lebens zerstört. Nie wird er vergessen, was er war, und wie er verloren, was er besessen. Vor allen Dingen ist die Verachtung, die ihm die Polen zeigen, welche nicht mit ihm eine Straße gewandelt sind, ein Fluch, der an ihm haftet und der den Frieden seiner Tage aufzehrt. Die Verräther wagen es, ihn zu den Ihrigen zu zählen, allein Stanislaus August thut sein Möglichstes, ihre Annäherung von sich zu weisen wo er nur kann. Wahrlich, Verrath am Vaterlande kam nie in seine Seele; Alles, was man diesem Fürsten vorwerfen kann, ist Schwäche und Wankelmuth in seinen Entschlüssen. Als Privatmann wäre er einer der besten, gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit gewesen."

„Sie beurtheilen ihn richtig," nahm Dorothee das Wort; „zum Glück fängt nunmehr die allgemeine Stimme an, nach seinem Sturze, in ähnlicher Weise über ihn zu sprechen. Hat er Ihnen keinen Auftrag an mich gegeben?"

„Den allerdringendsten. Er war untröstlich bei dem Gedanken, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein könnte, vor dem Schlusse seiner Tage Ihre

Durchlaucht wieder zu sehen. Er gab mir ein Päckchen Briefe mit, von denen er mir bemerkte, daß Ihro Durchlaucht sie ihm abgefordert hätten. Thränen standen in seinen Augen, als er mir diese Zeugen einer glücklichen Zeit einhändigte. Sagen Sie Ihrer Gebieterin, fügte er seinen Worten hinzu, daß sie mir mit diesem harten Gebot den ersten Schmerz verursacht, der von ihr kommt, von ihr, die mir nur Glück und Freude gebracht. Meine Lage hier, versichern Sie ihr das, ist von der Art, daß durchaus kein mißliches Geschick diese Papiere getroffen hätte. Diesen Schriften fügte er ein kleines, blauemaillirtes Kreuz hinzu, dessen Bedeutung er mir nicht näher erklärte."

„Ein kleines Erinnerungszeichen," sagte Dorothee wehmüthig lächelnd, „zugleich ein Beweis von dem edlen hochherzigen Sinne des Mannes. In einer Stunde innigen Vertrauens stifteten wir Beide einen Orden, dessen Mitglieder nur Fürsten sein sollten und zwar nur Fürsten, die sich durch ein heilig gegebenes Wort verbänden, nie feig und verrätherisch den Platz zu verlassen, den ihnen der Himmel angewiesen. Nur wir Beide — die einzigen Mitglieder des Ordens — haben unser Gelübde gehalten: Beide haben wir unsere Kronen verloren, aber wir haben uns redlich gewehrt, ehe wir gewichen sind, und nur die Gewalt hat uns vertreiben können. Das kleine, blau-

emaillirte Kreuz wird dereinst nicht unser Ankläger sein."

„Bei Ihro Durchlaucht wenigstens nicht," sagte Hellsender mit Innigkeit.

„Auch bei ihm nicht, dem armen Manne," fügte Dorothee mit Rührung hinzu. „Was konnte er anders als thun wie er gethan."

„Er konnte sterben — mit dem Degen in der Faust, sterben," sagte leise und gleichsam vor sich hin der Vertraute.

Die Erinnerung an den Mann, der ihr einst in bewegten Tagen so nahe gestanden, an den Vertrauen und zarte Neigung sie gefesselt, stimmte Dorothee so wehmuthsvoll, daß es ihr unmöglich war, nach diesem Gespräche die Gesellschaft wieder aufzusuchen. Sie ließ sich durch Hellsender entschuldigen und zog sich in ihre Gemächer zurück. Noch lange in der Stille der Nacht wichen die Bilder nicht von ihrer erschütterten Seele: der Tod Katharinens, der Sturz und die Verbannung des Freundes. Ihr eigenes Geschick trat hierbei mit einer erschütternden Macht vor ihr Auge und nöthigte es, heiße Thränen zu vergießen, die in der Einsamkeit der Nacht flossen, von Niemandem gesehen als von dem Lenker menschlicher Geschicke über den Sternen.

Der Tod des Herzog's.

Aus den stillen Genüssen des ländlichen Aufenthalts, aus dem Kreise der Freunde riß Dorotheen die Nachricht von dem stets schlimmer werdenden Befinden des Herzog's, der sich in Sagan befand. Sie eilte zu ihm.

Der Herzog sah sie mit einem gleichgültigen Blicke an. Er war in Unmuth versenkt. Sein Leben schien ihm verfehlt, er beklagte sich bitter, daß er von Allem, was er sich gewünscht, Nichts erstrebt habe. Sein Wohlwollen war ihm, seiner Ansicht nach, mit bösem Sinne gelohnt, seine Huld durch Untreue ihm vergolten, wo er Gehorsam zu erwarten berechtigt sich dünkte, war ihm Verrath und heimliche Abneigung begegnet. Er untersuchte dabei nicht, wie weit er selbst die Schuld trage an allem Widerwärtigen und Verfehltem seines Lebens.

Ohne große Gaben des Geistes wie des Herzens war er vom Geschicke auf eine Stelle gesetzt worden, die einen außergewöhnlichen Menschen, nicht einen gewöhnlichen forderte, und Herzog Peter war in Allem ein gewöhnlicher Mensch. Da er keine großen Tugenden hatte, so hafteten ihm auch nicht große Fehler an; es wäre dies ein Glück gewesen, wenn es ein Glück heißen kann, auf einem Throne zu sitzen, und dennoch durch Nichts über die Menge emporzuragen. Die wenigen Menschen, die er seine Vertrauten nannte, waren seine Schmeichler, und diese machten Miene, zu entwischen, als sie das Ende Dessen herannahen sahen, den sie als Mittel brauchten, sich zu bereichern. Vor der Herzogin konnte keiner dieser Männer hoffen, Beachtung zu finden. Die Schätze, die diese Unwürdigen sich gesammelt hatten, waren Denen entzogen, die um die Person des Herrn, wie um das Wohl des Landes sich wahrhaft verdient gemacht hatten.

Das Jahr 1800 brachte Dorotheen den Wittwenschleier.

Der letzte Herzog von Kurland und Semgallen wurde in fremder Erde zur Ruhe bestattet. Als man ihn zur Gruft trug, erschienen acht kurische Bauern und begehrten, den Sarg auf ihre Schultern zu nehmen; man gestattete es ihnen nicht und ohne ein Wort des Vorwurfs, aber auch ohne ein Merkmal des Beileids kehrten diese Männer heim.

Ein unglückliches Zeichen; selbst der Todte mußte den Widerwillen zeigen, den der Lebende stets gegen das Land kund gethan, das ihm eine Heimath und eine Krone gegeben.

Jetzt fielen beschwerliche Pflichten Dorotheen zu; sie mußte die vormundschaftlichen Geschäfte führen und bald auf den Besitzungen in Böhmen, bald in jenen in Preußen sich aufhalten. Sie zog hierhin und dorthin, gefolgt von einem Schwarme von Advokaten, der sich an ihre Fersen heftete. In Prag setzte sie sich ein wenig zur Ruhe und hier war es auch, wo sie zweien Bewerbern um ihre Töchter günstige Aussichten eröffnete. Katharine Friederike, die den Titel Herzogin von Sagan führte, wurde dem Prinzen Rohan, Marie Pauline dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen gegeben. Die Hymenäen zu feiern wurden Feste veranstaltet, an denen jedoch Dorothee nicht mit ihrer gewohnten Heiterkeit Antheil nahm, denn der leere Glanz und Schimmer der Welt fing an, ihr immer weniger zuzusagen. Das Gespräch der Freunde, ein gutes Buch, und vor Allem das Betheiligen an dem großen Entwickelungsprozesse des Völker- und Staatenlebens waren es, die ihre nur im Strome der Forschung und der Fortbildung sich wohl fühlende Seele beschäftigten. Sie war nicht mehr die Herzogin, sie war die geistvolle Frau, das Kind ihrer Zeit und ihres Jahrhunderts. Nichts hemmte sie jetzt mehr,

dem Ziele entgegenzufliegen, und dieses Ziel war: Freiheit, Humanität, Bildung.

Es sei verstattet, Dorotheen auf einem ihrer Züge zu begleiten, die sie durch die Hauptstädte Deutschland's machte, um dann wieder in ihrem kleinen Löbichau im Hafen einzulaufen. Zuerst eilte sie nach Halberstadt, um ihre Schwester abzuholen, die sie auf ihren Reisen begleiten sollte. Sie fand Frau von der Recke in dem träumerischen und glücklichen Zustande anmuthigen Schwankens, wie weit sie mit ihrer Anhänglichkeit für Herrn Tiedge gehen sollte. In einem der düstern Baumgänge des alten Stiftsgartens zu Halberstadt überraschte die Herzogin ihre empfindungsvolle Schwester, wie sie gleich zwei dünnen, schwarzen Schatten, die dem Elysium zuwandeln, mit ihrem Kandidaten spazieren ging. Das Gespräch, das Beide führten, betraf die Unsterblichkeitslehre und hier war es, wo Herr Tiedge Ansichten entwickelte und Gefühle zur Geltung brachte, die ihm das Herz der Frau von der Recke in einem Grade gewannen, wie er kaum höher zu denken war. Sie nahm ihren Schützling an der Hand und ihn der Schwester entgegenführend sagte sie mit einem verklärten Lächeln: „Hier hast Du ihn — hier ist mein Seraph!“ —

Der Seraph machte eine ungeschickte Verbeugung und erröthete, bei welcher Gelegenheit Frau von der Recke ihren Schleier ablöste und ihn dem jungen

Manne über den Kopf warf, indem sie rief: „Nur stille, liebe Seele! kämpfe unbehindert mit dem Geiste der Welt und wenn Du gesiegt hast, dann öffne ich Dir wieder das Thor, durch das Du in die Außenwelt einschreitest!“ Und zu der Schwester gewendet, sagte Frau von der Recke: „Keine Schmeichelei, Liebe, keine weltliche Phrase! — hier darf Nichts anrühren, als Ursprüngliches und Reines.“ Sie nahm jetzt den Schleier wieder ab und Dorothee, die einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann warf, entdeckte, daß er eine etwas große Nase, aber zugleich ein paar hellblaue, mit sanftem Feuer glänzende Augen hatte. Das Gespräch über die Unsterblichkeit wurde fortgesetzt, bis man an einen kleinen See kam, wo man sich hinsetzte, die beiden Frauen auf eine Bank, Herr Tiedge auf dem Grase, zu den Füßen der Frau von der Recke, die ihm ihr Körbchen mit den Filetnadeln und dem Knäuel zum Aufbewahren gab.

Nachdem einige Familienangelegenheiten durchgesprochen waren, kam es auf den Reiseplan, und hier zeigte Elise den Wunsch, Herrn Tiedge mitzunehmen, doch Dorothee sagte ihr leise auf Französisch, daß sie das nicht wolle, daß sie mit der Schwester allein zu reisen beabsichtige. Herr Tiedge spielte unterdessen mit den Filetnadeln und sah von unten auf die Herzogin mit einem forschenden Blicke, der Etwas von Mißtrauen und Unwillen an

sich hatte, als fürchtete er, diese schöne und weltliche Dame, die in den Garten gerauscht gekommen war, wie eine Fee im Mährchen, könne auf das Einverständniß und das Zusammenleben zwischen ihm und seiner göttlichen Elise nachtheilig wirken. Er war keineswegs der schwärmerische, unerfahrene Jüngling, für den er sich auszugeben für gut fand; er hatte bereits berechnet, welche Vortheile es ihm bringen mußte, mit einer reichen, vornehmen Dame in einer mystischen, zarten Verbindung zu stehen, und er hatte mit schnellem Scharfblicke in Frau von der Recke jene Frau erkannt, die ihm förderlich sein konnte, wenn er wußte, sich ihren Absonderlichkeiten und empfindsamen Launen zu fügen. Dabei hatte Herr Tiedge in Wahrheit das ehrenhafte Streben, sich zu vervollkommnen, und es war ihm ein angenehmer Gedanke, dieses durch Reisen thun zu können, welche er kostenfrei unternahm. Sein Talent zur Dichtkunst ward dabei in den Vordergrund gestellt und da auch seine hohe Patronin dichtete, so war dieses ein Grund mehr, eine innige Verbindung zwischen dem Reisegefährten und der Reisenden zu knüpfen. Wenn daher Frau von der Recke auf Wunsch ihrer Schwester darauf verzichtete, den Seraph jetzt schon mitzunehmen, so nahm sie sich dagegen vor, eine Reise nach Italien baldmöglichst zu unternehmen, wo er dann unzertrennlich von ihr sein sollte.

Die Reise der Schwestern wurde beim Beginne des Jahres 1806 angetreten. Sie verweilten zuerst längere Zeit in Berlin, wo der Herzog ein eigenes Palais unter den Linden angekauft hatte.

Angesichts der großen Kriegsbegebenheiten verhielt sich Berlin ziemlich ruhig. Napoleon's Siege machten der preußischen Monarchie keine Sorge. Der alte Ruhm Friedrich's des Großen schwebte über dem Heere und ließ jeden besorglichen Gedanken in weiter Ferne. Man sprach nur von den Siegen, die erfochten würden, wenn Napoleon sich erkühnen würde, mit Preußen anzubinden. Es war nicht anders möglich, als daß ein Heer mit so vielen glorreichen Erinnerungen sich über jedes Mißgeschick erhaben dünkte.

Der Hof blühte in seinem schönsten Glanze und Alles huldigte der schönen Königin. Zum ersten Male empfand Dorothee, daß sie nicht mehr die gefeierte Schönheit des Tages war; daß die Huldigungen einer Anderen zuströmten. Doch ihr Charakter, ohne Neid und Mißgunst, nahm dieser Wahrnehmung jedes Gehässige und sie war die Erste, die von den Frauen, welche auf den Vorzug glänzender äußerer Erscheinung Anspruch machten, der jungen Königin huldigte und ihren Liebreiz pries. Die Königin wählte sich dafür zum Danke öfters die Herzogin zu ihrer Gefährtin und in den kleinen Cirkeln, die der Hof gab oder besuchte, erschien nicht

selten Dorothee am Arme Louisens. Nicht so willig überließ die Herzogin den Sieg der Schwester der Königin, jener durch ihre berühmten und berüchtigten Schicksale bekannten, schönen Frau. Von den alten Verbindungen in Berlin fand Dorothee nur noch wenige vor und diese hatten sich scheu vor dem Glanze des jungen Hofes in die Einsamkeit zurückgezogen. Unter den jungen Prinzen glänzten der Bruder des König's, der Prinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Louis Ferdinand besonders hervor, der Letztere durch chevalereske Liebenswürdigkeit und durch das Talent der Musik, die er mit Virtuosität ausübte, nebenbei aber auch durch das Talent, Verwirrung in die Familien zu bringen, in denen schöne Töchter oder Frauen sich befanden.

Dorothee befand sich in einer neuen Welt. Die Formen der alten Courtoisie waren gänzlich umgestoßen; die Höflichkeit des Königs und der Prinzen war eine völlig verschiedene von der, die Friedrich Wilhelm II. und König Stanislaus August ausgeübt hatten. Eine geniale Unbesonnenheit, wie sie sich der Prinz Louis Ferdinand erlaubte, wäre an jenen Höfen und zu jener Zeit eine Sache der Unmöglichkeit gewesen, ebenso die kalte Blödigkeit und das wenige Zuvorkommende, welches der König in seinem öffentlichen Auftreten, namentlich gegen Frauen beobachtete. Doch wurde dies der neueste und beste Hofton genannt. Dorothee vermochte sich nur schwer

darein zu schicken. Sie fand die Artigkeiten, die der Prinz ihr sagte, ungeziemend, sie entdeckte in seiner Weise, sich an's Klavier hinzuwerfen und, unbekümmert um die Gesellschaft, stundenlang seinen Phantasieen nachzugehen, weder Feinheit noch Grazie, und die blöden Ansprachen des jungen König's, der am liebsten irgendwo bei den großen Assembléen in einen Winkel sich verkroch und keine auch nur entfernte Kenntniß von der den Fürsten unentbehrlichen Kunst der Repräsentation zu haben schien, machten sie manchesmal lächeln. Uebrigens mißfiel das Thema höchlich, das sie zum öftern aufbrachte und das in dem Lobe ihres Helden Napoleon bestand. Man zuckte die Achseln, wenn dieser Name genannt wurde, man gestand dem Manne etwas strategisches Talent zu, im Uebrigen aber gab man dem Glücke alles Verdienst der bis jetzt vollführten Thaten zu, über die die Welt sehr ungerechtermaaßen staune, denn die preußische Armee im siebenjährigen Kriege habe in einem ihrer unbedeutenderen Feldzüge mehr geleistet, als der ganze Krieg in Italien, Aegypten und am Rheine zusammengenommen, und die Lorbeeren Friedrich's seien aus keinem blutgedüngten Felde emporgewachsen, wie dies der Fall sei bei dem Korsen, der sich seinen Ruhm auf den Trümmern der bürgerlichen Ordnung und des Glückes der Staaten gegründet. Es war vergeblich, daß die Herzogin darzuthun suchte,

wie bis jetzt Alles, was Bonaparte zerstört habe, würdig gewesen, zerstört zu werden, daß tausend und aber tausend Mißbräuche und durch Jahrhunderte lang eingewurzelte Schäden durch ihn in kurzer Frist beseitigt worden. Sie erreichte Nichts, als daß man sie zuletzt sprechen ließ, ohne ihr zu antworten und der Witzbold des Hofes und der Gesellschaft, der Herzog von Mecklenburg, die hämische Bemerkung machte: „Die Herzogin strebe nach dem Ruhme, sich im Königreiche der liberalen Ideen eine Krone zu erobern, da ihr die abhanden gekommen, die die Legitimität ihr gegeben.“ Es ging so weit, daß die Offiziere des tonangebenden Regiments Gensd'armes, das die Roués und die Elegants der Hauptstadt unter seinen Fahnen zählte, sich weigerten, auf den Hofbällen mit den Töchtern der Herzogin zu tanzen. Frau von der Recke bat ihre Schwester auf's inständigste, die Lobreden auf den Corsen fortzulassen, sonst geschähe das Wunderbare, daß sie einen Krieg mit Preußen bekäme, ehe noch ihr großer Held zu den Waffen gegriffen.

„Wovon soll man denn in Gesellschaften sprechen?“ fragte Dorothee.

„Von Allem Anderen,“ entgegnete Elise, „nur nicht von Diesem. Sprich vom siebenjährigen Kriege.“

„Auch davon wollen sie nichts hören;“ rief Dorothee verdrießlich. „Sie dünken sich ja auch

über jene Zeit und ihre großen Feldherren erhaben. Es herrscht ein Hochmuth, ein Dünkel, der unerträglich ist."

„So sprich von Literatur, von der romantischen und klassischen Schule."

„Diese Gespräche hebe ich mir bis zu Weimar auf," antwortete Dorothee lächelnd.

„So sprich von Theater."

„Das interessirt mich nicht. Ich halte Iffland für ein mittelmäßiges Talent und die ewigen Familien-Dramen langweilen mich unaussprechlich. Es ist so ganz der Charakter unserer Zeit darin ausgeprägt, die vor lauter kleinen Sorgen und Mühseligkeiten, vor lauter albernen Hof- und Stadtklatschereien zu Nichts kommt."

„So bewundere die Königin."

„Das thue ich; allein ich finde daß die Frau unter ihrer Umgebung leidet. Man huldigt ihr auf eine Weise, wie eine Frau, die Geist und Selbstgefühl hat, unmöglich lange Huldigungen verträgt. Dieses ewige Plaudern über ihre Schönheit, über ihre weißen und runden Schultern, über ihre Taille, und über die Weise, wie hoch und niedrig das Kleid ausgeschnitten ist, kann lähmend wirken und wenn sie eine nur hübsche aber einfältige Person wäre, müßte sie dabei verkommen, wie viel mehr jetzt, da sie doch Geist, Charakter und Energie hat. Wenn ich mit ihr über Politik spreche, natür-

lich kann das nur sehr vorübergehend und aphoristisch geschehen, denn alle Augenblicke ist der König hinter ihr und horcht, was man mit ihr verhandelt, so merke ich aus ihren kurzen Antworten deutlich heraus, daß sie viel besser unterrichtet ist von der wahren Lage der Dinge, als ihre Umgebung. Sie ist aber klug und giebt sich nicht aus. Dasselbe würde ich in ihrer Stelle thun, allein ich müßte doch etwas freies Feld vor mir sehen, um gelegentlich zu handeln. Zu Zeiten hab' ich auch nichts sprechen dürfen, aber ich habe nie die Hände in den Schooß gelegt."

„Mit mir," nahm Frau von der Recke das Wort, „hat sie nur über den Ruhm gesprochen, den mein bekanntes Buch über den Magier sich erworben, und über die günstige Meinung, die die Kaiserin Katharina darüber geäußert. Ich dächte, man könne endlich einmal auch etwas Anderes mit mir sprechen. Ich habe ihr geantwortet: Ihro Majestät werden die Güte haben zu bemerken, daß ein großer Theil des günstigen Erfolgs jenes Werkchens Berlin zuzuschreiben ist, denn hier schöpfte ich den Muth und die Kenntnisse, um mit Wirkung jenem Betrugssysteme entgegentreten zu können."

„Ich weiß," entgegnete sie, „aber das damalige Berlin ist nicht das meinige. Unter dem Vorwande aufgeklärt zu sein, war man gottlos und sittenlos. Ich gab ihr darin Recht, obgleich ich überzeugt bin,

daß es keine sittenlosere Stadt giebt als gerade das Berlin dieser schönen Königin. Mein Himmel, welche Skandale in den Familien! Welch ein rastloses Verwüsten aller Heiligthümer der Gesellschaft und des Hauses durch eine Anzahl frecher junger Taugenichtse, die ihren alten Namen und die Ehren ihrer Ahnen in den Staub treten, durch die muthwilligsten Angriffe auf die Unschuld und die Tugend dieser armen Frauen und Mädchen. O theure Dorothee, man sagt, in unserer Jugend sei in der großen Welt Allerlei vorgefallen, was nicht zu billigen sei, es mag wahr sein, allein dieses Sodom, wie es hier wüthet, kann von keiner libertinen Zeit, als nur von der unter den alten römischen Kaisern und unter dem fünfzehnten Ludwig übertroffen werden. Und dabei ist die Religion zu einer reinen Sache der Conversation der gelehrten und galanten Salons geworden. Mit einem Worte, in dieser Stadt, und diesem Volke herrscht auch nicht die kleinste Spur von einem sittlichen Ernste."

„Siehst Du wohl, mein Corse ist auch hier nöthig!" rief Dorothee triumphirend. „Er muß auch hier Alles über den Haufen werfen, damit es neu umgestaltet werde. Nur keine Schonung mit dem Moder! Fort — hinaus mit ihm! das Messer des Chirurgen thut weh, aber es schneidet das Faule, Todte hinweg."

„Du bist unverbesserlich!“ sagte Frau von der Recke und brach das Gespräch ab.

Der berühmte Historiograph Preußens, Johannes von Müller, suchte Dorotheen auf und mit ihm verständigte sie sich am besten. Sie wurde seine Bewundrerin. Der ehrliche, freiheitliebende Schweizer war hier so glücklich verbunden mit dem Lobredner der Legitimität, daß der Mann mit gutem Fug und Recht zu gleicher Zeit Geschichtsschreiber der Eidgenossenschaft und des preußischen Königshauses sein konnte. Mit ihm durfte Dorothee von ihrem Helden sprechen, Johannes von Müller theilte ihren Enthusiasmus für ihn, doch, die allgemeine Stimmung kennend, war er vorsichtig genug, nur in sehr vertrautem Kreise, am liebsten mit der Herzogin allein, über diesen Gegenstand zu sprechen. Hier theilte er offen seine Befürchtung mit, daß der preußische Staat, besonders die Armee, dem „Andrange der Geschichte“, wie er das Vorschreiten Napoleon's nannte, nicht gewachsen sein dürfte und daß ein Zusammenstoß nothwendig gefährlich! wo nicht gar vernichtend für die Monarchie Friedrich's des Großen ausfallen müßte. Von diesem Punkte ausgehend, verbreitete sich das Gespräch Beider über allgemeinere Gegenstände und Dorothee hatte Gelegenheit, ihre Ansichten über Geschichte und Geschichtschreibung auszulassen. „Wenn ich die wenige Erfahrung,“ sagte sie, „in Anspruch nehme,

die ich selbst während einer bewegten Zeit, und wo es mir vergönnt war, in der Nähe der rastlos arbeitenden Maschinen zu stehen, und in das Getriebe ihrer Räder zu sehen, gesammelt, so bewundere ich, wie es noch Männer giebt, die es wagen, pragmatische Geschichte zu schreiben. Ich gestehe, wenn ich das Feld menschlicher Thätigkeit nach dieser Richtung hin überschaue, so erscheint mir Nichts schwieriger, als Geschichte schreiben. Wir haben eine Anzahl Geschichtschreiber aber keine Geschichte, und von diesen Geschichtschreibern widersprechen sich die Meisten in Aufstellung der Thatsachen wie der Ansichten über dieselben."

„Es wird dies auch immer so bleiben," entgegnete Herr von Müller. „Bei der völligen Unmöglichkeit, in das Herz der Menschen zu sehen, die geheimen Triebfedern und Kämpfe zu durchschauen, die als Resultat ihrer Thätigkeit einen Erfolg kund geben, den die Welt als Thatsache annimmt, ist es dem Geschichtschreiber zu verzeihen, wenn er diese, so schwankendem Boden entwachsenen Thatsachen nach seinem individuellen Rechts- und Wahrheitsgefühle in Gruppen zusammenstellt, die dem Auge auffällig erscheinen, und in ihrer Zusammenstellung der Menschheit irgend eine große Lehre vergegenwärtigen. In diesem Falle hätten wir allerdings weniger Geschichte, als Geschichte der Geschichtschreiber zu schreiben."

„Ich erwarte in dieser Beziehung von der Zukunft sehr viel," sagte Dorothee. „Ich glaube, daß für alle übrigen Künste und Wissenschaften eine Pause eintreten wird, und daß nur allein der Geschichtschreiber, aber dieser mit neugeschaffener Kraft und mit, von allen Seiten ihm zuströmenden Hülfsmitteln arbeiten wird. Aber freilich ist dies nur zu erwarten bei der uns zunächst nachfolgenden Generation, denn wir selbst werden genug zu thun haben, uns vor dem Gedränge der Thatsachen zu retten, die auf uns zuströmen, und roh, wie sie aus der Hand des Schicksals kommen, durchaus keinen sittlichen oder wissenschaftlichen Ueberblick gestatten, keine ästhetische oder philosophische Form der Darstellung dulden."

Als die Herzogin von ihrer nahen Abreise sprach, sagte der berühmte Gelehrte: „Wo wollen Sie hin? Sie werden nicht weit kommen. Wir werden nächstens die siegreiche Armee vor unseren Thoren haben. Bleiben Sie hier und warten Sie das Geschick der nächsten Tage ab."

Dorothee gab an, daß sie nach Weimar zu gehen beabsichtige.

„Sie werden den Herzog nicht finden; auch ihn berührt der nahe heranziehende Krieg. Er wird unfehlbar sich an uns anschließen, wenn es zum Ausbruche kommt. Jetzt ist keine Zeit mit Musen und Musenlieblingen zu verkehren."

„Gerade jetzt ist diese Zeit," nahm Dorothee

lebhaft das Wort. „Der Sturm von Außen macht uns die Behaglichkeit des geschützten Hauses doppelt genußreich. Man weiß, man hat diese Schätze nicht lange mehr, man eilt sie auszubeuten. Ich erinnere Sie an die geistvolle Einkleidung des Decamerone. Die Pest herrscht in Florenz, und ein Häuflein gebildeter Menschen vertreibt sich die Zeit, dicht zu den Füßen des kolossalen Gebildes des Todes, mit anmuthig scherzenden Erzählungen."

„Sie haben einen seltenen Sinn für Leben und Lebensgestaltung, Herzogin," bemerkte Müller. „Mit Ihnen möchte ich stets verkehren. Wissen Sie wohl, an wen Sie mich mahnen?"

„Ich bin neugierig." —

„An jene berühmte, vornehme und schöne Italienerin, an Victoria Colonna, Marquise von Pescara, die Freundin des Ariost, des Bembo, Casa, des Varchi und aller der berühmten Männer des Zeitalters Leo's X."

„Sehr gütig; doch sollte in dieser Zusammenstellung nicht auch eine irrige Thatsache obwalten?"

„Alsdann strafen Sie den Geschichtschreiber, der seine Ueberzeugung ausgesprochen," entgegnete Herr von Müller in einem höflichen und anmuthigen Tone.

Die Reise nach Weimar wurde unternommen als der Sommer sich bereits stark dem Herbste zuneigte. Die Kriegserklärung Preußen's hatte Statt

gefunden. Alle Straßen befanden sich mit Kriegszügen besetzt. Doch in Weimar selbst war Alles ruhig; man erwartete kein Zusammentreffen nach dieser Seite hin. Der Herzog war nach Berlin gezogen, die Herzogin Louise empfing die Gäste mit der größten Freundlichkeit. Frau von der Recke, die in einem intimen Freundschaftsbündnisse mit der Herzogin von Dessau gestanden, war durch diese Fürstin dem regierenden Hause in Weimar auf das vortheilhafteste bekannt. Dorothee hatte ihrerseits aus früheren Aufenthalten in dieser Residenz der Poeten die berühmten Geister kennen gelernt, es fiel ihr daher nicht schwer, alte Bande zu erneuern und fester zu knüpfen.

Sie trat in das Arbeitszimmer Wieland's mit heiterem Willkommensgruße. Der Verfasser des Oberon sprang auf, lief seinem hohen Gaste entgegen und rief: „Um Gotteswillen, liebe Frau, es stürmt vor unseren Thoren, und Sie — sind da!"

„Und warum sollte ich nicht da sein, mein edler Freund!" sagte Dorothee lächelnd. „Kann man sich bei drohenden Gefahren besser schützen, als in den Armen seiner Freunde?"

„Die Ihnen offen stehen!" rief der Dichter begeistert, und breitete weit seine Arme aus. Dorothee umarmte den Greis. „Ja," sagte dieser, „es ist eine Zeit, wo die Guten und Besten eng zusammenstehen müssen. O meine theure Freundin, ver-

dammen Sie mich; aber ich will Ihnen nur gleich bekennen, daß Sie einen argen Ketzer und Sünder vor sich haben. Ich liebe meinen Feind! ich bewundere den großen Unmenschen — ach — ach! ich kann nicht anders."

„Sie haben an mir eine Genossin ihrer Schwäche und Verirrungen," rief Dorothee, „ich muß mich derselben Sünde und Ketzerei anklagen. Aber wir wollen, wie schlimme Kinder, die die Ruthe hinterm Spiegel fürchten, nichts von unseren kleinen Unarten unter die Leute bringen."

„Gut! Vortrefflich!" rief Wieland. „Eine allerliebste Heimlichkeit! Und wenn wir die Ruthe bekommen, so wollen wir gemeinschaftlich dulden. Während die grausamen Hiebe fallen, wollen wir uns umarmt halten und küssen. O nicht wahr, Sancta Dorothea, wir können auch die Märtyrer spielen? Nicht wahr? Die Frommen können noch von uns lernen."

Auf diese Weise scherzte Vater Wieland. Er begleitete die Herzogin nach Jena und hier wurde ihr von den kurischen Studierenden ein Ständchen gebracht. Sie stand neben Wieland am Fenster, als die munteren Töne erklangen. „Das ist rührend," sagte sie; „ich kann diesen jungen Leuten Nichts mehr sein, ich habe bei ihnen meine Rolle ausgespielt, und doch feiern sie meine Ankunft, als bestänben noch die früheren Verhältnisse. Ich bin

nicht so eitel, dies mir allein zuzuschreiben, vielleicht sind hier Hoffnungen und Erwartungen im Spiele, die man zu verwirklichen strebt."

„Das ist nicht der Fall," entgegnete Wieland; „die Huldigung ist uneigennützig, und ist nur Ihrer Person gebracht, meine edle Freundin; wollen wir nicht ungerecht sein gegen den Geist der Jugend, der immer vor dem Alter und der Besonnenheit einen Schritt voraus hat."

In diesem Augenblicke ließ sich eine Deputation der Jünglinge melden, und mit den kurischen Farben geschmückt, traten drei Abgesandte ins Zimmer. Es war ein Enkel des würdigen von Nolde darunter, und dieser begrüßte die Herzogin mit Worten der Ehrfurcht und der Zuneigung. Dorothee war gerührt: alte Zeiten und Erinnerungen stiegen in ihr auf; mit Herzlichkeit reichte sie dem jungen Manne die Hand, der sie an die Lippen führte, während unten das laute „Viva Dorothea!" erscholl. Die Fackeln, die der Zug mitgebracht, erhellten den Marktplatz und warfen rothe Lichter hinauf zum Balkon des Hauses, auf dem die Herren und Damen des Gefolges der Herzogin standen. Frau von der Recke, auf Wieland's Arm gestützt, trat nun hervor, und auch sie wurde mit einem lauten Rufe bewillkommnet. Wieland ließ sich ein hohes Deckelglas mit Wein füllen und erschien zwischen den beiden Schwestern, indem er in ihrem Namen dankende

Worte sprach: von unten aus wurde ihm mit der bekannten Strophe aus dem Oberon geantwortet:

„Du kleines Land, wo ich das erste Licht gesogen,
Die erste Lust, den ersten Schmerz empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Doch fühlt mein Herz sich nur zu Dir gezogen;
Fühlt aus dem Paradies sich nur aus Dir verbannt!"

Dorothee lächelte gerührt zu diesen Versen; sie sprachen ihr innigstes Gefühl aus. Das kleine Land — ach es war und blieb ihr unendlich theuer! Die Fackeln brannten düster, der Zug verlor sich und die milde Herbstnacht trat wieder in ihre Rechte und sandte das sanfteste Mondlicht über die Dächer der Stadt hin. Wieland war in Begeisterung; er umschloß die Herzogin und rief: „Meine Tochter — wird man auf den Wolken dort oben auch so glücklich sein?" — „Gewiß mein lieber Vater," entgegnete sie; „man wird es sein, wenn man es verdient."

„Und man verdient's nie!" rief Wieland. „Ich kenne Das. Sie fallen in den Ton der Frommen. Ich weiß Nichts Unglücklicheres als ein „Wenn" und „Aber", wenn es sich um die ewige Seligkeit handelt. Ich will sie haben, trotz meiner Schwäche, trotz dem, daß ich Wieland bin und bleibe."

„Und Sie werden sie bekommen," fügte Frau von der Recke begütigend hinzu.

Da Vater Wieland in Folge dieser frommen

Andeutungen, mehr aber noch nach Genuß einer Tasse schlechten Kaffee's etwas übler Laune geworden, erheiterte ihn Dorothee auf der Heimfahrt durch eine Anekdote, die sie noch aus Warschau mitgebracht. Dort hatte eine vornehme Polin, die etwas Deutsch verstand, und sich damit brüstete, von Göthe's „Werther" gesprochen und diesen über die Maßen gelobt. Nur eine Stelle war ihr unverständlich geblieben, die, wo es heißt: O Klopstock, wenn Du diese Thränen sehen könntest, die die Bewunderung für Dich diesem Auge erpreßt! Sie wußte nicht, was das Wort „Klopstock" heißen sollte, und da sie es in ihrem deutschen Wörterbuche nicht fand, zog sie ihren deutschen Koch zu Rathe. Dieser, vom Gesichtspunkt seiner Kunst, betrachtete das fremdartige Wort als Etwas, was in die Küche gehörte, und belehrte seine Gebieterin, daß Klopstock so viel heiße, als geklopftes Fleisch, also Beefsteaks. Die Dame war zwar ein wenig verwundert, allein sie rezitirte nun die Stelle: O Beefsteaks, wenn Du diese Thränen sehen könntest, die die Bewunderung für Dich diesem Auge erpreßt! —

Wieland lachte, daß er sich im Wagen krümmte, und drückte einmal über's andere seiner Freundin dankbar die Hand. „Sie haben das große Beefsteaks gesehen?" fragte er, noch immer lachend, nach einer Weile.

„In Hamburg," erwiderte Dorothee; „allein es

ist mir wenig von ihm im Gedächtniß geblieben. Die Messiade habe ich zwar angefangen, aber nicht zu Ende gebracht, trotz des Scheltens meines guten alten Lehrers, der sie mir als ein Wunder der Dichtkunst pries."

„Welche seltsame Idee!" rief Wieland, „ein Heldengedicht schaffen zu wollen, in welchem der Held nicht handelt, sondern nur leidet. Homer würde einen solchen Gedanken sogleich als unausführbar verworfen haben. Auch für die Frommen ist's nichts, denn für die ist es zu geschmückt; das ganze Gedicht ist also nur ein Beweis, wie man einen ungeschickt aufgefaßten Gegenstand, ungeschickt behandeln und mit großer Beharrlichkeit ungeschickt zu Ende bringen kann."

„Ich besinne mich nur einer Episode darin," hub Dorothee an, „die mir als neu und wirksam erschien; dies ist die Gruppe Adam und Eva's unter dem Kreuze. Diese Situation ist mit genialer Phantasie verbunden."

„Auf diese Idee hat ihn Milton gebracht," entgegnete Wieland, „so wie er auch die Figur des Satans von dem englischen Dichter hat, wo sie, meiner Ansicht nach, eine Menge Züge von Erhabenheit mehr bietet; schon die Narbe auf der Stirne, die nie völlig zuheilt, und die er erhielt, als er vom Himmel stürzte, ist ein Zug düsterer Größe, der mir immer einen Schauer des Entsetzens

eingeflößt hat, wenn ich mir diesen mächtigsten der Engel denke, der für eine unzeitige Kritik, die er sich über die Einrichtung des Himmels erlaubte, so sehr viel zu leiden hat."

„Sie sehen," sagte Dorothee lächelnd, „wie gefährlich es ist, Kritiken zu schreiben."

„Aber zugleich," fiel Wieland rasch ein, „sehe ich, wie angenehm es sein muß, seine Kritiker siebzig Millionen Klafter tief hinabzustürzen. Ich wollte, ich hätte es gekonnt bei manchen Gelegenheiten meines Lebens."

„O nicht doch! Vergeben ist die beste und zugleich die beißendste Kritik."

„Wenn ich an Die denke, die sich auf meine Kosten einen guten Tag gemacht," hub Wieland wieder an, „so fällt mir unser Herr Staatsminister ein. Wollen Sie nicht Göthen einen Besuch abstatten?"

„Man hat mir gesagt, er nähme Niemanden an."

„So, ist's also wahr! Ich höre die abenteuerlichsten Dinge; man erzählt von plötzlichen Entschlüssen, die er gefaßt hat, und die sich auf seine häuslichen Verhältnisse beziehen sollen. Ausgemacht ist, daß er aus Rand und Band ist, und daß das „Hannibal ante portas" auf ihn eine dämonische Wirkung ausübt. Eine Zeit hieß es, er wolle flüchten; es scheint aber, daß er diesen Entschluß, wenn er ihn jemals gefaßt, aufgegeben hat. Da ist es

gut, schöne Freudin, wenn man etwas weniger großer Dichter und etwas mehr Philosoph ist und eine so liebenswürdige Musarion zur Seite hat, als gegenwärtig Ihr gehorsamer Diener; alsdann bleibt man unangefochten von Allem, was da kommen mag."

„Daß ich Schiller nicht wiederfinde, bekümmert mich tief," nahm Dorothee wieder das Wort. „Es hatte, wie ich ihn zuletzt sah, nicht den Anschein, als wenn er uns so bald sollte entrissen werden."

„Er war mit seinem Körper fertig," sagte Wieland. „Er hatte ihm immer mehr zugemuthet, als er hinzunehmen die Kraft hatte. Er war ein ästhetischer Prasser; er betrank sich im Ideal; dabei verdaute er schlecht und seine Brust stürzte ein. Er war neidisch auf anderer Leute Gesundheit, er beneidete Goethe, sein Genie und seinen guten Magen. Von mir soll er gesagt haben, ich sei deshalb so alt geworden, weil ich eigentlich Nichts als Kinderschriften geschrieben. O, Sie glauben nicht, Herzogin, wie diese zwei großen Herren hochmüthig auf mich niedergeschaut haben."

„Sollen wir nicht Schiller's Grab besuchen?"

„Das wird schwer zu finden sein. Man hat ihn auf einen obscuren Kirchhof in irgend ein Gewölbe gebracht, wo gerade Raum übrig war. Auch folgten ihm nur ein paar Männer zur Gruft, sein Arzt und noch Jemand. Ich befand mich gerade

in Osmanstädt und wäre herübergekommen, wenn das Wetter besser gewesen wäre; so dachte ich aber, der alte Kinderschriftsteller kann zu Hause hinter'm Ofen bleiben."

Dorothee hörte diese Worte mit Lächeln. — „Deutschland's große Geister," sagte sie, „sind, wie es scheint, nicht ganz einig unter einander."

„Was mich betrifft," rief Wieland heftig, „ich habe stets gelobt und bewundert, und lobe und bewundere noch, was ich zu loben und zu bewundern finde; aber wie ist man mit mir umgegangen? He! wie ist man mit mir umgegangen? Ich war ihnen nicht genial; sie nannten mich die unzüchtige Nachtmütze, das französische Wickelkind, die alte Cousine Voltaire's, die antike Kinderklapper, der Schweizerbub' und dergleichen. Ich hab' Alles wiedererfahren, aber ich thu', als wüßte ich's nicht. Ich lüfte nach wie vor mein schwarzes Käppchen, wenn der Herr Staatsminister in mein Zimmer tritt, und ich gedenke nicht der Tage, wo seine Excellenz hier auf dem Markte standen und in Gesellschaft Seiner Durchlaucht, unseres gnädigsten Herrn, mit der Hetzpeitsche nach den nackten Beinen der zum Markte kommenden Bäuerinnen schlugen. Es ist dies freilich schon lange her!"

„Wollen Sie mich nicht zu dem Herzoge von Gotha begleiten?"

„Erlassen Sie mir Das, sancta Dorothea. Der

Herzog ist für mich ein unleidlicher Mann, und überdies ist Herr Richter jetzt da, oder Jean Paul, wie er sich komischer Weise zu nennen beliebt. Er, der kaum ein Wort französisch versteht, nennt sich französisch. Das soll auch genial sein? Ich könnte mich mit eben dem Rechte chinesisch nennen, etwa Yank-Hank-Tang oder so etwas dergleichen, und könnte einen Glockenthurm auf den Kopf setzen. Ich bin überzeugt, der Glockenthurm fände Nachahmung, denn es muß doch gar zu lieblich sein für einen großen Genialen, daß, wenn er durch die Menge schreitet, man ihn sogleich an dem Geläute und Geklingel seiner sämmtlichen Glocken erkenne und ihm ehrerbietig ausweiche. Es würden alsdann die Literaturzeitungen unnütz sein."

„Was hat Ihnen der Herzog von Gotha zuwider gethan?"

„Nichts. Was kann mir ein Mann thun, der sich halb in einen Affen, halb in einen Bajazzo verwandelt hat. Kennen Sie die neueste Anekdote von ihm? Es ist bei Hofe gerade sehr langweilig; es fällt Nichts vor, über das man Späßchen machen kann; der Herzog will aber Späßchen machen. Er läßt also unter der Hand verbreiten, die Kaiserin von Fetz und Marocco sei incognito angekommen. Der Hof wird zusammengetrommelt und in einen gewissen Saal geführt, wo auf einem Ruhebette von hellblauem Sammet mit goldenen Sternchen ge-

stickt, ein Weibsbild liegt, schaamlos entblößt, mit einer mächtigen, blonden Perrücke geschmückt und überdeckt mit Geschmeide aller Art. Dieses Weibsbild ist der Herzog, der, als der Hof versammelt ist, ihn mit lautem Lachen begrüßt. Nichtsdestoweniger wird der Spaß fortgeführt: das schaamlose Weibsbild erhebt sich vom Sopha, tanzt im Saale und läßt sich von den jungen Offizieren Hände und Arme küssen. Ein anderes Mal legt er an einem Tage drei verschiedene Perrücken an, hochblond am Morgen, schwarz am Mittag und weiß gegen Abend. Bei Tische gießt er kölnisches Wasser zu seinen Speisen und nöthigt seine Gäste, ein Gleiches zu thun. Oft erlaubt er sich, die Perrücke halb über's Gesicht zu ziehen und durch eine Oeffnung in den Locken seine Gäste anzublicken. Kurz ein — fou! Dabei hat er Zeiten, wo er sehr geistvoll und höchst tiefsinnig sprechen soll, wie Freund Richter versichert. Hier bei Hofe sieht man ihn nicht gern und unser großer Staatsminister hat sogar offen mit ihm gebrochen, seitdem sich der Herzog einige Witzeleien über Seine Excellenz erlaubt."

Dorothee trennte sich von ihrem alten Vater Wieland, um die Fahrt nach Gotha anzutreten. Frau von der Recke war bereits einige Tage früher nach Halle abgereist, wo sie eine Jugendfreundin zu finden hoffte.

Herzog August empfing an seinem kleinen Hofe

die Herzogin mit großer Auszeichnung. Er nannte sie abwechselnd Aspasia und Diotima, und erinnerte sich mit Entzücken der Tage, wo er sie bei Gelegenheit einer der früheren Reisen der Herzogin gesehen. Dorothee fand ihn verändert; ein Zug von Abgelebtheit war in sein, nie früher schönes Gesicht gekommen und hatte es vollends bedeutungslos gemacht. Das fade Blaugrau der Augen, die öfters eine verschiedene Richtung annahmen, und deren weiße Wimper Etwas Cretinartiges an sich hatten, war noch auffälliger geworden, indem sie nicht mehr unterstützt wurde durch das zeitweise Aufblitzen von Lebendigkeit. Dennoch behauptete der Hof, der Herzog sei ein schöner Mann. Ein boshafter Mann war er jedenfalls, denn er verschonte mit seinen Sarkasmen und verdeckten wie offenen Angriffen Niemanden. Dorothee, die unterdessen gelernt hatte, über Fürsten und Völker nachzudenken, empfand diese würdelose Erscheinung mit einer Art Widerwillen, der sie zwang, ihren Besuch möglichst abzukürzen. Der Herzog las ihr Stellen aus einem Romane vor, den er selbst gedichtet und der Scenen aus der griechischen Schäferwelt enthielt. Auf eine lächerliche Weise waren sämmtliches Geräthe und der Haus- und Gartenbedarf griechisch benannt, so daß Niemand verstand, wovon eigentlich die Rede war. Die Composition des Ganzen war ermüdend, trocken und langweilig. Der Herzog, als er mit

dieser Lektüre zu Ende war, führte seinen Gast in eine kleine Galerie, wo der Maler Grassi seltsame Figuren, gleichsam Traumgebilde, auf Angabe des Herzogs dargestellt hatte, von denen Einige grünes Haar, Andere keine Augen, statt deren Sterne hatten. Im Kabinet, das für die Herzogin eingerichtet war, befand sich eine Uhr in Form eines Todtenkopfes, an der der Zeiger durch einen Wurm gebildet wurde, der sich langsam herumbewegte und an dem Knochen zu nagen schien. Alles Das war durchaus nicht belustigend, sondern eher abschreckend und verletzend.

Eine Seite hatte der Herzog, die Dorotheen doch immer wieder zu ihm hinzog, es war die grenzenlose Bewunderung, die er für Napoleon hegte, allein diese Bewunderung nahm, wie Alles bei ihm, eine seltsame Form an. Die Folgezeit hat dies noch mehr bewiesen, denn als Napoleon bei der Unterwürfigkeit des Herzogs, mit der er ihn empfing, ihn aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, entgegnete der Herzog, indem er sich auf die Zehe hob und halb zum Kaiser hinbog: „Nichts, Sire, als — einen Kuß!“ Worauf Napoleon sich abgewendet und zu seiner Umgebung gesagt haben soll: „C'est un fou!“

Jean Paul, als er von diesem seltsamen Herrn mit der Herzogin sprach, sagte: „Nur das Verlangen nach Ruhm und Größe und das Bewußtsein, diese

in seiner Stellung und bei seinen Fähigkeiten nie erlangen zu können, sind Schuld an seinen Bizarrerieen. Unendliche Fehler sind bei seiner Erziehung begangen worden. Wollen wir ihn beklagen und — lieben."

Dazu konnte es Dorothee allerdings nicht bringen; aber sie entschuldigte ihn. Er war ihr ein Bild von Deutschland's verkommenen Zuständen und von dem traurigen Verfalle der Fürstengröße. Solche Fürsten waren bei einem gesunden Staatsleben ein Ding der Unmöglichkeit, sie konnten nur entstehen, wo alle Bande der Gesellschaft gelockert waren und sich jeder Einzelne, abgesondert vom Ganzen, als eine Abnormität auszubilden Zeit und Gelegenheit hatte. Die Fürsten Deutschland's waren Serail-Sprößlinge geworden. Umhegt von Hof- und Leibgarde hatten sie jede Beziehung nach Außen hin, selbst die nächste, zu ihren Unterthanen verlernt und deshalb wurde es möglich, daß eine Anzahl bezahlter Schurken das Volk plündern und das Land aussaugen konnte, während die Puppe, die auf dem Throne saß, auch nicht das Mindeste davon merkte.

Im Parke, nahe am Schlosse, befand sich eine Insel, auf dieser, hatte der Herzog bestimmt, solle er einst begraben werden und zwar sollte das Gewölbe die Gestalt eines gewöhnlichen Zimmers haben, mit Statuen und Büsten verziert. Auf einem

Sopha, vor dem ein Tischchen mit einer ausgelöschten Kerze neben Büchern stand, wollte er, daß man ihn, in seinen gewohnten Schlafrock gehüllt, legen sollte, gleichsam als habe er eben aufgehört zu lesen und sei ein wenig eingeschlummert. Dorothee fand diese Idee, als die einzige von den vielen abenteuerlichen, die Beachtung verdiente, nachahmenswerth. Es hatten ihr stets die Grüfte einen widrigen Eindruck gemacht und unter den Träumereien, denen sie manchesmal anhing, war auch diese, daß sie einst ihren Körper wollte verbrennen lassen, wenigstens behagte ihr stets nur eine heitere Gestalt des Unter-die-Erde-kommens: auf freiem Felde oder in einem Garten. Der Herzog nahm von diesem Gegenstande her Gelegenheit, Einiges über Unsterblichkeit zu sagen, allein seine Gedanken waren so verworren, von einem so unheimlich wechselnden Schatten umflort und umspielt, daß Dorothee, die über Alles Klarheit und Verständlichkeit liebte, mit einigen höflichen Redensarten das Gespräch abbrach.

Sie hatte überhaupt für kaum Etwas Anderes Sinn und Ohr, als für die heranziehende Weltgeschichte, an deren Spitze ihr kühner Korse voranschritt. Eben an der Tafel sitzend und über eines der albernen Räthsel, die der Herzog aufzugeben die Gnade hatte, flüchtig nachdenkend, überreichte ihr der Diener auf dem silbernen Teller einen Brief, an dessen Aufschrift sie sogleich die Hand ihrer

Schwester erkannte. Sie bat um Erlaubniß, ihn öffnen zu können. Man erwartete allgemein Nachrichten vom Heere und deshalb war die Aufmerksamkeit höchst gespannt, was in dem Briefe stehen könne. Frau von der Recke schrieb: „Ich sende Dir diese Zeilen aus Halle, in welcher Stadt die ängstlichste, um nicht zu sagen furchtsamste Stimmung herrscht, durch unsern treuen Iwan (ein Enkel des alten Leibeigenen, dessen der Leser sich erinnern wird), der verspricht, sich klug hindurchzuwinden bei den überall vertheilten und hin und her marschirenden Kriegsvölkern. Du wirst sicher erfahren, was ich Dir zu melden habe. Es ist nichts Tröstliches. Gewiß ist's, daß der Krieg mit Preußen demnach erklärt ist. Napoleon ist in Bamberg. Das Centrum der Armee soll sich zunächst an die Saale bewegen: der Herzog von Berg, der Fürst von Ponte-Corvo und der Marschall Davoust befehligen die Armee. Nach den neuesten Nachrichten soll am 10. bei Saalfeld ein Treffen vorgefallen sein, in welchem der Prinz Louis Ferdinand von Preußen geblieben. Doch sind das ungewisse Berichte. Alles flüchtet, was flüchten kann! Die Aufregung ist grenzenlos; ich werde ebenfalls zu entkommen suchen, denn ich sehe wohl, daß meines Bleibens hier nicht länger ist. Lebe wohl; Deine Antwort, wenn Du eine für nöthig findest, bringt unser treuer Iwan mir sicher herüber. Deine Elise."

Aus diesem Briefe theilte Dorothee Dasjenige mit, was dem Herzoge und der übrigen Gesellschaft zu wissen nöthig war. Sie beurlaubte sich und fuhr gegen Abend nach Weimar zurück. Jean Paul empfing von ihr eine Einladung nach Löbichau, so wie sie eine solche auch dem berühmten Archeologen und Kunstkenner, dem Hofrathe Böttiger in Weimar hatte zukommen lassen.

Zwei Kaiser.

Die Begebenheiten drängten jetzt zum Erschrecken rasch auf einander. Die Nachrichten des Briefes der Frau von der Recke waren in Weimar bereits bestätigt worden, die Schlacht bei Saalfeld, der Tod des Prinzen erregten allgemeine Bestürzung. Dorothee verlor an ihm, wenn auch nicht einen ihrer Freunde, doch einen ihrer Verehrer. Sie widmete ihm ein schmerzvolles Andenken.

Am 13. standen die Armeen einander gegenüber und am 14. Morgens kam es zu der Schlacht bei Jena, die die Monarchie Friedrich's des Großen zertrümmerte.

Am Abend nach der Schlacht rückte Napoleon in Weimar ein. Dorothee hatte sich in unkenntliche Kleidung geworfen, um ihn, unter der Menge versteckt, die den Schloßhof anfüllte, kommen zu

sehen. Fackeln beleuchteten den Raum tageshell. Dorotheens Herz klopfte lebhaft. Sie sollte den Helden sehen, den sie verehrte, den sie bewunderte, ja den sie anbetete —. Die Garden sprengten voran, eine unzählbare Menge Generale und höhere Offiziere füllten die enge Straße. Tumult und Lärm im Schloßhofe, dann eine lautlose Stille und der Sieger ritt langsam ein. Oben auf der Treppe stand die Herzogin, ihn zu empfangen. Die Flammen beleuchteten und färbten das bleiche, finstere Gesicht Napoleon's, der, starren Blicks vor sich hinsehend, kaum zu beachten schien, was um ihn vorging. Gegen die dunkle Nacht der nächsten Häuserreihe zeichnete sich das Profil scharf ab, und kein Zug in diesem Antlitze, das bestimmt war, den Schrecken und die Bewunderung Europa's zu bilden, entging dem beobachtenden Auge der Herzogin. Der Zugang zur Treppe war gesperrt, doch fand Dorothee Mittel, sich bis dicht an die Fürstin hinan den Weg zu bahnen. Napoleon schritt festen Tritts die Stiegen hinauf, dann blieb er stehen und mit einer Stimme, die rauh und gebieterisch klang, rief er der Herzogin zu: „Qui êtes vous?“ Ohne durch den Ton und die Frage beleidigt zu erscheinen, erwiderte Louise: „La duchesse de Weimar.“ — „Je vous plains,“ tönte es von Napoleon's Lippen in einem Tone um nichts milder, als der vorige, „car j'écraserai votre mari!“ Und mit den Wor-

ten, halb zur Umgebung der Herzogin gewendet: „Qu'on me fasse diner dans mes appartemens!“ verschwand er an der Herzogin vorbei in dem Portale des Schlosses.

Dorothee brachte die Nacht schlaflos zu. Sie konnte sich's nicht leugnen, der Empfang, den der Heros einer Frau und Fürstin bereitet hatte, war über alle Beschreibung hin hart, ja brutal. Nie hatte Dorothee es für möglich gehalten, daß ein Mann, und sei er noch so hoch gestellt, so sprechen könne. Es war der Sohn des Lagers, es war der rohe Soldat, der sich hier zeigte, und dennoch in diesem Empörenden und Widrigen lag eine Größe, die imponirte. Man fühlte, dieser Mann verzeiht nicht, er spielt nicht, er geht seinen Weg durch alle Hindernisse hindurch; ihm bedeutet Nichts, was für eine ganze Welt Bedeutung gehabt und noch hatte. Die kolossale Größe, die für sich keinen bisher gebrauchten Maaßstab duldet. Dorothee hatte sich einen Alexander gedacht, der die Familie des besiegten Darius empfängt, eine schöne Gruppe voll Gefühl, Edelmuth und Courtoisie, und nun das starre: „Qui êtes vous?“ Eine fürchterliche Frage, da er wußte, wer diese Frau war, die im kühlen Nachtwinde, nur von einem dünnen Shawl umspielt, dort auf dem Treppenabsatze stand, — eine doppelt fürchterliche Frage in diesem Momente ausgestoßen, wo das Schicksal eines mächtigen Reiches so

gut wie entschieden war und diesem Reiche das Geschick des Landes anhaftete, welches der Gemahl dieser Frau beherrschte. Dorothee hätte dieses „qui êtes vous?“ hinweggewünscht; das darauf folgende drohendere, aber nicht so verwundende: „j'ecraserai votre mari!“ mochte bleiben.

Am Abend und in der Nacht hatte die Stadt theilweise durch Plünderung zu leiden. Dorothee, um Nachrichten zu erhalten von ihrer Schwester, scheute nicht die Gefahr, sich durch die dichtesten Soldaten- und Volkshaufen hindurchzudrängen, nur von wenigen Personen ihres Gefolges begleitet. Als sie in eine der Seitenstraßen vom Schlosse her einbog, stockte eine Reihe von Wagen, unter diesen befand sich eine halbverdeckte Chaise, in der ein Mann und eine Frau saßen. Der Mann trieb ängstlich den Kutscher an, die Reihe der Wagen zu durchbrechen, um rasch weiter zu kommen. Es gelang, die kleine Chaise machte sich Bahn und war schnell den Blicken der Herzogin enteilt. Das Gesicht des Mannes, obgleich durch eine Kappe halb verdeckt, kam ihr bekannt vor, sie sann nach, wo sie ihn gesehen. Die Frau an seiner Seite war eine kleine, runde Gestalt, mit lebhaften, schwarzen Augen, die hin und her aus dem Wagen hinaus ihre Blicke versendeten und dann besorgt auf dem Antlitze und der Gestalt des neben ihr sitzenden Mannes haften blieben.

„Wissen Durchlaucht, wer Das war?“ fragte der Begleiter der Herzogin, ein junger Hofkavalier.

„Wer?“

„Goethe.“

„Nicht möglich!“

„Er will nicht erkannt und nicht gegrüßt sein. Der Weg, den er macht, ist ihm kein angenehmer.“

„Wahrscheinlich auf der Flucht?“

„Nein; er fährt zur Kirche.“

„Jetzt, zur Kirche!“ rief Dorothee halb lachend, halb staunend. „Das ist wohl Ihr Scherz, liebster Baron.“

„Ihro Durchlaucht können sich auf die Wahrheit meiner Worte verlassen. Der große Dichter hat gehört, daß Napoleon sich nach ihm erkundigt und gefragt, ob er verheirathet sei. Augenblicklich läßt er sich mit der Mutter seines Sohnes trauen. Mademoiselle Vulpius zieht offenbar Nutzen von der verlornen Schlacht.“

Dorothee blickte sich um und sah die kleine Chaise wieder auftauchen und im Gedränge in einer entfernten Straße verschwinden. Mit Rührung dachte sie daran, daß darin der berühmte Mann saß und neben ihm die alternde Geliebte seiner Jugend, die jetzt erst, so spät, zu der Ueberraschung gelangte, einen längst entblätterten und verwelkten Myrthenkranz durch ihre Locken geflochten zu sehen. Also auch dazu ist mein Held gut!“ rief sie bei sich, indem

sie sich fester in ihrem Shawl wickelte und lächelnd in die Wagenecke drückte.

Von dem Gespräche Napoleon's auf dem Schlosse mit der Herzogin Louise, am Morgen darauf, vernahm Dorothee zu ihrer Freude, daß dieses in bescheidener Weise von dem Kaiser geführt worden; nur die schlimmen Worte waren darin vorgekommen: „Comment se fait-il, madame, que votre mari ait été assez fou pour oser me faire la guerre?“ Die würdevolle Antwort der Herzogin und die glänzend begütigenden Abschiedsworte des Kaisers: „Madame, vous êtes la femme la plus respectable que j'ai jamais connu; vous avez sauvé votre mari; je lui pardonne, mais c'est seulement à cause de vous“ machten zuletzt doch Alles gut.

Dorothee schwärmte von Neuem, und nun noch leidenschaftlicher für ihren Helden.

Der bekannte Vorfall mit der Fürstin Hatzfeld in Berlin bei Napoleons Anwesenheit in dieser eroberten Stadt erschien Dorotheen als ein glänzender Beweis seines Edelmuths. Sie reiste nach Berlin, wohin auch Frau von der Recke kam und trotz dem, daß das Palais, das sie hier besaß, von französischer Einquartierung besetzt war, blieb sie den Winter und einen Theil des Frühjahrs in Berlin, um dem Schauplatze der großen Begebenheiten nahe zu sein. Sie lebte und athmete nur in Napoleon's Größe. Unterdessen machte Frau

von der Recke Anstalten, ihre Reise nach Italien anzutreten; vorher waren beide Schwestern noch in Karlsbad zusammen, und wählten von dort aus einen kurzen Aufenthalt in der Brüdergemeinde zu Herrnhut. Der Beweggrund zu dieser Reise war ein besonderer, unvorhergesehener, und um ihn zu erklären, muß man wissen, daß Hiller an die Herzogin geschrieben und ihr seine Verlobung mit einem jungen Mädchen aus der Brüdergemeinde angezeigt hatte.

In Karlsbald war trotz der unruhigen Zeiten eine gewählte Gesellschaft versammelt, die sich angelegen sein ließ, die Gemüther von dem Tumult der Außenwelt abzuziehen und sie den Annehmlichkeiten eines heiteren und mit den Künsten gezierten Müßiggangs zuzuführen. Viele österreichische und ungarische Familien befanden sich daselbst, unter diesen fand die Herzogin manche Bekannte aus früherer Zeit. Sie wurde von ihnen im Triumph empfangen und viele kleine Feste wurden ihr zu Ehren angeordnet. Man machte Spazierfahrten und Gänge in der Umgegend, und bei Gelegenheit eines derselben gelangte die Gesellschaft auf einen Hügel, dessen Gipfel eine anmuthige kleine Waldung krönte, und im Dunkel dieses Gehölzes entdeckte Dorothee einen Tempel, der — ihr gewidmet war. Sie erblickte in der Mitte, auf der Höhe eines Altars ihr Bildniß, und die Muse der

Musik und der Geschichte vereinigten sich, das Bild Dorotheens zu krönen. Diese Ueberraschung war sehr wohl ausgedacht und sehr geschickt im Geheim ausgeführt, so daß Niemand von der kleinen Gesellschaft von dem Dasein der neuen Gottheit dieses schönen Hains vorher eine Kenntniß hatte. Drei reiche ungarische Magnaten, Verehrer der Herzogin, von denen der Eine sogar nach dem Besitze ihrer Hand strebte, waren die Erbauer dieses Tempels gewesen. Ein ländliches Fest, das die Herzogin gab, endete den fröhlichen Tag.

Als Nachts die beiden Schwestern nach Hause fuhren, war von der obigen Bewerbung die Rede und Dorothee sagte: „Um keinen Preis der Welt werde ich den Titel einer Herzogin von Kurland aufgeben. Nur ein Mann lebt, der mir einen schönern Namen bieten könnte, und den ich mit Freuden nähme, das ist — Napoleon.“

Frau von der Recke erwiderte hierauf nichts; sie hatte bereits schon so viel über diesen Gegenstand gesprochen, daß sie sich erschöpft hatte, und nichts mehr zu sagen wußte. Sie zuckte die Achseln und schwieg.

„Erinnerst Du Dich des Herzogs von Ostgothland?“ fragte Dorothee nach einer Pause.

„Gewiß,“ entgegnete Frau von der Recke; „er warb um Deine Hand vor sechs Jahren und er bat mich, die Vermittlerin zu sein. Es war meiner Ansicht nach eine annehmbare Parthie.“

„Wie, eine annehmbare Parthie?“ rief Dorothee verwundert; „ein Mann den ich nur ein paar Mal flüchtig gesehen, der nur von meinem Reichthume Kenntniß hatte —? das kann nicht Dein Ernst sein, Elise.“

„Nun, und weshalb erwähnst Du seiner?“

„Ist stelle ihn mit diesem Bewerber zusammen, um Dir zu zeigen, daß ich recht wohl den Unterschied zwischen Beiden fühle. Der Graf lernte mich kennen auf einer meiner Reisen und wußte nicht, daß ich Herzogin und daß ich reich war; er sah in mir nur die Begleiterin einer vornehmen Engländerin, die ich in Neapel kennen gelernt. Damals machte er mir seinen ersten Antrag, den ich ablehnte — jetzt wiederholt er ihn. Es ist also wohl möglich, daß ihn wahre Neigung treibt.“

„Wer zweifelt daran?“ entgegnete Frau von der Recke pikirt. „Du verstehst es, die Männer von allen Klassen und von jedem Alter anzuziehen. Ich habe von jeher geliebt, nur von Wenigen, aber von diesen gründlich verstanden und anerkannt zu werden. Nie habe ich den Ehrgeiz besessen, Welterobere r und Helden zu meinen Auserkorenen zu haben; im Gegentheil, wo sich in unscheinbarem Gewande eine edle Seele birgt, da hab' ich stets die Wonne zu kosten gesucht, diese liebe, süße Einfalt in den Kreis meiner Lebensfreuden zu ziehen.“

„Du hast Recht,“ sagte Dorothee lächelnd; „wir

sind hierin von Jugend auf verschieden gewesen; aber dies thut unserer Liebe zu einander keinen Eintrag."

„Gewiß nicht," entgegnete Frau von der Recke, und schloß ihre Schwester auf das zärtlichste in die Arme.

Der Wagen lenkte an den hellerleuchteten Fenstern eines neu erbauten Hauses vorbei, dessen Dach auf Säulen ruhte. „Hier wird gespielt," sagte Dorothee, „laß uns aussteigen und auf einige Minuten in den Saal treten."

„Welche Thorheit, Liebste. Wir werden erkannt." —

„Nicht doch; ich werfe meinen Schleier über's Gesicht; thue Du dasselbe. Uebrigens sind wir nicht die einzigen Damen aus der Gesellschaft, die diese Räume aufsuchen. So eben habe ich zwei, ebenfalls verschleierte Frauen hier hineinschlüpfen sehen. Komm, komm Elise! Ich bin gelaunt, ein Abenteuer heute zu bestehen."

Frau von der Recke bequemte sich dem Willen ihrer Schwester nachzukommen. Beide verließen den Wagen, den sie in der Nähe halten ließen, und der Portier öffnete ihnen die Thüre des Saals, in welchem eine tiefe Stille herrschte, nur hier und da unterbrochen von dem eintönigen Rufe der Bankhalter. Dorothee hing sich an den Arm ihrer Schwester und Beide rückten langsam vor bis in

die Nähe des Tisches. Einige zuschauende Herren machten ihnen Platz und Dorothee legte auf die ihr zugeschobene Karte ein paar Goldstücke. Das Geld war verloren, die Karte blieb liegen und Frau von der Recke besetzte sie. Unterdessen faßte Dorothee die Umstehenden näher in's Auge. Eine Dame in Schwarz, ebenfalls verschleiert, saß ihr in der Nähe und pointirte leidenschaftlich; ganze Rollen Goldes entschwanden ihren Händen. Bei einer Biegung des Gesichts, und bei dem halbgelüfteten Schleier, erkannte Dorothee die Prinzessin Czartoryski. Sie hatte stark gealtert, es waren jedoch immer noch die stolzen, imponirenden Züge, die einst im Glanze der Jugend so mächtig geherrscht hatten. Bei Gelegenheit eines neuen Verlustes sah die Prinzessin auf, und wie ein Blitzleuchten fuhr es über ihre Mienen, als sie Dorotheen erkannte. Sie erhob sich, winkte ihrer Begleiterin und Beide verließen den Saal.

Frau von der Recke hatte eine Rolle Goldstücke gewonnen und war eben im Begriff, sie von dem Croupier, der sie ihr entgegenschob, in Empfang zu nehmen, als ein leises Ach des Erkennens ihrer Lippe entglitt. Auch sie hatte einen Bekannten gefunden und nannte seinen Namen leise der Schwester. Dorothee betrachtete den Croupier genauer: es war Herr von Trotte, der ehemalige Schützling ihrer Schwiegermutter und der vielvermögende

Liebling ihres Gemahls. So tief herab war also dieser Mann gekommen, daß er in einem öffentlichen Badeorte den Handlanger bei einer Spielbank machte. Einen Blick des Bedauerns heftete Dorothee auf den Gesunkenen, der sie nicht erkannte, oder sie nicht erkennen wollte, sondern eifrig das Spiel betrieb. Seine ehemals schöne Gesichtsbildung war entstellt durch ein wüstes Leben und durch Leidenschaften aller Art. Die Züge von Hohn und Falschheit, die stets in diesen Mienen vorgeherrscht, traten jetzt unumhüllt in ihrer ganzen Häßlichkeit hervor. Eine Frau saß ihm zur Seite, oder vielmehr hinter seinem Stuhle, die das Bild der Gemeinheit und Gesunkenheit war, und die von Zeit zu Zeit vertraulich flüsternd ihm einige Worte in's Ohr raunte. Dieser Anblick verstimmte Dorotheen dermaßen, daß auch sie Lust bezeigte, den Saal zu verlassen. Frau von der Recke willigte gerne ein, und so schritten Beide aus diesem schwülen und beklommenen Raume, in die frische Nachtluft hinaus.

„So sieht man also seine Freunde wieder!“ hub Dorothee an, als sie im Wagen Platz nahm. „Welche wichtige Rolle haben diese zwei Gesichter auf meinen Lebenswegen gespielt, und wie muß ich ihnen jetzt begegnen! Die Prinzessin ist verbannt, so viel ich weiß, und ihre Güter confiscirt, sie kann also nicht in sehr vortheilhaften Verhältnissen sein.“

„Sie soll eine von den Spionen des Corsen sein," bemerkte Frau von der Recke.

„Dazu eignet sie sich vortrefflich," entgegnete die Schwester, „und ich wünsche ihr Glück. Ich bin überzeugt, mein Anblick heute hat ihr so manche unangenehme Stunde neu vergegenwärtigt. Ich habe der guten Person übel mitgespielt; allein sie auch mir; nur war der gute Erfolg auf meiner Seite. Was den Herrn von Trotte anbelangt, so muß er ein arger Verschwender sein, denn nach dem zu urtheilen, wie er meinen guten Mann geplündert, hat er reiche Schätze davon getragen."

„Laß uns diese Unwürdigen vergessen," sagte Frau von der Recke, indem sie ihren Blick zum gestirnten Himmel richtete. „O wann — wann wird endlich die ewige Wahrheit in dieses trübe, erbärmliche Maskenspiel hier unten herableuchten? Wann werden Seelen, nicht blos Larven sich finden? Sieh dort das Siebengestirn, Dorothee, wie oft glänzte es über unseren Häuptern, als wir daheim fröhliche gute Kinder waren, und unsere unschuldsvollen Häupter mit den Blumen der Wiese bekränzten. Ich sehe unseren Vater vor mir, wie er uns Beide an der Hand nahm und auf den Altan des Hauses mit uns hinaustrat. Kinder, sagte er, bleibt gut und schuldlos, wie Ihr jetzt seid, dann werden wir ewig beisammen sein. Wie viele bange Jahre sind dahingerollt seit jenem Spruche und seit jener Nacht!"

Dorothee hörte die Worte der Schwester und sah mit ihr zugleich zum Himmel empor.

„Ob es dort ein Wiedersehen giebt? Ich zweifle nicht daran; allein es wird anders sein als ich es in meinen Träumen, damals als ich noch schwärmte, mir dachte. Anders, aber wie? Damals hegte ich die stete Ueberzeugung, hier im irdischen Leibe schon Beherrscherin der Gestirne zu werden, jetzt bin ich demüthiger, ich will Nichts als ein gehorsames Kind in tiefer Demuth den Saum von dem Mantel Gottes küssen. Wie schön sagt das mein Tiedge: Führe mich, o Herr der Welten, wohin du mich führst, ich werde glücklich sein!"

„Der Gedanke scheint mir etwas gewöhnlich," bemerkte Dorothee.

„Er kommt freilich nicht von Deinen Philosophen her," erwiderte Elise, „und erinnert auch nicht an Deinen Freund, den Länderplünderer. Er ist schlechthin der Erguß einer lieben Einfalt, einer Seele die zum Erschrecken glaubenvoll und Gott-ergeben ist. Ich sage zum Erschrecken, denn immer von neuem blendet und überrascht mich dieser Jüngling, der wie ein Johannes liebt und wie ein Sokrates spricht."

„Du bist und bleibst die alte Schwärmerin!" rief Dorothee. „Wenn mir nur der Himmel gütigst ein Auge verliehe für die wunderbaren Herrlichkeiten Deines Helden; allein ich sehe noch immer

Nichts in ihm als einen linkischen, nicht mehr jungen Mann, der unter der Maske der Schüchternheit und der engelhaften Güte einen schlauen, berechnenden Verstand verbirgt, der recht gut weiß, was er will. Ich mag Nichts gegen ihn sagen, allein ich glaube, daß er Allerlei zu verantworten hat." —

„Nicht das Mindeste!" rief Elise heftig.

„Freilich wird er Dir davon nichts mittheilen," sagte die Schwester. „Und Du, gute, edle Seele, siehst in Allem nur Gutes und Edles."

Der Wagen hielt hier vor dem Hause, das die Schwestern bewohnten. Eine Nachtmusik hatte sich hier aufgestellt, und als die Herzogin ausstieg, fingen die Flöten und Geigen, die Hörner und Klarinetten ihren Wettstreit an. Die nahestehenden Gebüsche und Blumenhecken, vom Licht der Fackeln angestrahlt, bildeten ein schönes Parterre voll farbiger Bouquets. Erst weit über Mitternacht hin wurde es ruhig.

Von Karlsbad ging die Reise geradewegs nach Herrnhut, wohin die Schwestern absichtlich kein Gefolge mitnahmen, denn sie trachteten ernstlich danach, in diesem weltentfernten Eilande Niemandes Ruhe zu stören und selbst Ruhe zu finden. Die blutigen und tumultuarischen Scenen, die sie auf dem Welttheater an sich hatten vorbeirauschen sehen, das Gedränge der Fürsten und hohen Herren, ihrer Diener

und Schmeichler, so wie ihrer Feinde und Widersacher, sollte wie mit einem Schlage verschwinden und dagegen der Schauplatz eine paradiesische Landschaft voll Ruhe, Frieden und Glück darstellen. Mit diesen Hoffnungen fuhren sie in eine der stillen Straßen des Hauptorts der Gemeinde bei festlicher Abendbeleuchtung ein. Stille und Frieden athmete die Natur, Stille und Frieden wurden ihr von den Menschen entgegengetragen. Das Haus einer frommen Freundin, die sich von der Welt zurückgezogen, ohne dabei zur Gemeinde zu gehören, nahm sie auf, und auf der Schwelle dieses Hauses stand bewillkommnend Vater Trautmann, dessen liebes, rundes, freundliches Gesicht, geröthet von den Abendsonnenstrahlen, gerade für diese Gegend, diese Stadt und dieses Haus wie geschaffen schien.

Hiller stellte sich alsbald ein, und indem er die Herzogin begrüßte, sagte er: „ach, was ist aus mir geworden! Welch' ein Schicksal mußte mich erfassen: das frömmste, liebenswürdigste Wesen hat mich unfrommen und unliebenswürdigen Menschen erwählt!"

„Das Erste freilich," entgegnete Dorothee mit ihrer anmuthigsten Laune, „muß ich dahingestellt sein lassen, was jedoch das Zweite betrifft, so erhebe ich Widerspruch."

„Helfen Sie mir, meine theure Beschützerin," stammelte der junge Mann. „Nur Sie können

es. Nur in Ihrer Seele habe ich, so lange ich geforscht und gesucht, einen Strahl jener ewigen Wahrheit leuchten sehen, der des Menschen Werk und des Menschen Wort sichert und sondert von dem, was nicht von dieser Welt ist."

„Wo ist Ihre Auserwählte?" fragte Dorothee.

„Im Hause der ledigen Schwestern," erwiderte Hiller unmuthig. „Dort sitzt sie und betet — für mich. Ich würde ihr das so gern erlassen, wenn ich sie nur dafür hier bei mir hätte, aber die vorgeschriebene Stunde muß eingehalten werden. Wenn Ihro Durchlaucht einen Spaziergang, dort die Pappel-Allee hinab machen wollen, so führe ich sie Ihnen entgegen."

„Gut; trotz dessen, daß ich sehr müde von der Reise bin, will ich doch Ihnen zu Liebe einen späten Abendspaziergang machen. Wie heißt das Mädchen?"

„Lucile Graham," antwortete der glückliche Verlobte. „Sie stammt aus einem altschottischen Geschlechte, doch ist der Großvater bereits nach Deutschland eingewandert. Völlig freie Wahl hat sie hierher gebracht, denn sie besitzt genug, um in der Welt zu leben, und in der Welt ihr Glück zu machen. Ein reicher alter Oheim in Hamburg liebt sie auf's zärtlichste, und möchte viel darum geben, sie von hier entfernt zu wissen; allein sie giebt ihn und seine Schätze auf, um — dem Herrn zu leben. Ach

dieser Herr! — ja dieser Herr, wenn ich den nur verstehen und lieben lernte, dann wäre Alles gut."

Mit diesem Stoßseufzer eilte der junge Mann fort, denn die Stunde schlug, wo er wußte, daß die frommen Schwestern ihren Abendspaziergang machten.

Dorothee faßte ihre Schwester unterm Arm und Beide wandelten den Baumgang entlang. Die letzten Strahlen der Sonne verglühten; noch lag jedoch ein heller Schein auf der grünenden Flur, und die Reihe stiller Häuser, von denen Eins wie das Andere aussah, leuchteten dem Auge mit einer nicht unangenehmen Einförmigkeit entgegen; Gärten dazwischen gaben eine willkommene Abwechselung. Ein Friede, eine Stille lag auf der Landschaft, die verständlich zu der Seele des Fremden sprachen, und ihm zuriefen: Komm hierher, wenn es dir in der Welt schlecht geht; hier hast du Ruhe. Ein kleiner Steg durch's Kornfeld führte abwärts von dem großen Wege, und auf diesem sahen die Schwestern die beiden Verlobten, gefolgt von einer ältern Dame, herankommen. Das junge Mädchen, als sie die fremden Gäste sah, eilte mit kindlichem Schritt lächelnd auf sie zu, und machte eine tiefe Verbeugung vor der Herzogin, indem sie anmuthig erröthete. Dorothee erblickte mit Staunen eine Schönheit ersten Ranges, aber völlig in die lieblichste Kindlichkeit getaucht. Sie schloß sie in die

Arm indem sie rief: „Die Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde.“ „Ach,“ sagte Lucile mit einem dankbaren Lächeln, „wenn ich das hoffen könnte, wie glücklich wäre ich da.“

„Du hast mir so oft gesagt, Lucile,“ bemerkte Hiller, „daß keine Freundschaft mit Menschen, überhaupt kein irdisches Band uns glücklich macht; so eben hast Du Dich widersprochen.“

Das Mädchen war einen Augenblick in Verlegenheit was sie antworten sollte. Sie stand in reizender Unentschlossenheit da, bald den Blick der großen dunklen Augen auf die Herzogin, bald auf ihren Verlobten richtend; dann rief sie: „Hab' ich das gesagt? — Hab' ich das wirklich gesagt? Ach!“ rief sie, sich zur Herzogin wendend: „er ist so unerträglich gescheut! Er vergißt nichts, was man ihm sagt, und immer will er, daß in Allem Zusammenhang und Ordnung sei. Wir Frauen reden manches Mal etwas in den Tag hinein! Aber ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädige Frau, Sie sind ja auch eine Frau.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Dorothee gütig, „deshalb spreche ich mich nicht von Fehlern frei. Aber wer ist denn ihre Gesellschafterin dort?“

„Das ist die gute Schwester Auguste,“ entgegnete die Gefragte, indem sie das alte Fräulein am Aermel herbeizog. „Es ist die beste Seele auf der Welt, und sie versteht die schmackhaftesten Kuchen zu backen.“

„Ach," sagte die alte Dame mit einer tiefen Verbeugung, „nichts als Gnade, nichts als Gnade des lieben Heilands, der meine schwache Hand in dieser Beziehung gesegnet hat."

Hiller stampfte mit dem Fuß, indem er leise vor sich hinrief: „Nun ist es doch ganz toll! der Heiland als Kuchenbäcker!" Lucile blickte ihn an mit einem so zärtlichen und schwärmerischen Ausdruck, daß er sogleich zu der Schwester Auguste hinlief, ihre Hände ergriff und mit der größten Fröhlichkeit rief: „Liebe Schwester, backen sie mir meinen Hochzeitkuchen."

„Wenn es der Heiland erlaubt, gerne," erwiderte das alte Fräulein indem sie sich sittsam verneigte.

Die kleine Gesellschaft ging jetzt zusammen weiter. Dorothee hatte die junge Fromme unter den Arm genommen und wandelte mit ihr voran. Man konnte nicht leicht ein schöneres Bild sehen; die schöne, schlanke, würdevolle Gestalt der Aelteren und die kindliche, liebliche Erscheinung der Jüngern. Elise folgte mit der Schwester Auguste, und Hiller ging gedankenvoll hinterdrein, indem er von Zeit zu Zeit eine Blume am Wege pflückte und sie zu einen Strauß zusammenlegte. Aus der Entfernung sah man den Schwarm der ledigen Schwestern neugierig denselben Weg verfolgen. Trautmann kam dem kleinen Zuge entgegen, indem er zwei Herren, die er mit sich führte, als sehr achtbare

und einflußreiche Gemeindemitglieder vorstellte. Das Gespräch dieser Herren, die nicht mehr jung waren, entbehrte durchaus nicht der Formen der guten Gesellschaft; es waren ernste, würdige Gestalten, gänzlich entfernt von Pedanterie oder Kopfhängerei. Dorothee fühlte sich sogleich wohl in dieser Umgebung.

In den nächsten Tagen wurden Ausflüge in die Gegend gemacht. Stets war Lucile um die Herzogin, die von der Unschuld und der Herzensreinheit des jungen Mädchens gerührt sie wie ihr Kind zu lieben anfing. Mit Entzücken sah dies Hiller; er erwartete die besten Folgen davon. Dorothee bemühte sich auch, die, ihrer Ansicht nach, oft überspannten Ansichten des jungen Mädchens über religiöse Gegenstände zu mildern und zu berichtigen; allein sie stieß auf einen unbesiegbaren Widerstand. Lucile blieb bei ihrem einfachen kindlichen Glauben, der sich besonders in einer unbegrenzten Liebe zum Heiland und Erlöser aussprach. Dieser Liebe wollte Dorothee in keiner Weise Eintrag thun, sie erkannte an, welch' ein Schatz unter jeder Beziehung jene Gluth des Herzens sei, die, sie wende sich nun einem Gegenstande zu welchem sie wolle, stets befruchtend auf das ganze Leben und dessen geistigen Inhalt wirkte, nur wollte sie nicht dulden, daß unter der Maske der Liebe sich ein kleinliches und beengtes Selbstgefühl einschleiche, das, indem es in

Stolz und Dünkel ausartet, jedem Fortschritt auf der Bahn der Geistes- und Herzensentwickelung hinderlich zu werden pflegt. Von dieser unächten Liebe schien ihr ein großer Theil der Anhänger der Lehre des ehrwürdigen Zinzendorff erfüllt, ja der Stifter selbst schien ihr nicht frei davon. Sie sagte darüber zu Trautmann: „Man kann über die Gottheit und die Mission Christi denken wie man will, dieser Glaube darf jedoch nie hindern, daß wir geistig fortschreiten. Tritt ein Stillstehen ein, so ist dies der sicherste Beweis, daß wir auf einem Irrwege sind. Die Gemeinde hier ist offenbar in einem Stillstehen begriffen, und was das Uebelste ist, sie gefällt sich in diesem Stillstehen. Die Liebe, die keine Werke schafft, ist sicherlich nicht die ächte."

„Urtheilen wir nicht zu streng," entgegnete Trautmann. „Wir sehen nur die äußeren Formen dieser kleinen, sich absondernden Gesellschaft, ihren eigentlichen Kern sehen wir nicht."

„Aber wir sollen ihn sehen," entgegnete Dorothee mit Leidenschaft. „Die Welt soll ihn sehen."

„Nun denn," rief Trautmann, „die Welt sieht die Früchte in den Missionen, die von der Gemeinde ausgehen, und die sich zur Verbreitung und Befestigung der Lehre in alle Weltgegenden hin vertheilen."

„Das wäre allerdings Etwas," entgegnete die Fürstin, „wenn diese Sendungen in die Welt auf eine

minder hochmüthige, einseitige und geheimnißvolle Weise geschähen. Wenn ich Jemand bekehren will und ich sage ihm stets: Du sollst sein wie ich bin, so nenne ich das einseitig und hochmüthig. Meine Ueberzeugung kann ich wohl aussprechen, Niemandem aber sie aufdrängen wollen, und mir noch dazu ein Verdienst daraus machen, daß ich sie aufgedrängt habe. In der Welt lebend, im Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen giebt es tausend Gelegenheiten, Gutes zu wirken und Gutes zu lehren, und es bedarf dazu keiner eigenen Gesellschaft. Der Wandel, wir wollen es annehmen, der Brüder ist musterhaft, allein er versteckt sich vor der Welt; er würde viel mehr wirken, wenn er offen, mit der großen, menschlichen Gesellschaft vermischt, aufträte."

„Dann würde die Gemeinde," entgegnete Trautmann, „nicht mehr die Gewalt haben, über sich zu wachen und das Heiligthum ihrer Lehre unberührt und unverfälscht zu erhalten."

„Diese Lehre ist jedoch keine andere als die, zu der wir uns Alle bekennen!" sagte Dorothee.

„Allerdings; doch wozu man sich bekennt, das übt man selten aus."

„Wird man denn hier verhindern können, daß man die Lehre bekennt und doch nicht ausübt?" sagte Dorothee.

„Heuchler und Unwürdige giebt es überall,"

entgegnete der Gefragte; „aber sie werden nicht Boden fassen, wo eine kleine, geschlossene Genossenschaft Einer den Andern im Auge behält, ihn mit Liebe beobachtet, mit Liebe lenkt, mit Liebe richtet. Die in die entferntesten Gegenden der Erde entlassenen Brüder, bleiben sich nah, bleiben Brüder. Was Einem geschieht, Gutes oder Böses, theilt und empfindet die ganze kleine Schaar. Die Sprache aller Zungen findet sich in einer Sprache wieder, in der Sprache der Liebe. Und dieses Volk von Brüdern und Schwestern hat einen Herrn, es ist der Heiland, und dieser Herr ist zugleich die Liebe, der unerschöpfliche Bronnen, aus dem Alle trinken. Wer mit der kleinen Gemeinde gehen will, den nimmt sie freudig auf, allein sie tadelt und verdammt Niemand, der seinen Weg in der Welt fortsetzt auf seine Weise; sie sagt aber dabei: unsere Weise ist die richtige, — und will man Das tadeln? Thut nicht jede Gemeinschaft so? Sagt Christus selbst nicht: Ich bin das Heil und das Leben, und wer an mich glaubet soll selig werden. Er sagt nicht: Der und Jener ist zugleich mit mir das Heil und das Leben, ihr mögt zugleich an Diese oder Jene glauben, und ihr werdet selig werden."

„Hier kommen wir an den Punkt," warf Dorothee rasch ein, „wo unsere Wege auseinander gehen. Ich will jene uns überlieferten Worte, wenn sie wirklich so und nicht anders gesprochen worden

sind, anders gedeutet sehen. Ist Christus der Heiland der Menschen und zeigte er auf sich, als auf den Weg, den zu ihrer Vervollkommnung die Menschheit gehen soll, so kann unmöglich eine starre, für alle Zeiten feststehende und auf alle Zeiten gleich gut passende Persönlichkeit Christi angenommen werden. Alles starre und feststehende ist Menschenwerk, Alles Bewegliche und Fortwachsende ist göttlich. Die Gottheit Christi, als sie zur menschlichen Erscheinung kam, unterwarf sich zugleich allen Bedingungen, unter denen menschliche Erscheinungen auftreten, namentlich unterwarf sie sich dem Gesetze der Wandelbarkeit menschlicher Wahrnehmung und Auffassung. Die Geschichte der Bibel ist hiervon Zeuge. Vom wüthendsten Fanatismus, der Millionen Opfer schlachtet, bis zum spottenden Skeptizismus und der kalten Gleichgültigkeit hat dieses Buch, das für die Menschheit bestimmt ist, alle Phasen durchgemacht, die irdische Werke nur durchmachen können. Dieses zeigt, daß noch Niemand geboren worden, der das Richtige sich herauslas, und ist mir ein Beweis, daß das Richtige überhaupt in keiner menschlichen Urkunde, sie mag heißen, wie sie will, enthalten ist, weil Buchstabe Buchstabe bleibt, und die allergewissenhafteste Ueberlieferung immer nur gegen den unermeßlichen, durch die Jahrtausende der Menschengeschichte und Menschenerziehung hinrollenden Strom gehalten, nur ein kleines, dürftiges Moment bleibt, das der For-

scher und Kenner allerdings beachtet, aber ihm keinen ausschließenden Werth beilegt. Wenn wir einen vermittelnden Christus annehmen, der zwischen Schöpfer und Geschöpf steht, so ist seine Mission eine unendlich großartigere, als daß ein Mensch sie fassen, eine Schrift sie widergeben könnte. Wir schwachen Geschöpfe des Augenblicks können einer solchen kolossalen Mission gegenüber nichts thun, als staunen, anbeten und diesem Rufe an uns Folge leisten. Dies thun wir, indem wir unserm Geiste einen Spielraum geben so weit als möglich, indem wir Alles und Jedes in diesen Kreis einfassen, was dem Ziele der Vervollkommnung zustrebt, das mit den Flügeln glühender Begeisterung durch die Myriaden von Welten, durch den Donner der dahinrollenden Jahrtausende dem ewigen Gottesauge zufliegt. Dieses Leben in einem göttlichen Leben, dieses Zusammenhalten mit allem Edlen und Großen, was im Strome der Zeiten aufgetaucht ist, erhält uns frisch und thätig, giebt uns das Bewußtsein, daß wir nicht verloren gehen können und macht uns der Mission Christi theilhaftig. In diesem Sinne kann Christus ausrufen: „Ich bin der Weg und das Leben, nur wer an mich glaubt, wird selig werden.“ Aber an Christi Person haften zu bleiben und zwar an eine bestimmte Ueberlieferung, oder gar die Beschränkung so weit treiben, sich in die Wundenmale zu vertiefen, diesen als solche eine Be-

deutung beizulegen, kleinliche Regeln auf kleinliche Zustände zu bauen und dieses Alles mit einer Liebe umspinnen, die, in sich gehend, keinen freien Blick nach Außen gestattet, die in der engsten Umfriedigung, bei dem beschränktesten Horizonte sich am glücklichsten fühlt, das ist nicht der Weg, den ich gehen mag; und will man mir vollends sagen, es ist der einzige richtige, den es giebt, so sträube ich mich mit allen Kräften meines Geistes, ihn zu gehen."

Dorotheens schönes Auge leuchtete, als sie diese Worte sprach, die von ihrer Umgebung, und kaum von Hiller und Trautmann verstanden wurden. Allein diese waren verständig genug, keine Gegengründe aufzubringen, denn eine so fest ausgesprochene Ansicht zeigte von dem Dasein und Wirken eines Geistes, der sich durch Uebung seiner edelsten Kräfte zu einer Höhe des Glaubens und Denkens aufgeschwungen hatte, auf der ein gewöhnliches Zweifeln und Hin- und Hersprechen keinen Platz mehr fand.

Lucile eilte auf Dorotheen zu, warf sich ihr in die Arme, indem sie zugleich halb zu ihren Füßen sank und rief: „Ach, theure, angebetete Frau, werden Sie mich nun weniger lieben, wenn ich nicht denken und fühlen kann wie Sie? Aber ich sehe wohl, Sie streben den Sternen zu, ich armes Kind hafte an der Erde und kann nicht anders."

Dorothee schloß das schöne Mädchen herzlich in

ihre Arme. „Sei glücklich, Liebe, und mache glücklich!“ rief sie, „und wir haben uns verstanden.“

Hiller und Trautmann setzten das so lebhaft angeregte Gespräch fort. Lucile blieb zu den Füßen Dorotheens liegen, die ihre Hand sorgend auf ihr Haupt legte. Frau von der Recke trat ein und führte an ihrer Hand Herrn Tiedge, der soeben angelangt war, und der der kleinen Gesellschaft eine sehr förmliche, abgemessene Verbeugung machte. Als Lucile an die Reihe kam, von ihm begrüßt zu werden, konnte man bemerken, wie der fromme Sänger stutzte und wie er mit sichtlich angenehmer Ueberraschung in das noch von der Theilnahme an dem eben gehabten Gespräche lieblich geröthete Antlitz des Mädchens blickte.

Der fromme Sänger war übrigens bereits über die Vierzig hinaus, und der Dichter der überall so hochgefeierten „Urania“ hatte jetzt ein ziemlich sicheres und festes Wesen angenommen. Frau von der Recke gefiel sich jedoch darin, ihren Liebling immer noch als einen halben Knaben darzustellen. Sie nannte ihn, wenn sie schmeichelnd von ihm sprach, den Knaben Melindus, nach einem in der Urania vorkommenden Namen, und er sie nie anders als „die edle Elisa!“

Die wenigen Tage, die man noch in Herrnhut bleiben wollte, wurden hingebracht, Predigten und Vorträge zu hören und bei Liebesmahlen gegen-

wärtig zu sein, wobei es öfters vorkam, daß der Knabe Melindus aus Zerstreutheit sich auf die Bänke verirrte, wo die ledigen Schwestern saßen, wodurch denn ein kleines, aber schnell vorübergehendes Aergerniß entstand. Auch brachte der Knabe bei Spaziergängen dadurch eine Unordnung zu Stande, daß er stets mit Lucilen gehen wollte, welches Frau von der Recke zuletzt fast gewaltsam verhindern mußte, wofür sie Hiller's Dank einerndtete. Bei Gelegenheit eines Sonnenunterganges warf sich Herr Tiedge in's Gras, breitete die Arme aus und fing an, eine Hymne an die Gottheit vorzutragen. Als Dorothee dieses lächelnd bemerkte, sagte ihre Schwester: „So ist er! Immer der feurige, kindliche Natursohn! Ich bitte Dich, bemerke es nicht, daß er im Grase liegt, er hat mir schon gesagt, daß er sich vor Dir fürchtet, als vor einer vornehmen Weltdame, die ihn nicht verstände und die er nicht verstehe."

Die ernste Stimmung wurde bald wieder vorherrschend. Die Männer waren fortwährend in religiösen Debatten begriffen, die Frauen demnach auf sich angewiesen. Dorothee nahm ihre liebe Lucile und während Frau von der Recke einige Abschiedsbesuche abstattete, denn diese machte sich nunmehr bereit zu ihrer Reise nach Italien, ging sie den so malerisch gelegenen Kirchhof der Gemeinde aufzusuchen. Es war ein milder, schöner Abend. Lucile blieb an einem Grabe betend zurück und Dorothee

wandelte allein durch die Laubgänge des Gartens. Zu beiden Seiten waren die Grabsteine, einfache Steine, ohne allen Zierrath, vertheilt. Auf einem dieser Steine saß ein alter Mann in dürftiger Kleidung und in einer nachdenkenden, gebeugten Stellung. Er blickte auf, als Dorothee sich näherte, neigte aber dann sein Haupt wieder zur Erde, indem er ein paar Worte vor sich hinmurmelte, die halb wie eine Begrüßung, halb wie ein Gebet klangen. Als Dorothee nochmals an ihm vorüberging, richtete er sich auf, sah sie mit einem düstern Blicke an und rief dann: „Dorothee, Herzogin von Kurland, lerne erst den Schmerz kennen, ehe Du über Menschenglauben und Menschenglück urtheilest. Du hast Deinen Sohn verloren, Deinen Vater — doch Du kannst noch Jemanden verlieren, der Deinem Herzen theuer ist, um dessen Verlust Du klagen wirst. Herzogin Dorothee — Dein Leben ist strahlend und glücklich — aber gedenke des Armen, der Nichts hat, als seinen Gott."

Diese Worte aussprechen und rasch in ein Gebüsch einbiegen war das Werk eines Augenblicks. Dorothee stand erschreckt stille: ihr erster Gedanke war, daß sie einem Wahnsinnigen begegnet sei; dann aber überzeugte sie sich, daß gerade diese Anrede mit ihrer Beziehung auf die letztgeführten Gespräche unmöglich von einem Verrückten herrühren könne. Rasch eilte sie nach, erreichte auch den Baumgang,

in den jener Räthselhafte eingelenkt, allein sie entdeckte ihn nirgends; auch Boten, die sie, so schnell sie diese erlangen konnte, aussandte, den Mann zu suchen, fanden ihn nicht. Es blieb durchaus räthselhaft, wer er gewesen und welchen Zweck er bei diesem seltsamen Zusammentreffen gehabt. Zu Hause angelangt, erzählte sie, was ihr begegnet, doch auch hier wußte Niemand genügende Auskunft zu ertheilen. Dorothee, die Nichts unbeachtet ließ, wenn es auch zu den scheinbar unbedeutenden Begegnissen gehörte, nahm sich diese Mahnung zu Herzen. Es lag in ihr ein Kern Wahrheit. Sie war gewohnt, sich zu offen auszusprechen, und diese harmlosen und oft rücksichtlosen Aeußerungen, gerade um so freimüthiger gegeben, weil sie sich in ihrem Innern keines Fehls bewußt war, konnten kindliche und schwache Seelen, die nicht im Stande waren, dem Fluge ihres Geistes zu folgen, in ihrem einfachen Glauben irre machen, und sicherlich hatte auch dies der unbekannte Warner im Sinne, wenn er der Bestürzten zurief: „Raube dem Armen nicht seinen Gott!“ Innig ergriffen von der Wahrheit dieser Mahnung, beschloß Dorothee, vorsichtiger zu sein, und da nur allein das Glück ihrer Nebenmenschen, der Friede und die Liebe, die sie den bekümmerten Seelen entgegentragen wollte, der Beweggrund ihres Strebens nach Außen hin war, nahm sie sich vor, ihre eigene Ueberzeugung mehr geheim zu halten. „Raube dem

Armen nicht seinen Gott!" Diese Worte tönten noch lange in ihrem bewegten Gemüthe nach. „Ich kann nicht anders glauben, wie ich glaube," sagte sie, „allein ich will freudig befördern helfen, wo und wie ich auf dem Wege des Friedens Jemand finde, ohne zu untersuchen und zu richten, ob dieser Weg auch der meinige ist." Mit diesem Vorsatze echt christlicher Duldung und mit der Demuth einer großen liebenden Seele kehrte sie zu dem fast verlorenen Frieden ihres Geistes zurück: nur die gleichsam im düsteren prophetischen Sinne ausgesprochene Drohung: „Du kannst noch mehr verlieren, als Du bereits verloren hast," machten sie erbeben. Sie dachte an ihre Kinder; der geheimnißvolle Mahner konnte Niemanden anders als diese gemeint haben.

Die kleine Gesellschaft trennte sich nun. Frau von der Recke und Herr Tiedge traten ihre große Reise an, Trautmann und Hiller blieben für's Erste noch an dem Orte, Dorothee ging nach Löbichau; sie fand dort ihre Tochter Dorothee, deren Erzieherin, Rustan und den Generalen.

Sie war nur wenige Tage erst zu Hause, als eines Nachmittags, als sie eben im Parke mit ihrer Tochter und dem Generalen spazieren ging, Rustan athemlos und bleich auf die kleine Gruppe zustürzte, indem er rief: „Himmel! Durchlaucht, wer ist der Offizier, der so eben angekommen ist und sich nach

Ihnen erkundigt hat, ohne seinen Namen nennen zu wollen?"

„Ein Offizier?" fragte Dorothee, „von welcher Nation?"

„Ein Russe; ach, und wenn mich nicht Alles trügt, es ist —"

„Nun?"

„Ich will ihn nicht nennen! Ich kann mich geirrt haben."

„Mein Himmel, lieber Rustan, Sie thun ja, als wenn es der Kaiser von Rußland wäre!"

„Und ist er es nicht?" fragte der Aengstliche, indem er auf die ferne Terrasse zeigte.

Und die Stufen derselben stieg — Alexander herab. Er war es! Gefolgt von einem Adjutanten, der oben auf der Terrasse zurückblieb. Alexander schritt den Gang hinab, indem er ein Glas vor dem Auge hielt und die noch ferne Gruppe aufmerksam betrachtete. Dorothee blieb stehen, sie flüsterte ihrer Begleitung zu: „Er ist's! Lenken Sie, meine Herren, mit meiner Tochter in jenen Gang ein; ich weiß in der That nicht, ob es Ihnen und dem Kaiser gelegen kommen wird, sich einander zu begegnen."

„Wir folgen dieser Weisung mit Freuden," sagte der General, reichte der Prinzessin den Arm und Rustan folgte. Dorothee eilte ihrem hohen Gaste entgegen.

Alexander, der bereits die Bekanntschaft der Herzogin in Petersburg gemacht hatte, als sie sich in Erbschaftsangelegenheiten dort befand, nahte sich ihr mit seiner gerühmten Artigkeit und einschmeichelnden Form. Er ergriff ihre Hand, küßte sie und sagte: „Ein Reisender nimmt die Gesetze der Gastfreundschaft in Anspruch, werden Sie ihm, Fürstin, eine gütige Aufnahme versagen?"

„Euere Majestät haben also nicht vergessen," entgegnete Dorothee, „daß es ein kleines Dorf auf der Welt giebt, wo eine Ihrer treuesten Verehrerinnen und Bewundererinnen weilt."

„Sagen Sie lieber, Fürstin, wo meine größte Schuldnerin wohnt, der ich für schöne, genußvolle Stunden Dank schuldig bin. Aber ich störe doch nicht? Wer ist die junge Dame, die sich dort entfernte?"

„Meine Tochter, Sire, und ein paar Freunde, die mich hier in der Einsamkeit besucht haben."

„Ich will nicht fürchten, daß ich sie verscheucht habe!"

„Sie werden den Befehl erwarten, sich Euerer Majestät nahen zu dürfen."

„Lassen Sie uns nach ländlicher Sitte ohne Zwang mit einander verkehren. Welch' ein reizender Landsitz! Und Alles Ihr Werk, Fürstin. Ich kann mir denken, wie man hier die Welt vergißt, allein ich will mir nicht denken, daß man auch hier seine Freunde vergißt. Und doch scheint es so.

Wenigstens klagt darüber der arme Mann, der am Ufer der Newa seine Hütte gebaut hat."

„Sire, die Welt ist jetzt so voll böser Händel, daß eine einsame Wittwe gut thut, auf ihrer Scholle ruhig sitzen zu bleiben."

Bei diesem Gespräche hatten der Kaiser und die Herzogin die Terrasse erreicht und der Salon nahm sie auf, in welchem bereits Vorkehrungen zum Empfange des hohen Gastes getroffen waren, und auserlesene Erfrischungen auf mehreren Tischen standen. Alexander, der von dem Kongresse zu Erfurt kam, war gütig genug, seiner schönen Wirthin so viel Interessantes von dieser berühmten Zusammenkunft zu erzählen, daß die beflügelten Abendstunden viel zu früh die Nacht herbeiführten, die der Kaiser zur Fortsetzung seiner Reise bestimmt hatte.

Es lag Alexandern daran, mit seiner liebenswürdigen Wirthin noch ein paar Augenblicke allein zuzubringen. Nachdem die Prinzessin vorgestellt worden war und der hohe Gast an sie einige freundliche Worte gerichtet, reichte er der Herzogin den Arm und verschwand mit ihr in das Kabinet, dessen Thüren sich hinter ihnen schlossen.

Sein erster Blick hier traf auf die Marmorbüste Napoleon's, die ein frischer Kranz schmückte. Dies gab Veranlassung, daß Alexander sich in sehr ergiebig fließender Lobrede über diesen Helden des

Jahrhunderts ergoß und dadurch Dorotheen ermuthigte, auch mit dem Geständnisse ihrer Neigung hervorzutreten. Beide priesen jetzt den Kaiser und Alexander hob besonders dessen Mäßigung im Siege hervor, während Dorothee die großartigen Einrichtungen im eignen, wie in fremden Staaten pries, die von dem mächtigen Eroberer ausgegangen. Zuletzt gestanden sich Beide, daß sein Erscheinen nothwendig gewesen, um dem zerrütteten und verkommenen Zustande der Dinge eine verjüngte und verbesserte Gestalt zu geben. Dorothee lehnte, als sie ihre begeisterten Worte sprach, an der Säule von gelbem Marmor, auf welcher die Büste stand. Ihr Haupt war dem Lichte zugewendet, und das volle Haar fiel ihr auf Schultern und Nacken. Alexander trat einen Schritt zurück, betrachtete die schöne Erscheinung und sagte dann: „Aber wie wage ich es, indem die göttliche Muse selbst gegenwärtig ist, über Gegenstände der Geschichte zu sprechen? Ich darf hier nur anbeten und verehren.“ Ueberrascht von dieser Artigkeit, die sie nicht erwartet hatte, erröthete Dorothee, faßte sich jedoch schnell, nahm den Kranz von der Büste und ihn dem Kaiser hinhaltend, sagte sie: „Sire, bin ich die Muse der Geschichte, so kenne ich meine Verpflichtung, ich nehme den Kranz vom Haupte des großen Mannes und gebe ihn dem größeren.“

„Lassen Sie lieber beide Männer Freunde sein, als daß Sie veranlassen, daß sie sich einander den Rang streitig machen," erwiderte Alexander in ernstem Tone.

„Alexander und Napoleon!" rief Dorothee, „und Europa ist frei und glücklich!"

Der Kaiser führte sie zum Sopha, nahm neben ihr Platz und begann in einem heiteren Tone: „Zu etwas Anderem, Herzogin; und zwar zu Etwas, was Ihr Herz näher angeht, als die Wohlfahrt Europa's und eine Freundschaft mit dem großen Corsen. Ich komme als Freiwerber. Der Fürst Talleyrand hat mich ersucht, Sie gütig für ihn und seine Pläne zu stimmen; er beabsichtigt um die Hand der Prinzessin Dorothee für seinen Neffen bei Ihnen zu werben. Ich kann nicht anders, als diesem Verlangen meinen Beifall geben. Der junge Mann ist würdig, einem so hohen Preise nachzustreben."

„Dieser Antrag überrascht mich," entgegnete Dorothee, „doch bin ich dankbar für die Gnade, die mir Ew. Majestät erzeigen, mir in meinen häuslichen Angelegenheiten rathen zu wollen."

„Ich sehe Sie nachsinnend. Ich will auf Ihren mütterlichen Rathschluß durchaus keinen Einfluß ausüben. Frauen stiften die Ehen und Frauen trennen sie. Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, in diesem Departement zu arbeiten. Der Himmel hat

mir eine Tochter versagt, aus dem Grunde, weil er wohl eingesehen, daß ich sie würde schlecht an den Mann gebracht haben."

Ew. Majestät scherzen. Der Grund meines Nachdenkens ist ein sehr verzeihlicher, der Fürst ist Franzose; das Band, das ich mit seinem Hause knüpfe, würde mich über die Grenzen meines Vaterlands, Deutschland, führen. Dies ist um so mehr zu befürchten, da ein so hochgestellter und bedeutender Mann die Hand nach einer Verbindung mit meinem Hause ausstreckt."

„So leben Sie in Paris künftig!" bemerkte Alexander. „Was hindert Sie? Sie haben eine Tochter einem Italiener gegeben, weshalb nicht eine einem Franzosen?" —

„Ew. Majestät mächtige Fürsprache besiegt alle meine Gegengründe — ich gebe nach. Der Fürst soll nur kommen, er soll mich und mein Kind willig finden," sagte Dorothee.

„So werden Sie einen Glücklichen mehr zu Ihren Füßen sehen," entgegnete der Kaiser sich erhebend. Er brach das Gespräch über diesen Gegenstand rasch ab, — es war, als wenn eine plötzliche Zerstreutheit ihn befiele. Nach einigen Worten eines ehrerbietigen und zärtlichen Abschieds, in welchem er die Hoffnung aussprach, die Herzogin bald in Petersburg zu sehen, reichte er ihr wieder den Arm und trat aus dem Kabinette.

Es war nahe an Mitternacht als er Löbichau verließ.

Die Herzogin blieb nachdenklich zurück. Die Hoffnung, künftig in Paris zu leben, war ihr durchaus nicht unwillkommen. Ein lebhafter Trieb beseelte sie, dem Helden des Tages und den großen Weltbegebenheiten so nahe wie möglich zu sein. Ueberdies die Fremde war ihr nicht fremd; was sie gegen den Kaiser geäußert, war nur ein flüchtig hingeworfener Vorwand, um sich Bedenkzeit zu sichern. Wo war ihre Heimath? Es war das kleine Ländchen am Meeresstrande, da hätte sie leben, da sterben mögen, — da dies nicht sein sollte, so betrachtete sie mit weltbürgerlichem Sinne die ganze Erde als ihre Heimath. Wo sie Gutes wirken, wo sie Schönes erschaffen, wo sie thätig für die hohen Zwecke, die ihr vorschwebten, arbeiten konnte, da war sie zu Hause. Das kleine Löbichau war ein liebliches Fleckchen Erde, aber es war ihre Heimath nicht. Also Paris! Der Brennpunkt der großen Interessen, der Strudel in welchem die weltschöpferische Ideen brausten, — dorthin lenkte sie gerne ihr Blick.

Wenige Wochen hierauf trafen Briefe des Fürsten Talleyrand ein, die eine Zusammenkunft der betheiligten Personen verabredeten. Der welterfahrene Fürst wußte nur allzuwohl, wie stark das Interesse war, das der Kaiser für die Herzogin gefaßt hatte,

um nicht mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, eine Verbindung seines Enkels mit dieser „Freundin" eines so mächtigen Monarchen zu betreiben.

Die nächtliche Fahrt.

Nach dem Besuche des Kaisers trat einige Tage Ruhe auf Löbichau ein. Das Leben nahm seinen gewohnten Gang. Der Kreis der Freunde und Gäste war diesmal klein, er bestand aus Besuchenden, die aus Altenburg herübergekommen waren, und den Hausgenossen, zu denen Rustan und der General gehörten; der Erstere ebenso durch seine Pflicht wie durch Neigung, der Andere lediglich durch die letztere hier festgehalten. Der kleine Kreis fand sich in den Abendstunden in dem Wohnzimmer der Hausherrin zusammen. Hiller wurde vermißt, denn Niemand schaffte jetzt Bücher und Bilder herbei, auch fielen die lebhaftesten Anregungen zu Gesprächen aller Art weg, denn er war es, der durch die Lebendigkeit seines Geistes stets solche

herbeizuführen wußte. Die alte Ehrendame beklagte, daß Trautmann fehlte, mit dem sie oft stundenlange Discurse über religiöse Gegenstände gehalten.

Je kleiner der Freundekreis war, um desto mehr mußte ein Ereigniß auffallen, das mit Besorgniß erregenden Nebenumständen auftrat. Dorothee verschwand. Sie blieb einen Tag fort, den zweiten, ja sogar den dritten und Niemand konnte sagen, wo sie war. Es hatte sich früher wohl einige Male ereignet, daß sie, ohne ihre Freunde besonders in Kenntniß zu setzen, einen Ausflug machte, allein dann dauerte dieser nie länger als einen Tag und war gewöhnlich in Begleitung des Amtmanns oder Inspektors nach einem der Vorwerke des Gutes gerichtet, um bald diesen, bald jenen wirthschaftlichen Gegenstand in Augenschein zu nehmen; oder die Fahrt ging nach Altenburg, wo denn entweder die alte Gräfin, oder eine der jungen Damen aus der Umgebung der Prinzessin, gemeiniglich diese selbst, mitgenommen wurden. Doch diesmal war von Alle Dem nichts geschehen. Die Herzogin hatte sich völlig allein und auf eine mysteriöse Weise entfernt. Sie hatte zu diesem seltsamen Ausfluge auch nicht ihre eigene Equipage benutzt, sondern nach dem Resultat, das die Nachforschungen Rustan's geliefert, hatte sie einen Miethwagen an dem äußersten Parkthore spät am Abend halten lassen, und mit diesem war sie fortgefahren; — wohin? das konnte durchaus

nicht ermittelt werden. Da durch den Krieg, der sich zwar von dieser Gegend fortgezogen, immer aber noch Unruhe und Unordnung aller Art hinterlassen hatte, waren die Landstraßen unsicher gemacht, und die näheren wie die entfernteren Orte deshalb nicht ohne Gefahr erreichbar. Hätte die Herzogin gewollt, daß die Ihrigen von ihrem Unternehmen Kenntniß erhalten sollten, so wäre es ihr ein Leichtes gewesen, ein paar Zeilen zu hinterlassen, offenbar hatte sie demnach eine solche Benachrichtigung nicht für nöthig erachtet, indem sie baldigst wiederzukehren beabsichtigte. Welch' ein Umstand konnte sie nun bewogen haben, so lange wegzubleiben und die Besorgniß der Zurückbleibenden auf die ängstlichste Weise zu erregen? Bei der zarten Rücksicht und Vorsicht für die Ihrigen, die sie nie aus den Augen setzte, konnte dieser zwingende Umstand nicht anders als ein sehr wichtiger sein. Bis zum Mittage des zweiten Tages harrte Rustan aus, dann aber hielt ihn Nichts zurück; er mußte, so weit es in seinen Kräften stand, nachforschen, ob nicht ein Unglück der theuren Vermißten zugestoßen, ob sie nicht in eine Gefahr gerathen, der rasch entgegengetreten werden müsse. Er und der General bestiegen daher eine leichte Jagdchaise und lenkten nach einem Wege hin, auf dem eine vielleicht mögliche Spur zu entdecken war, nämlich in ein Städtchen, wo, wie sie wußten, eine ehemalige Dienerin der Her-

zogin wohnte, die erkrankt war. Es ließ sich zwar kaum annehmen, daß, um diese Frau zu besuchen, die Gebieterin eine so unnöthige Vorsicht und Geheimhaltung ihrer Fahrt würde beobachtet haben, indessen eine andere Deutung gab es nicht und somit gaben die beiden Männer sich der Hoffnung hin, ihr Ziel auf diesem Wege zu erreichen. Sie erreichten das Städtchen gegen Abend und daselbst in einem kleinen Gasthofe absteigend, stellten sie sogleich ihre Nachforschungen an. Allein die kranke Frau hatte keinen Besuch erhalten und in dem Städtchen wußte man nichts von der Ankunft oder der Durchreise der an diesem Orte wohlbekannten Fürstin. Noch an demselben Abende fuhren die Reisenden weiter, indem sie nun die Straße nach Altenburg einschlugen. Es wurde Nacht, und sie stiegen in einer kleinen Herberge am Wege ab. Der General legte sich ermüdet zu Bette, Rustan jedoch, den die Unruhe und der Kummer nicht rasten ließen, ging mit einem Knechte aus dem Dorfe, den er sich zum Führer mitgenommen, in den nahen Wald, wo man, wie ihm in der Schenke erzählt wurde, einen Reisewagen vor wenigen Stunden hatte hinlenken sehen, in welchem eine Dame, von einer französischen Eskorte begleitet, Platz genommen. Durch diesen Wald ging ein näherer Weg an die Grenze, und da jenseits derselben französische Truppen standen, so konnte angenommen

werden, die Herzogin habe sich nach Altenburg begeben wollen, sei jedoch von feindlichen Soldaten aufgefangen und fortgeführt worden. Es kostete Mühe, sich in der tiefen Finsterniß der Nacht durch den Wald zu arbeiten, nur mit Hülfe einer Laterne, die der Führer trug, gelang es, den Weg einzuhalten. Der Schein dieses Lichtes beleuchtete oft Gegenstände von erschreckender Natur, so sah man Todte und Ausgeplünderte am Wege liegen, die die Opfer irgend einer räuberischen Bande, die sich im Lande umtrieb, geworden waren. Es gehörte der Muth und die Festigkeit Rustan's dazu, unbeirrt weiter zu dringen, denn das Schicksal das Jene getroffen, konnte ihn, der nicht hinlänglich mit Waffen versehen war, ebenfalls ereilen. Endlich lichtete sich der Wald und die Wanderer gelangten auf eine Ebene, die von einem Flusse durchschnitten wurde, an dessen Ufer hier und da Feuer brannten. An eines dieser Feuer machte sich Rustan heran, und erkannte, daß es friedliche Fischer waren, die hier die Nacht bei Ausübung ihres Gewerbes zubrachten. Bei ihnen erkundigte er sich, ob sie nicht einen Reisewagen die Straße entlang hatten vorbeifahren sehen. Es wurde bejaht, doch der Wagen hatte nicht der Grenze zugelenkt, sondern war einem Landgute zugefahren, das ungefähr eine Stunde entfernt am Abhange des Waldes belegen; auch hätten keine Soldaten den Wagen begleitet. Von

neuem stiegen in Rustan Zweifel auf, ob diese Spur die richtige sei. Er setzte sich auf einen Stein am Flusse und sann ermüdet nach, was zu thun sei. Der Knecht mit der Laterne trat zu der nächsten Gruppe Fischer und ließ sich mit diesen in ein Gespräch ein. Halb willenlos lauschte Rustan diesen Reden, und schon war er im Begriff, wieder aufzubrechen und seine befürchtlich zwecklose Wanderung fortzusetzen, als ein paar leicht hingeworfene Worte des einen Fischers plötzlich seine volle Aufmerksamkeit rege machten. Der Mann erzählte, wie er einen Kranken bei sich zu Hause habe, und wie deshalb seine Frau ihn gebeten, nicht bis zum Morgen fortzubleiben, sondern zeitig heimzukommen. Dieser Kranke sei seit gestern von einer vornehmen Frau besucht worden und diese begehre, daß er in das Städtchen gebracht werde, allein die Männer im Dorfe hätten ihr gerathen, ihn zu lassen wo er sei, da er doch die nächste Nacht nicht mehr erleben werde. Rustan rief den Fischer an und fragte ihn umständlich aus; er erfuhr jedoch wenig mehr als er bereits wußte, nur über die Persönlichkeit der fremden Frau gelang es ihm, einiges Nähere zu erforschen, und diese Mittheilungen, so unbefriedigend und ungenau sie auch waren, bewogen ihn doch diese Spur zu verfolgen. Der Fischer ließ sich für Geld und gute Worte bewegen, mitzugehen und von neuem wurde ein langer, ermüdender Weg zurückgelegt.

In der Nähe des Dorfes angelangt, sahen die Wanderer langsam einen Wagen herankommen und um die vorspringende Mauer des Kirchhofs biegen. Ein Vorgefühl sagte dem Freunde, er befinde sich in der Nähe dessen, was er suchte. Er blieb stehen, der Wagen mußte dicht an ihm vorüber. Zwei Männer zu Pferde mit Fackeln, der Eine voran, der Andere hinterdrein umgaben das Gespann. Rustan erstieg einen Stein um in das Innere des halboffenen Wagens zu sehen; in diesem Augenblicke warf der Schein der einen Fackel ein helles Licht auf die Reisenden und fast hätte Rustan einen lauten Schrei ausgestoßen, denn sein Auge traf auf die starren, leblosen Züge der Herzogin, die ohne um sich zu blicken oder den Gegenständen um sie her nur irgend Aufmerksamkeit zu schenken, wie ein weißes Marmorbild dasaß. Rustan näherte sich, sie sah ihn nicht und machte nur eine abwehrende Bewegung, langsam bewegte sich der Wagen weiter. Neben ihr saß ein Mann in einem Offiziersmantel gehüllt, tief zusammengesunken, das Haupt auf der Brust. Einen unbeschreiblich erschreckenden Eindruck machte diese nächtliche Erscheinung. Selbst die rohen Sinne des Fischers wurden davon betroffen, er winkte zum Wagen hin und flüsterte dabei seinem Gefährten zu: „Die bringt eine Leiche fort. Der Mann im Wagen ist todt, das kann man sehen."

Unschlüssig was er beginnen sollte, blieb Rustan am Wege stehen. Er sah dem Wagen nach, der an einem Abhange verschwand, nur die rothen Scheine der Lichter flammten noch lange durch die Finsterniß.

Was war das? Hatte sie ihn erkannt? Wer war der Mann an ihrer Seite? diese Fragen kreuzten sich wild in Rustan's Kopfe. Sein Begleiter hatte von einem der Bauern mit den Fackeln erfahren, daß das Ziel der Fahrt das Städtchen sei, wo man einen Arzt zu finden hoffe. Dorthin wollte er sich nun auch begeben. Das Bild der geisterbleichen, seltsam starr und aufrecht sitzenden Gestalt, neben ihr die im Mantel gehüllte Leiche — es war fast, um den Unglücklichen zum Wahnsinn zu bringen. Er brauchte Zeit, sich zu fassen, sich auf das Nächste und Wirkliche zu besinnen, denn es wollte ihn bedünken, ein furchtbares, nächtliches Traumbild ängstige ihn.

Aufblickend sah er die Spitze des Dorfkirchthurms noch vom Schein der Lichter geröthet, zu gleicher Zeit tauchte aus dem Gebüsche jenseit der vorspringenden Mauerspitze ein Lichtschein auf, und den Pfad hinauf kamen nächtliche Wanderer ebenfalls mit einer Leuchte versehen. Diese abzuwarten trat Rustan etwas bei Seite. Die rüstig Daherschreitenden, denn es waren ihrer drei, zwei Frauen und ein Mann, schienen ihrerseits überrascht, auf Gefährten

zu treffen, und die beiden Laternen beleuchteten die gegenseitigen Gruppen, indem sie zugleich dunkle bewegte Schatten auf die nahe Kirchhofmauer warfen. Der Fischer erkannte sein Weib und fragte sie in etwas barschem Tone, wohin sie so tief in der Nacht wolle. Sie entgegnete, daß sie die zweite fremde Dame, die unterdessen gekommen sei, und im Wagen keinen Platz bekommen, in das Städtchen führe, der Knecht aus der Schmiede gehe mit. Rustan hatte während dieser Fragen und Antworten, die in Tücher gehüllte ältere Frau näher in's Auge gefaßt und erkannte in ihr jene frühere Dienerin der Herzogin, die, wie er geglaubt hatte, krank darnieder lag, die jedoch schon längst genesen war. Er begrüßte sie und Frau Gebhardt, so hieß die Frau, erwiderte mit großer Freude und Redseligkeit den Gruß.

„Sie führt ein Engel des Himmels zu uns!" rief die ältliche Dame indem sie sich sogleich an Rustan's Arm hing; „Sie finden uns in der allergrößten Erdenmoth. Du lieber Himmel, wer hätte Das gedacht! Die gute Herzogin!"

„Aber was soll Das Alles bedeuten, Frau Steuereinnehmerin?"

„Ja, was es bedeuten soll? Lassen Sie mich nur etwas zu Athem kommen, liebster Herr Rustan!" erwiderte die Gefragte, indem sie ein schwarzes Spitzentuch, das während des eiligen Gehens ihr

über's Gesicht gefallen war, hinwegstrich. „Für's Erste sagen Sie dem Knechte daß er voran eile; am Ausgang des Waldes soll ein Fuhrwerk stehen, das auf mich wartet. Ich arme alte Frau, wahrlich ich kann unmöglich den Weg bis zum Städtchen zu Fuße machen. Ach, und nun gar mit diesem Kummer im Herzen. Herr Rustan — ich habe Etwas ansehen müssen — Herr Rustan, ich bin eine alte Frau, ich habe Manches erlebt und gesehen, was schrecklich ist, und was Einem das Herz brechen kann, aber so etwas noch nicht! So etwas noch nicht! Die arme, arme Frau. Ja, wenn man noch so hoch steht, noch so schön und bewundert ist, die dunkle Stunde kommt! — Und für unsere gute Frau dort ist sie gekommen."

Die Sprecherin stützte sich hierbei recht nachdrücklich auf den Arm ihres Führers, der die ihm aufgetragenen Befehle ausrichtete. Den Fischer und sein Weib schickte man heim, da man ihrer nicht weiter benöthigt war.

Eine Pause trat ein, während Frau Gebhardt sich auf ihren Stab stützte, ihre Reisetasche an den andern Arm hing und nun sich ganz ihrem Führer zuwandte. „Wer hätte gedacht," hub sie an, „als wir uns in Warschau zum letzten Male sahen, daß wir uns hier, an einer Kirchhofmauer und in dunkler Nacht wiedersehen würden. Und Sie hörten, daß ich krank gewesen?"

„Man sprach davon in Löbichau, und wir vermutheten, die Frau Herzogin sei zu Ihnen gefahren.“

„Nein. Nicht zu mir. Zu einem Andern ist sie gefahren. Und zwar kaum hat der Brief sie ereilt, so hat sie sich aufgemacht und ist hierher gekommen. So liebt nur eine Frau. Aber die Fürstin ist groß; Alles, was sie thut und wie sie es thut, es ist nicht wie bei andern gewöhnlichen Menschen. Es zerreißt Einem das Herz, sie leiden zu sehen, aber man hört nicht auf, sich zu freuen, daß Gott ein solches Weib geschaffen. Und dann giebt es Leute, die sie kalt nennen, die in ihr nur die vornehme Dame sehen, die da glauben, daß sie nichts verstehe, als sich mit Diamanten zu schmücken. Gott! Wie ich sie heute Nacht gesehen — an seinem Bette hingeworfen! seine bleiche Hand an die Lippen drückend — da weiß man, was man von der vornehmen Dame zu halten hat. Blut, sage ich Ihnen, Herr Reichskommissarius, Blut hat sie geweint, und sie hat ihn nicht erwecken können.“

„Wen denn?“ fragte auf's Aeußerste erregt und fast fieberhaft wild der Gefährte. „Ich erfahre ja noch immer nichts! Wen hat sie hier getroffen? Wer ist erkrankt? Wer sitzt dort neben ihr im Wagen?“

„Wer? Ein Mann der hier in dieser Welt kein Wort mehr spricht.“ —

Herr Rustan gab der Dame einen kleinen Stoß in die Seite, indem er außer sich schrie: „In's Teufelsnamen — ich frage: wer ist der Mann? Dieses Weib ist mein Mörder."

Bei dem Stoß, den sie erhalten, war Frau Gebhardt die Reisetasche entfallen, sie nahm diese mühsam auf, während ihr Gefährte mit beiden Füßen abwechselnd den Boden stampfte. „Herr Reichskommissarius," sagte Frau Gebhardt, „Sie können manchesmal etwas unhöflich sein; aber so sind die Polen Alle. Trotz der weißen Haare hören sie nicht auf, Jünglinge zu sein. Man muß sich in jedem Alter vor ihnen in Acht nehmen. Nun denn, ich war ja eben im Begriff, es Ihnen zu sagen, es ist der Graf St. Cyr, oder wie er auch heißt: Herr Arnaud."

Rustan athmete wieder auf; „So ist es Der!" rief er in einem schmerzlichen Tone. „Ein edler Mann und der Herzogin sehr theuer, ja sehr theuer. Woran ist er denn so tödtlich erkrankt?"

„An einem jener schlimmen Fieber," antwortete Frau Gebhardt, „die hier in der Gegend herrschen, seitdem die Lazarethe mit den vielen tausend Kranken hier errichtet worden. Er kam gesund an, wollte zu der Herzogin und siehe da, in jenem elenden Dorfe mußte er liegen bleiben. Ich sagte: er kam gesund hier an; dieses eigentlich wohl nicht, denn wer ihn sah, dieses fahle Gesicht und diesen Körper,

der hin und her schwankte, der sagte ihm ohne viel Mühe voraus, was kommen würde. Man sagt, der Mann sei aus Herzenskummer so weit gekommen, daß er sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Nun, ich will das nicht beschwören, denn die Männer können in diesem Punkte viel vertragen. Mein sel'ger Rochus war eine dicke, schwammige Natur, so recht gemacht, einen guten Braten und ein ebensolches Glas Wein in sich aufzunehmen und hat der Mann doch immer über sein Gemüth geklagt! und wie ihn so viel Liebespein im Leben verfolgt. Ich ging, wenn er so anfing, immer in die Küche, denn ich wußte, es war eitel Reden und nichts dahinter. Es mag mit dem Grafen vielleicht etwas anders bestellt gewesen sein, es ist möglich: man muß über seinen lieben Nächsten nicht zu scharf herfallen. Aber, lieber Herr Reichskommissarius, sehen Sie denn noch nichts vom Wagen?"

„Nennen Sie mich nicht bei meinem alten längstabgelegten und auch nur wenige Male geführten Titel," bemerkte Rustan. „Wo kein Reich ist, ist auch kein Kommissarius."

„Als solcher kamen Sie aber doch damals nach Kurland," fuhr die Redselige fort. „Es war damals noch der strenge Winter und alle unsere Seen waren zugefroren."

„Sie glauben also, daß der Graf todt ist?" fragte Rustan.

„Man kann es nicht wissen. Die Frau Herzogin behauptet: nein! Nun das wird man ja baldigst erfahren. Ich empfand keinen kleinen Schrecken, als ich durch einen Boten hierher beschieden wurde und nicht wußte, warum und wie ich kommen sollte, denn das Fortkommen ist gewaltig schwer heutzutage. Wie ich kam, fand ich die trübselige Geschichte im vollen Gange oder vielmehr im völligen Stillestehen, denn der Graf lag ohnmächtig da und die Herzogin saß an seinem Lager. — „Kathinka," rief sie mir zu, wie sie mich immer genannt hat, „vergieb, daß ich Dich, da Du selbst erst kürzlich genesen bist, hierher gerufen habe, all' die Meinen wissen nichts von diesem Vorfalle und sollen auch nichts erfahren; ich habe aber Hülfe nöthig." — „Ich stehe zu Befehl, gnädige Frau," entgegnete ich und machte eine tiefe Verbeugung vor dem todten Grafen. Nun wurde ich bald hierhin, bald dorthin geschickt, denn die Fischersfrau war so gut wie nicht vorhanden, denn sie that wenig, und was sie that, machte sie schief. Der Mann ging seiner Wege, trotz dessen, daß wir ihm Geld boten; er dachte, es wäre nicht geheuer mit uns. Durch tausend Mühen gelang es mir, den Wagen zu erhalten, damit wir in das Städtchen gelangen konnten. Die Herzogin warf das Geld hin, als wenn es Kiesel gewesen. Die arme Frau, ich glaube, sie war selbst mehr todt als lebendig."

Das Gespräch wurde durch die Ankunft eines Bauerwagens unterbrochen, dessen Inneres mit Heu gefüllt und mit einer Pferdedecke belegt war. Auf diesem prunklosen Sitze nahmen nun Frau Gebhardt und Rustan Platz. Der Mann mit der Laterne ging voraus und langsam bewegte sich das Fuhrwerk durch den Wald.

Rustan war fest entschlossen, seine Gegenwart und die des Generals der Herzogin nicht kund werden zu lassen, er sah ein, bei der Wendung, die diese unglückliche Angelegenheit zuversichtlich nehmen mußte, daß jede Spur einer fremden Einmischung oder eine zudringliche Nachforschung nur beleidigend auf das im tiefsten Innern verletzte Gemüth wirken müsse. Er bat daher Frau Gebhardt, sein Erscheinen zu verschweigen, und als man das Städtchen erreicht hatte, begab er sich in die abgelegene Schenke und stellte von hier aus vorsichtig seine weiteren Nachforschungen an. Es kam so, wie es vorauszusehen war. Die Belebungsversuche, vom Arzte angestellt, erwiesen sich als fruchtlos: Die Herzogin hinterließ Befehle, wie es mit der Beisetzung der Leiche zu halten sei, und reiste durch Nacht und Dunkel wieder ab, wie sie gekommen war. Frau Gebhardt blieb einstweilen in dem Städtchen zurück. Rustan und der General schlugen einen näheren Weg ein und waren früher zu Hause angelangt, als die Fürstin. Sie benutzten dies, um die sämmt-

lichen Hausgenossen zu beruhigen, indem sie vorgaben, die Herzogin wohl und gesund bei einem Besuche in Altenburg angetroffen zu haben.

Endlich kam die Vermißte selbst. Sie sah nicht wohl und gesund aus. Eine Blässe deckte ihr Antlitz, die deutlich die Spuren eines gewaltigen Leidens verrieth und die eine sehr verständliche Sprache für Denjenigen führte, der da wußte, was geschehen. Kein Wort kam über die Lippen der Leidenden. Der General und Rustan schwiegen gleichfalls, allein sie vermochten nicht in den frohen Jubel einzustimmen, den die übrigen Hausgenossen bei der Zurückkunft der geliebten Herrin zeigten.

Nach einigen Tagen kam Frau Gebhardt und mit dieser hatte die Herzogin lange geheime Unterredungen. Die treue Dienerin, der ein tiefes Schweigen auferlegt war, glaubte, nicht nöthig zu haben, dieses gegen den Mitwisser zu beobachten, und als in vertraulicher Stunde sie den ehemaligen Reichskommissarius in Trauer versenkt sah über das Erlebte, sagte sie: „Ja, lieber Herr, Sie haben Recht, betrübt zu sein, denn solch' ein Kummer, wie wir ihn hier beobachten, geht zu Herzen, wer ein Herz hat. Ich habe ihr alle, auch die kleinsten Umstände, wie es weiter mit dem geliebten Todten geworden, erzählen müssen, und sie besteht darauf, die Leiche hierher bringen zu lassen. Er soll für's Erste hier in der Kirche beigesetzt werden, bis sich

Zeit findet, ihm ein besonderes Denkmal zu bauen. So verstand ich wenigstens ihre dunkeln Aeußerungen. Aber es soll Niemand etwas wissen oder erfahren. Wie läßt sich das aber machen? Es müßte denn sein, daß man die Leiche herschafft, während Sie und alle Gäste das Haus hier verlassen haben."

Rustan erwiderte: „Ich sehe nicht, wozu dieses Geheimnißvolle? Jedermann wußte ja, daß der Graf ihr treuergebener Freund war."

„Vielleicht," bemerkte die Frau mit Bedeutung, „weiß nicht Jedermann, zu welchem Grade diese Freundschaft gestiegen war und überhaupt, wozu braucht die Welt Alles zu wissen; sie rührt und schüttelt doch an jedem Dinge und steckt ihre Nase überall hin, wo sie nicht hingehört. Und dann, es können ja auch politische Gründe sein, weshalb die Herzogin nicht will, daß man erfährt, er sei hier gestorben. Endlich kann es auch sein, daß die gnädige Frau jetzt, da die Verlobung der Prinzessin Tochter bevorsteht, nicht den Trauerfall will bekannt werden lassen. Kurz tausend Gründe."

„Wie haben Sie sie eben jetzt verlassen?" fragte Rustan.

„Ach — sie liest seine Briefe und weint; weint ihre heißesten, bittersten Thränen. Die arme Frau! und wenn sie aus ihrem Kämmerlein hervortritt, so sieht ihr Niemand Etwas an; so sehr hat die große

Welt sie gelehrt, sich Zwang anzuthun. Unser Eines könnte das nicht. Das Unglück ist aber nicht so ganz plötzlich gekommen: er hat ihr schon lange geschrieben, wie er sich krank fühle und wie er wünschte, sie wiederzusehen."

„Gut, Frau Gebhardt; lassen wir das. Wenn Ihnen die gnädige Frau Befehle ertheilt, so erfüllen Sie sie pünktlich. Das ist Alles, was ich Ihnen rathen kann. Aber Sie wollen mir noch Etwas sagen!"

„Nur dieses: daß sie weiß, wie Sie ihr nachgereist sind, bester Herr Rustan. Wie sie es erfahren, kann ich nicht erklären; denn in der Nacht, im Wagen, hat sie Sie nicht erkannt, allein es muß später ihr zur Kenntniß gekommen sein. Das schadet nicht: Sie sind ja ihr vertrauter Freund, und unternimmt sie Etwas, so können Sie ihr besser zur Hand gehen, als ich alte Frau."

„Das ist mir sehr lieb zu hören," entgegnete Rustan. „Wenn sie meiner bedarf, so wird sie zuerst zu sprechen anfangen; geschieht dies nicht, so schweige ich."

Die Frau Steuereinnehmerin nahm hiermit Abschied, da sie am nächsten Morgen wieder zurück in ihre Heimath reisen wollte.

Dorothee machte Anstalt zum Empfange ihrer Gäste. Der Graf Perigord, sein Sohn und ein paar Gesellschafts-Cavaliere trafen aus Paris ein und die Verlobung wurde gefeiert. Zugleich er-

schien, vom Kaiser Alexander abgesendet der Fürst Welsinsky mit reichen Geschenken für die Prinzessin Braut. Obgleich die Verhandlung im Geschmacke eines Familienfestes sollte gehalten werden, so fiel sie doch ziemlich zwangvoll aus. Die dabei zunächst Betheiligten kannten sich zu wenig, um Etwas Anderes als die Convenienzformen der großen Welt gegen einander auszutauschen. Der junge Graf war ein gehorsamer Sohn seines Vaters und der Vater war ein gehorsamer Diener des allvermögenden Fürsten Talleyrand, die Braut war eine gehorsame Tochter ihrer Mutter. Aus so vielem Gehorsam ging eine ceremonielle Handlung hervor, die nichts von dem Charakter eines freien Entschlusses und des vorwaltenden Impulses des Gefühls hatte. Indessen mißfiel der junge Mann Dorotheen nicht; er besaß die Formen der großen Welt, allein auch weiter Nichts; er war nicht leicht zum Sprechen zu bringen, wenn er sich jedoch aussprach, so geschah es mit diplomatischer Vorsicht und mit Blicken auf seinen Vater. Dorothee wäre gerne, da sie Franzosen vor sich sah, mit ihrem Enthusiasmus für den Kaiser hervorgetreten, allein ihr freies Wort glitt an der Kälte und Glätte dieser sich immer gleich bleibenden Gesichter und Gestalten ab. Der schwarze Tituskopf des Sohnes und das gepuderte Haar des Vaters harmonirten mit den gestickten Uniformkragen, dem Degen an der Seite und den seidenen Strüm-

pfen und Schnallen. Die Gesellschaftskavaliere waren treue Copieen ihrer Herrn und selbst die Jokeis und Diener wichen nicht um Haaresbreite von dem Modejournal ab. Dorothee, die mit der Politik gescheitert war, versuchte es mit der Literatur und als auch diese nicht weiter Spielraum gewährte, als höchstens nöthig war einen Roman von Marmontel zu kritisiren, ging sie zur Musik über und dort geschah es ihr, nachdem einige ihrer hübschen Lieder gesungen und ihre Tochter einige Piecen gespielt, daß Vater und Sohn auf eine überraschende Weise Einer dem Andern die Phrasen aus dem Munde nahmen und auf eine so frostige Art Begeisterung offenbarten, daß Dorothee rasch das Piano wieder schloß. Man setzte sich zusammen und besprach einige Neuigkeiten aus Paris.

Dorothee, deren Seele von Kummer gebeugt war, brachte es mit allem Zwange, den sie sich anthat, nur zur Ausfüllung von drei Abenden, dann schützte sie Unwohlsein vor und zog sich frühzeitig zurück, ihrer Tochter, so wie der Gräfin, Rustan und dem Generale die Pflichten auferlegend, die Gäste zu unterhalten. Am vierten Tage entfernten sich diese. Es wurde die Verabredung getroffen, daß die Verbindung in Frankfurt am Main geknüpft werden solle, und zwar durch den Fürsten Primas von Dalberg, wie es Talleyrand gewünscht hatte. Dieses Fest kam ganz nach Wunsch zu Stande

und nun begleitete Dorothee ihre Tochter, deren Gemahl, den Vater desselben und noch ein paar Anverwandte nach Paris. Im Juni 1809 trafen sie daselbst ein. Vorher hatte Dorothee sich in Straßburg der Kaiserin Josephine vorstellen lassen. Berührt durch die vielfachen Gerüchte, die umgingen und von einem Plane des Kaisers sprachen, diese Gemahlin zu verstoßen, um eine andere zu wählen, war Dorothee neugierig, wie sie diese Fürstin finden werde. Josephine hielt sich damals in Straßburg auf, scheinbar um dem Schauplatze des Krieges, den der Kaiser gegen Oesterreich führte, näher zu sein, eigentlich aber, um ihren erlauchten Gemahl von geschickten Spionen umgeben zu lassen, die ihr berichteten, was und ob sie Etwas zu befürchten habe. Diese Spione mußten gerade damals, als sie die Herzogin von Kurland empfing, sehr Mißfälliges berichtet haben, denn Josephine vermochte ihre Unruhe nicht zu verbergen. Das einnehmende, gefällige Wesen ihres Gastes schloß ihr Herz auf und zugleich bestimmte sie die Klugheit, eine Frau in's Vertrauen zu ziehen, die durch den Freundschaftsbund, in welchem sie zum Kaiser Alexander, dem damaligen Freunde und Bewunderer ihres Gemahls stand, mächtig genug erschien, manche drohenden Dinge anders zu gestalten oder wenigstens ihren Einfluß weniger zerstörend zu machen. Die leidende Miene, mit der eine schöne Frau von

ihrem Unglücke spricht, kleidete die Kaiserin so gut, daß sie nicht verfehlte, sie so oft wie möglich anzunehmen. Dorothee war im Ganzen keine Freundin von solchen Mienen, besonders behagten sie ihr schlecht, wo sie fand, daß sie als Toilettengegenstand in Anwendung gebracht wurden. Sie war der Ansicht, daß eine Frau von Charakter mit ihrem Leiden nicht Schaustellung treiben dürfe, daß sie den Kummer, wenn sie ihn wirklich empfand, durch eine lächelnde Miene stets vor der Welt verbergen müsse, sie brachte demnach, als ihr die Kaiserin zum ersten Male von ihrem Leiden und von ihren schlaflosen Nächten erzählte, jene banalen Phrasen vor, die als geltende Spielmarkenmünze beim Spiele der Salons zu dienen pflegen; als sie aber entdeckte, daß die arme Josephine sehr gegründete Besorgnisse hegte, daß von keinen finstern Schattenbildern der Phantasie die Rede war, lenkte sie rasch ein, und nun spendete ihr edles, jedem Leiden offenes Herz die theilnehmendsten Trostgründe. „Kennen Sie, Madame," rief Josephine, „ein Ungeheuer, das man Politik nennt und das seine Verwüstungen am liebsten auf das Feld hinüberträgt, wo die häuslichen Tugenden sich angebaut haben?" — „Ich kenne es," entgegnete Dorothee, „und während meines Lebens bin ich ihm oft begegnet und es hat mir mehr als einmal einen erbitterten Kampf angeboten."

„Dem Sie klug ausgewichen sind?“ fragte Josephine.

„Nein, dem ich muthig die Stirn geboten,“ erwiderte Dorothee. „Dieser gefährliche Feind ist nur zu besiegen, wenn wir ihm zeigen, daß wir nicht ohne Waffen sind, und daß wir diese Waffen zu führen wissen.“

„Welche wären aber diese Waffen einem allmächtigen Geschicke gegenüber?“ fragte die kummervolle Dame.

„Standhaftigkeit, Muth, Ausdauer! Wenn das Schicksal uns zermalmen will, können wir freilich nichts thun, als unterliegen; allein vorher, ehe es dazu kommt, können wir die Macht des Zusammenstoßes brechen, indem wir alle unsere Kräfte anspannen und mit kaltem Blute jeden noch so geringfügigen Umstand hervorziehen, der zu unseren Gunsten wirken kann.“

„Goldne Worte! Man hört, Madame, daß Sie selbst durch die Schule des Leidens gegangen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich mit der Geschichte Ihres Hauses bekannt zu machen; ich sprach sogar mehr als einmal mit dem Kaiser davon. Sie hegen nicht die Hoffnung, daß das Herzogthum wieder hergestellt und Ihren Händen übergeben wird? Es sollte dies, wie ich denke, möglich sein, wenn der Kaiser Alexander den Wünschen des kurländischen Adels, der Sie, Madame, wie ich höre,

mit Inbrunst zurückwünscht, Gehör gäbe. Aber Sie verzeihen, daß ich, eine Fremde, eine Französin über Dinge spreche, die ich ihrer Natur nach so wenig kenne; allein es ist das lebhafte Gefühl der Theilnahme für Ihr Geschick, Herzogin, die Bewunderung, die Ihre Persönlichkeit mir einflößt, die mich mit so großer Thorheit sprechen läßt. Ich will, wie ein Kind, meinen Willen haben, und dieser Wille ist, Sie glücklich zu sehen."

„Ihro Majestät sind allzugütig," entgegnete Dorothee; „es bleibt nur immer dem Zweifel unterworfen, ob es ein Glück ist, eine Krone zu tragen."

„Ach — ja! Sagen Sie Das nicht. Es ist ein Glück, besonders wenn ein geliebter Mann uns diese Krone aufsetzt, und es ist ein herbes Mißgeschick, eine solche Krone zu verlieren." Dies sagte die schöne Kaiserin, indem sie vor sich hinblickte und seufzte. Dorothee betrachtete sie einen Augenblick mit Zeichen der innigsten Rührung. Sie erwiderte nichts, denn jedes Wort, selbst das unbedeutendste konnte hier verletzen. Die trauernde Fürstin erholte sich wieder und indem sie die Hand ihrer neuen Vertrauten mit großer Herzlichkeit in die ihrige schloß, sagte sie: „Gleichviel, wie es auch komme — wir bleiben vereint. Sie besitzen mein ganzes Herz, es fragt sich nur, ob Sie mir auch das Ihrige da-

gegen geben wollen. Wenn dies ist, so wollen wir uns schreiben. Briefe sind trostreich, und gegen einen Briefwechsel zwischen zwei Freundinnen kann auch die Politik nichts haben."

Mit Versicherungen der Freundschaft schieden die beiden Frauen. Der armen Josephine Geschick erfüllte sich leider bald.

In Paris angelangt war Dorothee bestürzt, eine Stadt zu sehen, die so viele dunkle Plätze und enge Straßen hatte: sie hatte sich das Aeußere dieser Weltstadt anders gedacht und gehofft, es so imposant wie Petersburg zu finden; aber bei näherer Ansicht belehrten sie die Namen der Häuser und Straßen, daß sie auf geschichtlichem Boden wandelte, sich auf dem Schauplatze entsetzenvoller und großer Ereignisse befand, auf einer Bühne, die abwechselnd von Ungeheuern und Heroen betreten worden, und in einer Stadt, über deren Paläste der wüthendste Orkan der Geschichte wie ihr sanftestes Säuseln dahingegangen. Jetzt hatte sie erreicht, was sie oft gewünscht — sie war in Paris! Sie erblickte die Thürme von Notre-Dame, sie sah den Louvre, und in ihrer Phantasie wurden alle jene Bilder lebendig, die ihr in frühester Jugend die Erzählung der wechselvollen Geschicke dieser Stadt unter den Städten zugeführt. Sich von ihrer Begleitung lossagend, durchwanderte sie, wie sie es bei fremden Orten stets zu thun pflegte, allein

diese gigantischen Stadtviertel, sich gänzlich dem ersten Eindrucke überlassend. Ein Diener mit einem Wagen mußte in einiger Entfernung folgen. Auf ähnliche Weise hatte sie ihre erste Bekanntschaft mit Warschau gemacht.

Paris.

Das Geschlecht der Grafen von Perigord war eines der ältesten der französischen Monarchie; es hatte den Ruhm, sich mit königlichem Blute gemischt zu haben. Heinrich Albret, der Ahnherr Heinrich IV., wählte sich seine Gemahlin aus dem fürstlichen Geschlechte der Grafen von Perigord. Seitdem behaupteten diese Würdenträger den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Später, als unter den Ludwigen eine Menge der alten Edelleute den Fürstenrang erhielten, behauptete über diese neugeschaffenen Prinzen das Haus Perigord den Vorrang, als die Nachkommen der alten Grafen von Foix, der souveränen Fürsten von Quercy, eines erlauchten Stammes, der über acht Jahrhunderte Frankreich's Stolz und Zierde gewesen. Eine so erlauchte Abstammung brachte dem Hause eine

Menge Ehren zu und beschäftigte stets die Aufmerksamkeit der Könige von Frankreich, die entweder danach trachtete, den Wachsthum des Geschlechts zu befördern, oder aus Neid und Eifersucht sein Ansehen zu beschränken. Was den Namen Talleyrand betrifft, so legten ihn sich mehrere der souveränen Grafen von Perigord zu, im Angedenken an irgend eine glorreiche That der Ahnen. Im zwölften Jahrhundert taucht dieser Beiname auf und Helios V., souveräner Graf von Perigord, Sohn Boson's III., erscheint in den Urkunden zuerst als Graf Perigord Talleyrand. Jener Helios Talleyrand Perigord war das Haupt der ältern Linie, welche ausstarb, während die jüngere bis auf unsere Tage hinab blüht und in zwei Branchen getheilt im Besitz des Fürstenthums Chalais ist und durch spätere Erbschaft auch die Güter der Familie Sully an sich brachte. Aus der jüngern Branche stammt der berühmte Minister Carl Moritz von Talleyrand Perigord, während die ältere Branche die Grafen Perigord Talleyrand in's Leben rief, unter welchen sich die nunmehrigen Verwandten Dorotheens befinden. Der Chef dieser Branche war Graf Archambault von Perigord, den Ludwig XVIII. zum Herzog machte, und der das Glück seines Hauses einzig seinen persönlichen Vorzügen dankte, indem er in dem Rufe stand, der schönste Mann am Hofe Ludwig's XVIII. zu sein. Als Kind fiel er dem Könige Ludwig XV. auf und

dieser machte bei versammeltem Hofe einst die Bemerkung: „Welch' ein schöner Knabe! man muß ihn mit der kleinen Sénosan verheirathen; es wird eine vortreffliche Nachkommenschaft geben! Mademoiselle de Sénosan war nicht allein schön, sie war auch die reichste Parthie Frankreich's, indem sie die einzige weibliche Nachkommenschaft Sully's, des berühmten Freundes Heinrich's IV., ein Einkommen von viermalhunderttausend Livres Rente und die schönen Besitzungen ihres Ahnherrn, unter diesen das alte Schloß Rosny erbte, das einst der Lieblingsaufenthalt Sully's gewesen war. Die von dem Könige auf diese Weise eingeleitete Heirath kam zu Stande und aus ihr traten drei Kinder in's Dasein: Mademoiselle Melanie de Perigord, nachmalige Prinzessin von Poix; Ludwig von Perigord, der 1808 in Berlin starb, von einer Gesandtschaftsreise nach Petersburg, wohin ihn Napoleon geschickt, heimkehrend; und Edmond von Perigord, nachmaliger Herzog von Dino, dem Gemahl der Prinzessin Dorothee von Kurland.

Carl Moritz von Talleyrand Perigord, der nachmalige Minister, kam als verkrüppeltes Kind zur Welt. Sein Vater, dessen Vermögensverhältnisse nicht glänzend waren, fand es für gut, den Knaben dem geistlichen Stande zu weihen, und somit gingen die Rechte der Erstgeburt von Carl Moritz auf den zweiten Sohn, den Grafen Archambault, über, und

bei dem später nachher erfolgten Tode des Vaters kam Carl Moritz zu seinem Oheim, der als der Chef der älteren Branche den Titel eines Prinzen von Chalais führte, und mit dessen Söhnen er erzogen wurde. Die Erziehung trug keine besonderen Früchte. Schon im collège Louis-le-Grand, zeichnete sich der junge Talleyrand ebenso durch seinen Muthwillen wie durch seine Trägheit aus, dessen ungeachtet fanden die Lehrer es dem großen Namen, den er trug, angemessen, ihm Auszeichnungen zu Theil werden zu lassen, die er nicht verdient hatte. Am Putztische der Madame Dubarry finden wir den jungen Abbé Talleyrand wieder, und hier ist es eine skandalöse Geschichte, die ihm Eingang verschafft in die Boudoirs der Damen in Mode und von gutem Tone, die der berüchtigten Maitresse gleichen. Man erzählte nämlich, daß der junge Abbé der Verführer von drei Schwestern gewesen, den Töchtern einer Wittwe Gauchier, von denen in Folge dieser Verführung sich die Eine den Tod gegeben, die beiden Andern im Irrenhause gestorben seien. So sehr verderbt das damalige Paris auch war, so machte dennoch diese Thatsache, als von einem jungen Manne von kaum fünfzehn Jahren ausgehend, doch Gerede genug um auf ihn die Aufmerksamkeit zu lenken. Wo er erschien, zeigte man sich ihn. Um die Theilnahme für ihn zu erhöhen, brachte man in Kenntniß daß der Oheim,

die Ausgelassenheit des Neffen nicht anders zügeln könnend, ihn durch ein Lettre de Cachet in die Bastille gebracht hatte, wo er ein Jahr verlebt, von seinen Mitgefangenen scherzweise „l'abbé boiteux“ genannt. Die Pariser Damen fanden dies hart; und sie sprachen es laut aus, daß ein Roué, der so jung schon es dahin gebracht hatte, zwei Wahnsinnige und eine Selbstmörderin der Welt zu schenken, eher eine Auszeichnung als eine Bestrafung verdient habe. Später, als dieser abbé boiteux sich auf der Höhe seiner glänzenden Laufbahn befand, entdeckten die Witzlinge der Hauptstadt, daß diese drei Schwestern Gauchier als allegorische Figuren gelten konnten, und daß die Eine die Republik, die Zweite das Kaiserreich und die Dritte die Restauration vorstellten, die alle Drei diesen gefährlichen Liebhaber gehabt, der sie durch schlaue Künste verführt und dann verlassen habe.

Es ist hier nicht der Ort, den Verlauf des Lebens des Herrn von Talleyrand dem Leser vorzuführen; es ist dieses Leben bekannt genug; das Obige ist auch nur gesagt, um die Gerüchte zu bezeichnen, die Dorotheen entgegenkamen, als sie die Bekanntschaft dieses berühmtesten Diplomaten seiner Zeit machte, und in seinen Familienkreis eintretend, wohl oder übel mit seinen Interessen, bis auf einen gewissen Grad hin, sich befreunden mußte. Talleyrand, der den Einfluß kannte, den Frauen ausüben, selbst

da, wo sie nicht schön sind, wie bei der berühmten Tochter Necker's, bewillkommnete die Herzogin, von der ihm der Ruf die vortheilhafteste Dinge hinterbracht hatte, mit ausgezeichneter Artigkeit. Er sprach mit ihr von Politik, was er selten mit Frauen that, und geschmeidig und elegant fügte er sich dem Enthusiasmus, den Dorothee für den Helden des Tages auch ihm entgegentrug. Indem er ihr beipflichtete, suchte er sie auszuforschen, und namentlich war er begierig, den Inhalt der Gespräche zu erfahren, die der Kaiser Alexander, als er in Löbichau von Erfurt kommend, einkehrte, mit der Herzogin geführt. Aber Dorothee, auch eine Art weiblicher Talleyrand, wenn es darauf ankam, verstand es, viel sprechend Nichts zu sagen, und der schlaue Fuchs zog vom Taubenschlag ohne eine Taube erbeutet zu haben. Die Unterredung mit Josephinen theilte sie jedoch dem Fürsten in flüchtigen Umrissen mit, und er erwiderte: „sie hat allerdings Grund zu Befürchtungen. Ihre Ehe mit dem Kaiser ist nur der Akt eines Civilkontraktes, der im März 1796 vor der Municipalität des Pariser Arrondissements geschlossen wurde." Später sei allerdings auf Josephinens dringende Bitten der Kaiser bewogen worden von dem Kardinal Fesch, jedoch ohne Zuziehung von Zeugen in einem Zimmer des Palastes den kirchlichen Segen über den Bund aussprechen zu lassen, doch sei es sehr die Frage, ob

eine solche Consekration genügend sei, den Charakter einer Heirath zu geben, und jedenfalls, da der Kaiser Kinder wünsche, um seine Dynastie zu befestigen, werde er keine Schranke achten, die sich ihm in den Weg baute. Diese Aeußerung nahm Dorothee als ein besonderes ehrendes Zeichen von des Fürsten Vertrauen, sie erfuhr jedoch bald, daß diese und ähnliche Reden mit Absicht und mit Wissen des Kaisers im Publikum ausgestreut wurden, um auf das Kommende vorzubereiten. Sie erfuhr zugleich, daß, als dergleichen Aeußerungen der armen Josephine selbst zu Ohren gekommen, sie auf den Knieen den Kaiser beschworen habe, ihr zu gestehen, ob diese fürchterlichen Gerüchte einen Grund hätten, worauf Napoleon sie mit der Aeußerung beruhigt hatte, daß er nie daran gedacht. Diese Antwort gab er, als er bereits damit umging, sie zu verstoßen. Dorothee entdeckte hier den ersten schwarzen Flecken im Charakter ihres Helden; nach ihrer Ansicht der Treue und Ehrlichkeit durfte ein Mann von Ehre einem hülfelosen Weibe gegenüber, das ihm vertraute, nicht so handeln. Sie sagte dies dem Fürsten Talleyrand, doch dieser nahm eine Prise und schwieg lächelnd.

Die Verbindung mit dem Hause Perigord und die vertrauten Gespräche, die sie mit dem allmächtigen Minister geführt und von denen der allmächtige Minister selbst gelegentlich die Gerüchte in's

Publikum brachte, machten Dorothee zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit der Pariser Salons. Als sie erschien, fand man daß „die Freundin Kaiser Alexander's" eine genugsam anziehende und einflußreiche Erscheinung sei, um die Mühe nicht zu sparen, ihr den Hof zu machen. Sie brachte ihre Abende abwechselnd im Hause des Ministers und bei dessen alter Mutter zu, die sie mit der Aufmerksamkeit und der Liebe einer Tochter behandelte, und dafür den zärtlichen Dank der Matrone einerntete, und im Salon der Madame Recamier, wo sich Alles versammelte, was Anspruch machen durfte auf Bildung, Ansehen und politische Bedeutung. Madame Recamier selbst saß in ihrem griechischen, faltenlosen Costüm in einem Lehnsessel, der aus der Nachlassenschaft der Calipso herzustammen schien, und präsidirte ihren abendlichen Versammlungen mit der Grazie und der Würde einer Agrippina. Madame Justine, eine der ersten Toilettenkünstlerinnen der Hauptstadt, hatte die Ehre, die Kleidung der jungen Gräfin Perigord zu ordnen und den Gesetzen der Mode nach zu bestimmen. Was die Schneiderin gebracht hatte, übersah sie und fügte hinzu oder verwarf, je nachdem es ihren Beifall oder ihr Mißfallen hatte. Dorothee fügte sich ebenfalls, jedoch nicht mit sklavischer Hingebung, den diktatorischen Befehlen der Madame Justine. Sie wählte für sich eine Robe von weißem Cachimir mit einem

goldenen Gürtel dicht unter der Brust zusammengehalten; die Arme trug sie nicht völlig entblößt, wie Madame Recamier es in Mode gebracht, aber die goldenen Spangen adoptirte sie, die oben am Arme angebracht wurden und zu dem goldenen Gürtel paßten. Das Haar war in dichten Locken auf der Stirne gehäuft, und ein Diadem mit Diamanten zog sich hindurch. Madame Justine versicherte, daß sie noch nie einen so reizenden, modesten und den Anforderungen der Mode entsprechenden Anzug zu Stande gebracht. Sie fügte diesem Lobe einige Sticheleien hinzu, die sie über die Gräfin Polignac, die Herzogin von Montbarry und Madame Recamier vorbrachte, — alles Damen, die Madame Justine entlassen hatten und eine andere Modistin gewählt. „Sie glauben nicht, meine Damen," sagte die Beleidigte, „wie alt Madame bereits ist und wie sie strebt, die Spuren dieses Alters zu verdecken. In der That, Nichts kann mehr zum Lachen sein, als Madame Recamier bei ihrer Toilette zu bedienen. Kein Kleid kann weit genug oben ausgeschnitten sein, und ich hab' es erlebt, daß die gute Frau in die große Oper fuhr und buchstäblich Nichts weiter an sich trug, als ein Hemd von Cachimir und ein Fischü von Spitzen. So fuhr sie zur Oper. Freilich konnte man belles jambes auf das vortrefflichste sehen; aber ich frage Sie, meine Damen, kann so etwas erlaubt sein?

Durch was wird sich alsdann noch eine Dame der Gesellschaft von einer Dame im Palais royal unterscheiden? Ich bin keine Rigoristin und meinetwegen könnte Madame Recamier, wenn sie nur jünger wäre, noch mehr zeigen als sie zeigt, aber ich frage nur: wohin führt Das? Jetzt fängt man sogar an, die auf der linken Seite aufgeschlitzten Kleider à la Diane zu tragen. Eine Dame, die sitzt und das eine Bein über das andere schlägt, kann bis auf die Hüften hinauf gesehen werden."

Den tugendhaften Eifer der Madame Justine unterstützte Dorothee nach Kräften. Dann sagte sie lächelnd zu ihrer Tochter gewendet: „was würde die Mademoiselle Pipelet sagen, wenn sie mich so erblickte, wie ich jetzt vor dem Spiegel stehe! sie, die den Reifrock und die hohe gepuderte Frisur für das einzige einer Dame von Stande zustehende Costüm erklärte!" — Ueber den Anzug warf Dorothee noch einen kostbaren Shawl und befestigte ein Collier von ächten Perlen an dem Halse. So ausgerüstet betrat sie den Salon der Madame Recamier am Arme ihre Tochter und gefolgt von dem Minister, seinem Bruder und dessen Sohne. Diesem glänzenden Zuge, der nicht wenig Aufsehen machte, als er sich durch die geöffneten Thüren langsam hervorbewegte, schlossen sich sogleich eine Anzahl vornehmer Herren und Damen an. Ein Geräusch des Beifalls begleitete Mutter und Tochter

und einer alten tauben Dame, die im Winkel des Salons saß, wurde ziemlich laut zugeflüstert: „Das ist die berühmte schöne Herzogin von Kurland, und ihre Tochter, die Gräfin Perigord Talleyrand!“ Madame Recamier erhob sich aus ihrem griechischen Armsessel und machte eine Verbeugung nach der neuesten Mode, die darin bestand, daß man sich halb zur Seite neigte und dazu mit dem einen Arme eine winkende Bewegung machte. Der berühmte Denon hatte bei seinen Nachforschungen über die Sitten der antiken Welt herausgebracht, daß die vornehmen Frauen in Rom sich auf diese und auf keine andere Weise begrüßten. Die etwas gezierte Stellung, die Frau Recamier bei dieser Gelegenheit annahm, und die geschickte Art wie sie die Draperie ihres Mantels à la Junon unter der Brust zusammenfaßte, wurde von den Elegants des Salons bewundert, Dorothee fand aber, daß dies Alles mehr einen komischen als einen wohlkleidenden Eindruck machte. Die Gesellschaft theilte sich in Gruppen. Einige alte Herren, die sich noch nicht von dem Puder und dem gestickten Rocke trennen konnten, fanden sich zu Damen, die ebenfalls schwankten, ob sie Schönflästerchen und Puder oder den krausen Lockenkopf wählen sollten und die, um es mit keinem Theile zu verderben, einen enganliegenden Rock ohne Falten, dabei aber gepudertes Haar und einen Chignon trugen, — eine barocke Zusammen-

stellung, die kein Glück machte, und die Sarkasmen der jungen Damen nach der Mode auf sich lenkte.

Als man Erfrischungen zu sich genommen hatte, traten zwei seltsame Figuren auf, um die Gesellschaft zu belustigen. Die Eine war die berühmte Gräfin Genlis, die die Harfe spielte, ein Instrument, das sie als die Erste in Frankreich in Mode gebracht; aber freilich war dies schon lange her. Als Madame de Genlis zum ersten Male „in die Saiten griff" war sie eine junge, ziemlich hübsche Frau, die noch keine Romane geschrieben, dafür aber welche gespielt hatte; als dieselbe Madame de Genlis an diesem Abende die „göttlichen Akkorde rührte," war sie eine alte Person über sechzig Jahre, verschrumpft, vergilbt, mit Schminke bedeckt und zwei magere Arme beim Spiel hervorhebend, die würdig gewesen wären, bei einem schwierigen Vortrag der Anatomie als unterrichtende Modelle zu dienen. In einem Kleide, das zum Erschrecken eng und mit einer Guirlande von Rosen geschmückt war, saß die Verfasserin der „Chevaliers du Cygne" an ihrem hohen mit Goldarabesken verzierten Instrument, und drückte mit dem einen weit vorgestreckten Fuße, der in Sandalen geschnürt war, das Pedal und trug dabei mit hochgehobenem Kopfe, wobei ihre falschen schwarzen Locken auf den Nacken herabfielen, ein schwieriges Capriccio meisterhaft vor. Dorothee fand, daß die Franzosen

von dem Einflusse eines berühmten Namens stets so beherrscht werden, daß auch hier Jedermann die Harfenspielerin bewunderte und keine Stimme laut wurde, die das Ridicule der Erscheinung hätte auffällig machen mögen.

Das Harfenspiel ging vorüber und eine mimisch-plastische Künstlerin trat auf: Madame la Comtesse de Luçe, eine Schülerin der berühmten Lady Hamilton. Mit Hülfe einiger Shawls verwandelte sich Madame de Luçe vor den Augen der entzückten Menge bald in eine Madonna von Raphael, bald in eine Sphinx, bald rang sie als Tochter der Niobe jammernd die Hände, bald stand sie anmuthig lächelnd als Terpsichore da; dann warf sie sich als büßende Magdalena auf den Boden, um sich gleich darauf als Medea mit dem Giftbecher emporzuheben. Da Madame de Luçe, ganz verschieden von der alten Harfenspielerin, jung und hübsch war, so war die Bewunderung, die ihr gezollt wurde, etwas ächterer Natur als die vorhin geäußerte, besonders fanden einige alte Herren die entblößten Schultern der büßenden Magdalena ganz nach ihrem Geschmacke.

Beim Heraustreten aus dem Salon erschrak Dorothee heftig, denn es war ihr, als stände plötzlich der Schatten eines geliebten Verstorbenen vor ihr. In Gang, Miene, Haltung, noch mehr in den Gesichtszügen war es Arnaud, der ihr aus einem

Seitenzimmer entgegentrat. Ohne sie eines Blickes zu würdigen, ging der elegant gekleidete Mann im Gespräch mit einem Andern dicht an ihr vorüber. Noch immer starrte Dorothee die Erscheinung an, und vermochte vor Herzklopfen nicht zu athmen, als Talleyrand, der ihr den Arm gab, sie nach der Ursache ihrer Befremdung fragte. Als sie ihm bezeichnet wurde, sagte er in einem gleichgültigen Tone: „Es ist der Obrist Graf St. Cyr, der die Gunst des Kaisers besitzt, so wie sein Zwillingsbruder von dessen Ungunst zu leiden gehabt hat. Beides waren hoffnungsvolle Jünglinge und ich sah sie zum ersten Male als ich in der Würde eines Bischofs von Autun in jenen stürmischen Tagen beim großen Bundesfeste auf dem Marsfelde die Fahnen einweihte. Ich stand ermüdet von der kein Ende nehmenden Festlichkeit und gedrängt von den Schaaren des Volkes, das sich mir nahte, um den Segen zu empfangen, einen Segen, den es doch gleich darauf verspottete, als sich dem Altar des Vaterlandes zwei Jünglinge naheten, von blendender Schönheit. Diese zwei Dioskuren fielen mir auf. Arm in Arm naheten sie sich den Stufen, und indem sie ein feierliches Gelübde, sich dem Wohl des Vaterlandes zu weihen, ausgesprochen hatten, knieten sie nieder und beugten mir ihr Haupt. Während ich über sie den Segen sprach, prägte ich mir ihre Gestalten und Gesichtszüge ein. Die Stürme

der Revolution ließen mich jedoch dieses seltsame junge Heldenpaar vergessen. Napoleon war Kaiser, als Einer dieser Brüder auftauchte und zwar der, den wir eben gesehen haben, der Andere war und blieb verschwunden. Später erfuhr ich, daß er ein Freund und Genosse Lafayette's, mit diesem operirt hatte, um gewisse jugendliche und schwärmerische Pläne zur Wirklichkeit zu machen. Nach dem Tode seines Protektors war er bald hier bald dort im Auslande zu finden, führte eine weitläufige Correspondenz, von der dem Kaiser berichtet wurde, und so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er in irgend einem Kerker schmachtet."

„Armer junger Mann!" seufzte Dorothee leise.

„Der Bruder," fuhr der Minister fort, „hat die Sache besser verstanden. Er ist ein brauchbarer Soldat und kann es noch weit bringen."

Dorothee schwieg; es war ihr nicht möglich, ein Wort weiter herauszubringen. Ein grenzenloses Gefühl der Trauer beschlich sie mitten unter dieser glänzenden und geschmückten Welt. Sie blickte noch einmal hin ob sie jene Gestalt, die der Träger so heiliger und schmerzlicher Erinnerungen war, bemerken würde, allein sie erblickte sie nicht mehr. Die auf- und abströmende Menge hatte sie mit sich fortgeführt. Der Minister warf einen beobachtenden Blick auf seine Begleiterin; seinem geübten Auge entgingen gewisse Zeichen nicht, und da er den

Grundsatz hatte, keinen auch noch so unbemerkten Wink unbeachtet vorüberschlüpfen zu lassen, so nahm er sich vor, den Grafen St. Cyr bei Gelegenheit über die Schicksale seines Bruders auszufragen. Man kann ihn vielleicht brauchen, dachte er; wenigstens darf man ihn nicht aus dem Auge lassen. Ist er in Gefahr, so retten wir ihn und fordern dafür einen Preis.

Einige Tage später wußte der Fürst, daß der Graf St. Cyr mit einer hochstehenden Dame ein intimes Verhältniß gehabt, daß sie den Verbannten öfters bei sich aufgenommen, und er zweifelte keinen Augenblick, daß diese Dame die Herzogin von Kurland sei.

Ein Brief ohne Unterschrift wurde Dorotheen zugestellt. Er enthielt die Worte: „Wie? Sie haben Sich mit dem Manne verbunden, der der Verrath und die Treulosigkeit in Person ist? Sie würdigen ihn Ihres Vertrauens, ihn, der die heilige Sache des Volks verlassen hat, um zum Tyrannen überzugehen? der auch diesen verlassen wird, um, wenn dessen Thron wankt, zu einem neuen Herrn zu schwören? Herzogin! Hüten Sie sich vor dieses Mannes Politik, und vor Allem hüten Sie sich vor seiner Freundschaft. Er wird keinen Augenblick zögern, Sie zu verrathen und aufzuopfern, wenn es sein Vortheil mit sich bringt, obgleich er durch Bande der Verwandtschaft fest mit Ihnen verbunden ist.

Erinnern Sie sich Herzogin, daß ein edeles Herz Ihnen angehört hat, daß dasselbe bis auf seinen letzten Pulsschlag nicht aufgehört, in Ihnen die Miterbauerin des Gebäudes der Zukunft zu sehen, und daß Sie dieses Herz noch im Grabe beunruhigen werden, wenn Sie sich auf die Seite der Falschen und Verräther stellen. Diese Worte ruft Ihnen ein Mann zu, der zu schweigen und sich zu verbergen versteht, wo es nutzlos wäre, sich zu opfern, ein Mann der Ihr Erscheinen in Paris als einen freudebringenden Akt der ewigen Gerechtigkeit ansieht und Hoffnungen daran knüpft, die ihm neuen Muth und neue Lebenskraft einflößen."

Vergeblich mühte sich Dorothee aus ihrer Umgebung den Mann herauszufinden, der diese Zeilen geschrieben haben konnte; er mußte auf das Genaueste von ihr und dem Geschicke Ihres Freundes unterrichtet sein. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn er sich ihr zu erkennen gegeben. Allein es geschah nicht.

Was in diesem Briefe über Talleyrand stand, hatte sie sich bereits selbst schon gesagt. Nicht der geringste Zug ihres Herzens brachte sie diesem Manne nahe, und sie fühlte, daß wenn auch Jahre des Zusammenlebens vergingen, sie ihm sich eben so wenig nähern würde. Mit ihrem klaren Verstande übersah sie die Verhältnisse der europäischen Gesellschaft und wußte, daß eine solche Politik nöthig

war, um immer von Neuem die Welt zu belehren, wie nur Wahrheit zuletzt siege. Es berührte sie daher keine der Phrasen des großen Mannes, den sie wie einen geschickten Jongleur bewunderte, der unter den schwierigsten Stellungen und Wendungen immer das Stäbchen in der Luft zu halten wußte und es nie zu Boden fallen ließ. Seine Welterfahrenheit und sein kaustischer Witz machten ihr Freude und unterhielten und belehrten sie. Sie schöpfte aus diesen Ansichten, die erkauft worden durch jede mögliche Art von Treubruch und Verrath, und die das Gepräge der entschiedensten Glaubenslosigkeit und der Verachtung der Menschen an der Stirn trugen, wie eine Biene aus einem giftigen Kelche süßen Honig. Die Ruhe und Kälte, mit der hier jedem warmen und heiligen Gefühle in der Menschenbrust Hohn gesprochen wurde, hatten nur für den Augenblick etwas Verletzendes für Dorotheen, später sah sie diese Auffassung wie einen calcul an, den ein geschickter Rechenkünstler anstellt, der sich nie irrt, weil er nie gestattet, daß ihn irgend eine hindernde Bewegung seine Berechnung stört.

Es war von Polen's Theilung die Rede. „Gewiß," sagte der Fürst, „haben die Mächte sehr Unrecht gethan, diesen Raub zu begehen, sie haben damit die Wurzel zu allen künftigen Empörungen der Völker gepflanzt."

Dorothee war über diesen Ausspruch, der aus

ihrer Seele wiedertönte und den sie für den Erguß des strengsten Rechtsgefühls hielt, eben so erstaunt als erfreut. „O, wie wahr!“ rief sie, „welch' ein Wort ist das! Die spätesten Generationen nach uns werden Ihnen, mein Fürst, für diesen Ausspruch noch danken. Die unglückselige That hätte nie geschehen dürfen; sie ist eine blâme für alle Zeiten.“

„Verstehen Sie mich wohl, Herzogin,“ setzte der Fürst hinzu: „sie ist eine blâme, weil sie zugleich eine bêtise ist. Moralisch gefehlt zu haben, bedeutet in diesen Regionen oft sehr wenig, aber politisch falsch gedacht zu haben, ist ein Verbrechen. Es war nicht klug, Polen so offenkundig in Besitz zu nehmen und damit ohne Scheu allen Rechtsprinzipien der Völker vor die Stirn zu schlagen. Es sind Länder zerstückelt und um ihre Nationalität gebracht worden, ohne daß ein Hahn danach gekräht hat, weil es auf eine kluge Weise geschah, während über die Zerstückelung Polen's ganz Europa ein Zetergeschrei erhob. Sie sehen Fürstin, ich schwatze aus der Schule; allein was thut man nicht, um eine liebenswürdige Zuhörerin zu bekehren.“

„Bekehrung? Bedarf es bei mir einer solchen?“ sagte Dorothee.

„Gewiß; Sie verwechseln Recht mit Klugheit, und das ist eine arge Ketzerei.“

„Ich kann und werde mich nicht überzeugen,

daß Beides zwei sich widerstreitende Dinge sind. Es ist unbegreiflich, daß die Vorsehung diese empörende That geschehen ließ."

Der Fürst lächelte. „Erinnern Sie sich, was Machiavel sagt: Gott ist immer mit dem Starken und führt nie die Sache des Schwachen." —

Auf einige Wochen verließ Dorothee Paris, um sich nach Rosny zu begeben, jenem Landsitze der Familie Perigord, den die reiche Erbtochter, Mademoiselle de Sénoson an das Haus gebracht und der noch direkt, ohne den Stamm seiner Besitzer zu wechseln, aus den Zeiten Heinrich's IV. und Sully's bis auf diese Tage gelangt war. Die Einrichtung des alten Schlosses war noch, selbst mit den Bildern und Tapeten aus jenen Tagen erhalten und hatte den Revolutionsstürmen getrotzt; nicht so die Schlösser umher, die mehr oder weniger gelitten hatten. Für Dorothee war es eine unermeßliche Freude, einen historischen Boden von solcher Bedeutung zu betreten, sie, die so sehr für den guten König Heinrich schwärmte und nicht minder für seinen Freund und Minister Sully. Auf dem alterthümlichen Steinboden dieser Hallen waren Beide gewandelt, und Worte von viel höherer und edlerer Bedeutsamkeit, als sie heutzutage ein Fürst von Benevent spendete und ein Napoleon sie anhörte, waren hier gesprochen worden, Worte, die ein edler Mensch zu einem edlen Menschen sprach. Sie stand oft Minutenlang

vor dem Bilde Sully's und dachte sich in dessen Züge hinein. Ist es denn nicht möglich, daß wieder einmal ein solcher Herrscher kommt und ein solcher Freund und Berather ihm zur Seite steht? Wenn die Sonne sank und es in den hohen Sälen dunkelte, ging sie einsam darin herum, und Welt, Zeiten und Menschen glitten an ihrem der melancholischen Betrachtung hingegebenen Sinne vorüber. Zugleich gedachte sie ihres eignen Geschicks, das sie, die Tochter des Nordens, hierher in Frankreich's schöne Gärten geführt. Sie hätte so gerne hier eine mitempfindende, mitdenkende Seele gehabt, mit der sie, wie sie es seit der Kindheit geliebt, Ansichten, Träume, Phantasieen, Gedanken ausgetauscht, allein sie hatte Niemand. Die fremde Familie, die sie umgab und die jetzt zum Theil die ihrige geworden, erschöpfte sich zwar in Aufmerksamkeiten für sie, allein sie vermochte ihr nicht Das zu geben, wonach ihr lebhafter und für die Mittheilung geschaffener Geist strebte. Die Tage in Rosny verflossen daher, obgleich täglich ein großer Kreis Fremde zu Gaste geladen war, sehr einsam für Dorotheen, die sich nach Paris zurücksehnte und nur abwartete, bis die ländlichen Festlichkeiten würden vorüber sein, mit denen die Bewohner von Rosny ihre neue Gutsherrin zu bewillkommnen die Absicht hegten. Diese Feste waren so ganz verschieden von den deutschen. In der Schweiz hatte Dorothee die berühmten Spiele

und Ringkämpfe angesehen, als sie den Landamman Thormann besucht hatte; aus ihrer Kindheit waren ihr noch die Tänze und Spiele ihres Vaterlandes erinnerlich, aber keine dieser Belustigungen hatte auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit denen des französischen Landvolks. Man versicherte sie, daß diese Akte ländlicher Fröhlichkeit vor der Revolution ganz anders und viel eigenthümlicher gewesen, indem noch sehr viele Sitten und Gebräuche des alten Frankreich's sich damals erhalten hätten, die später untergegangen wären. Der Tanz unter einer großen Linde war das Auffälligste, indem die Mädchen dabei ein Lied sangen, das noch aus den Zeiten Heinrich's stammte, und das er ihren Urgroßmüttern selbst sollte beigebracht haben. Es waren einfache Verse, die sich immer wiederholten und mit einem Schlußverse, der im Chore gesungen wurde, schlossen. Zu Ende des Gesangs nahm Dorothee einen Thronsessel ein und vertheilte Geschenke. Auch an einer schauerlichen Sage fehlte es nicht, die an einem einsamen Thurme haftete, den vor Zeiten ein Geistlicher bewohnt haben sollte, der sich als herumwandelndes Gespenst zur Nachtzeit den Bewohnern zeigte. Eine andere Auslegung behauptete, daß der alte Graf diese Maske öfters benutzt habe, um Besuche im Dorfe abzustatten und die jungverheiratheten Frauen zum Gegenstande dieser Besuche zu machen, die er im Costüme eines Gespenstes ab-

legte. Vor Zeiten gehörte es zu den Rechten des Gutsherrn, ohne eine beschwerliche Vermummung, ganz offen und am hellen Mittage bei den jungen Frauen der Unterthanen sich einzufinden.

Bei ihrer Zurückkunft nach Paris besuchte Dorothee die Museen und wissenschaftlichen Sammlungen. In einem der Hörsäle, in welchem über verschiedene Sprachen und Literaturen, so auch über die polnische, Vorträge gehalten wurden, entdeckte sie in dem Redner auf dem Katheder zu ihrer freudigen Ueberraschung den Grafen Ignaz Lubicki, der hier in einer hinreißend dichterischen Darstellung die Geschichte der Poesie und Literatur seines Landes vortrug. Die männlich schöne Gestalt des Redners, sein wohlklingendes Organ, und vor Allem der Schwung der Begeisterung und des eigenthümlichen Feuers, der seinen Worten inne wohnte, machte, daß die ganze Versammlung, die fast nur aus Frauen bestand, ihn mit gespanntem Interesse zuhörte und ihn zwang, weit über die Grenzen der Stunde hinaus seine Darstellung zu erweitern. Dorothee empfand dieses Verlangen, ihn sprechen zu hören, gewiß lebhafter, als alle Anderen, dennoch wünschte sie sich den Schluß herbei, um sich ihm zu erkennen zu geben. Allein er hatte sie schon aus der Menge herausgefunden und eilte jetzt mit einem herzlichen Gruße auf sie zu. „Meine liebenswürdige Beschützerin!“ rief er, „thut es Ihnen jetzt etwa leid,

mich damals vor den Säbeln meiner Verfolger beschützt zu haben, jetzt, da Sie mich so weit abgeirrt sehen von der Laufbahn, die ich anfänglich betreten?"

„Sie sind, wo Sie auch sein mögen, mein Freund," entgegnete Dorothee. „Jetzt, da ich Sie hier in Sicherheit weiß, fühl' ich mich um Vieles beruhigter, denn offen gestanden, es wollte mir nicht gefallen, Sie auf dem Meere des Lebens so wild umherschiffen zu sehen."

„Und bin ich denn jetzt in Ruhe, meine holde Beschützerin?" fragte der Pole mit einem bedeutungsvollen Tone. „Der Sturm soll erst angehen. Durch den großen Kaiser wird mein Vaterland frei, und das freie Vaterland — bedarf auch meiner."

„Wollte Gott, diese Hoffnungen gingen in Erfüllung," seufzte Dorothee.

„Sie werden in Erfüllung gehen. Napoleon hat es versprochen, und Napoleon hält Wort. Er ist erschienen, um die Völker von ihren Tyrannen zu befreien."

„Nochmals, wir wollen es hoffen," sagte Dorothee. „Einstweilen lesen Sie über den polnischen Petrarca, das wird Ihnen ganz gut thun. Es giebt Ruhe Ihrem Blute, und die haben Sie nöthig."

„Die echte Poesie giebt keine Ruhe, sie giebt Feuer!" entgegnete er. „Kann man wohl die gro-

ßen Gedanken der Dichter lesen, ohne selbst auf das innigste nach Ruhm zu streben — dem Stoffe des Gedichts? Als ich diese schönen Verse noch nicht kannte, war ich ruhiger; jetzt, da ich weiß, welch' einen Vulkan die Vorwelt unter die kalte Steindecke unsrer traurigen Tage gebreitet hat, möchte ich mit einem Faustschlage den Boden öffnen, um nur rasch hervorgehen zu lassen, was darunter brütet und fluthet."

„Ich werde die Befreiung nicht mehr erleben," sagte Dorothee traurig.

„Sie werden Sie erleben, Herzogin, und Polen's schönste Muse wird dann Anna Dorothee sein, sie, die mit uns litt, die mit uns duldete und die nun mit uns siegt!" —

Die weitere Folge des Gesprächs enthielt Mittheilungen, die Beide sich aus ihren früheren Tagen machten, und aus den Schicksalen, die sie erlebt. Manches herzliche Wort schöner Erinnerungen wurde da ausgetauscht. Dorothee mußte von dem letzten Augenblicke des Königs Stanislaus erzählen, was sie erfahren hatte, von Rustan und von den übrigen Polen aus jener Zeit. Daß der Letztere ein so schönes Asyl im Hause der Herzogin erhalten, freute Ignaz ungemein. „Der edle Mann," sagte er, „bedarf auf den Rest seiner Tage einer milden Sonne, die ihm ersetzt, was Kälte und Sturm ihm in seiner Jugend geraubt. O, Sie werden an ihm viel

Freude erleben; mehr, Herzogin, als an Ihren jungen Freunden, die alle mit einander nicht recht haben gedeihen wollen." Auf Dorotheens Einladung antwortete er unbestimmt. „Wenn ich komme," sagte er, „so komme ich mit der siegreichen Armee, die der Held der Helden anführt."

Dorothee nahm jetzt öfter an den Abendgesellschaften in dem Hause des Ministers Theil, dessen Unterhaltungsgabe unerschöpflich, dessen Wissen unergründlich schien. Er hatte es darauf abgesehen, Dorotheen für sich zu gewinnen. Die vornehmsten Fremden blieben von ihm unbeachtet, er war nur im Gefolge Dorotheens zu finden. So sehr sie darum beneidet wurde, so wenig wahren Genuß gewährte ihr diese Annäherung, denn sie war sich bewußt, zu sehr verschieden in ihren Ansichten von denen ihres Verehrers zu sein, als daß dessen Hinneigung eine andere als eine eigennützige hätte sein können. Stets suchte der Fürst das Gespräch auf den Kaiser Alexander und auf russische Verhältnisse zu bringen, und dieser Umstand hätte sie schon mißtrauisch und vorsichtig machen können, wenn sie auch keinen andern Grund zu Beidem gehabt.

Eines Abends fuhr sie mit dem Fürsten durch einen der langen Baumgänge des Bois de Boulogne. Es wurde dunkel, und eben war der Wagen im Begriffe, der Stadt wieder zuzulenken, als plötzlich aus dem Dickicht am Wege ein Mann her-

vorsprang, die Pistole dem Fürsten vor die Brust setzte und Uhr und Börse verlangte. Zu gleicher Zeit wurde durch einen Schlag mit dem Stocke der Kutscher betäubt und zu Boden geworfen. Man konnte nicht erkennen in der Dunkelheit, ob man es mit mehreren und mit wie vielen Banditen zu thun hatte. Dorothee warf sich in den Wagen zurück, und zog ihren Begleiter nach sich; der Diener rang unterdessen mit einer finstern Gestalt, die Pistole entlud sich in die Luft. Während die Pferde sich bäumten, der Wagen umzustürzen drohte, kamen auf den Hülferuf drei Reiter herangesprengt, die den Wagen umschlossen, und von denen, nachdem die Angreifer die Flucht ergriffen hatten, zwei den Fliehenden nachsetzten und nach wenig Minuten einen verwundeten, wie es schien, todten Mann aus dem Gebüsche hervorzogen. Er wurde auf einen Wagen gelegt, der unterdessen herbeigeschafft worden, und dessen Führer von zwei berittenen Gensd'armen begleitet zu dem nächsten Wachthause am Thore hinlenken mußte. Die drei Reiter gaben sich als junge Ausländer zu erkennen, die erst seit wenigen Tagen in Paris sich befanden, und die sich nun glücklich schätzten, zwei so hochgestellten Personen, denn der Fürst hatte ihnen seinen Namen und den seiner Begleiterin genannt, einen Dienst erwiesen zu haben. Der Eine hatte gleich bei erster Beseitigung der Gefahr sein Pferd dem Diener gegeben, damit die-

ser rasch zum nahen Wachthause eilen könne, da er selbst der Gegend und der Verhältnisse nicht kundig war. Als er jetzt sein Pferd wieder hatte, bestieg er es und er und seine Freunde nahmen auf das ehrerbietigste von dem Fürsten und der Herzogin Abschied, die ihnen nochmals dankten und sie baten, sie mit ihren Besuchen zu beehren. Der Fürst, der seine gute Laune schnell wiedererhalten hatte, sagte lächelnd: „Ich hätte es machen sollen, wie der Schach in den Mährchen der tausend und einen Nacht, der sich anfangs den drei jungen Männern nicht zu erkennen giebt, dann aber sie durch ein prachtvolles Fest überrascht, das er zu ihren Ehren giebt."

„So giebt es also doch noch Gefahren dieser Art um Paris her —" bemerkte Dorothee; „ich habe geglaubt, das gehörte zu den Ammenmährchen, mit denen man Kinder schreckt."

„Man hat in letztrer Zeit von mehren solchen Fällen gehört," entgegnete der Fürst. „Doch gelüstet es Sie nicht, unsern kecken Abällino sich näher anzusehen? Er liegt jetzt, todt oder lebendig, auf dem Wachthause."

„Fast möchte ich bitten, daß wir einen Augenblick dort ausstiegen," entgegnete Dorothee. „Das Gesicht dieses Menschen kam mir so nahe und obgleich der Schreck und die Dunkelheit mir die Schärfe des Blickes raubten, so ging doch mitten

im Kampfe ein seltsames Leuchten in mir auf, als sähe ich vor mir Jemand, der mir nicht unbekannt sei."

„Wohlan, so wollen wir ihn uns ansehen. Ich gehe voraus, um zu untersuchen, ob Sie mir, ohne Bedenken zu tragen, folgen können."

Und die Thür des kleinen Zimmers öffnete sich. Ein nicht mehr junger Mann lag auf einem niedrigen Gestelle und hatte das Haupt halb verhüllt, die Augen aber offen. Er sah starr vor sich hin und schien Niemand zu beachten, der sich ihm näherte. Nur als Dorothee eintrat, richtete er sich auf und sah sie mit einem unheimlich finstern Blicke durchbohrend an. Einen Augenblick schwieg er, dann murmelte er vor sich hin, indem er beide Hände an's Gesicht schlug: „Sie ist's!" —

Dorothee hatte den Unglücklichen sogleich erkannt. Ihr Entschluß stand fest; um seiner zu schonen, nahm sie die Miene an, als sei er ihr völlig fremd.

„Wer sind Sie?" fragte der Fürst.

„Kein Franzose."

„Was trieb Sie zu der That?"

„Hunger und Verzweiflung. Ich habe gestern Nacht meinen letzten Sous verspielt und schäme mich zu betteln."

„Haben Sie Mitschuldige?"

„Nein."

„Sie kennen mich?“

„Nein.“

„Doch diese Dame?“

Einen Augenblick zögerte der Verwundete mit der Antwort, dann wandte er sich rasch ab und sagte kalt: „Nein.“

„Was glauben Sie, das Ihr Loos sein wird?“

„Ich will sterben.“

„Man wird Ihnen Zeit geben, sich zu bessern. Für's Erste folgen Sie diesen Männern und fügen Sie sich der Haft, der Sie verfallen sind!“ Mit diesen Worten wandte sich der Minister weg, reichte Dorotheen wieder den Arm und Beide verließen die Wachtstube.

Wenige Tage, als man in den Gesellschaften noch von diesem Vorfalle sprach, der ein übles Ende hätte herbeiführen können, erhielt Dorothee folgendes Schreiben:

„An die Herzogin von Kurland:

„Hätte ich gewußt, daß Sie in Paris wären, so hätte ich nicht den dummen Streich begangen, der mir jetzt bitter leid thut. Ich hätte Das, was mir zukam, auf leichterem Wege erlangt. In der That, das Schicksal spielt artig, ich muß mir mein Erbe auf der Landstraße holen. Ja, gnädige Dame — mein Erbe! Denn Sie werden sich besinnen, daß es auf der ganzen weiten Welt

Niemand giebt, der so eng mit Ihnen verbunden ist, und bei dem es Ihnen so sehr daran gelegen sein muß, ihn an sich zu fesseln, als mich. Sie werden mir zugeben, daß ich demnach Ihr Erbe bin, und da ich gerade jetzt von den mir gehörenden Schätzen Etwas brauche, so haben Sie die Güte, mich gehörig mit Gelde zu versehen. Welche Tollheit wäre es gewesen, wenn ich Sie todt geschossen hätte, Sie — mein Capital nebst Zinsen. Ich erwarte, was Sie thun werden. Der Mann, der neben Ihnen saß, hat seine Lust daran, viel zu erfahren, und ich habe meine Lust daran, viel zu erzählen; es kommt nur auf Sie an, ob wir Beide unserem Gelüste den Ziegel schießen lassen sollen. Das Leben ist mir gesichert, man schickt mich zur Armee, weil man Menschen braucht, Sie sehen also, melancholische Todesgedanken hege ich nicht mehr. Im Gegentheile, ich will leben, gut leben, vortrefflich leben, und dazu sollen Sie, Frau Herzogin, mir behülflich sein. Ich erwarte Ihre Antwort, die sicher zu mir gelangen wird, wenn Sie die Güte haben wollen, die Adresse zu beachten, die ich mir die Freiheit nehme, beizufügen.

Ihr ergebener

Erwin von Trotte."

Dorothee war empört über den frechen Ton dieses Briefes; sie war einen Augenblick unschlüssig,

ob sie nicht gegen diesen Nichtswürdigen gerichtliche Schritte thun solle; dann jedoch überwog das Mitleid mit dem so tief Gesunkenen ihren gerechten Zorn und sie ließ ihm durch einen zuverlässigen Boten, den sie absendete, eine Summe übergeben, hinlänglich, um seine Bedürfnisse weit über ein Jahr hinaus zu decken, zugleich ließ sie ihm bedeuten, daß sie Mittel habe, ihn sofort zur Strafe zu ziehen, wenn er es wagen würde, nochmals an sie zu schreiben und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Auf diesen Bescheid blieb es ruhig, und der ganze Vorfall, nach dem Zuschnitte des pariser Lebens, wurde sehr bald vergessen. Nachrichten von der Armee verdrängten jede andere Tageserscheinung. Der Fürst verließ Paris, um dem Kaiser entgegenzureisen. Vor seiner Abreise bemerkte er, daß der Verbrecher bereits seit einiger Zeit an den Ort seiner Bestimmung abgegangen. Als Dorothee das Geschick dieses ihres Landsmannes überdachte, konnte sie nicht umhin, ein inniges Bedauern für ihn zu fühlen. Seine Geistes- wie seine Körperanlagen waren darauf berechnet, daß ein glückliches und sogar mit ausgezeichneten Erfolgen gekröntes Leben hätte aus ihnen hervorgehen können, durch die frühzeitige, schädliche Einwirkung jedoch, die auf ihn ausgeübt worden, und zu welcher das Benehmen der Herzogin-Mutter nicht wenig beigetragen hatte, war zeitig der Keim gelegt worden zu allen Untugenden und

Lastern, die sich später in so üppiger Fülle bei ihm entwickelt hatten. „Möchte ich ihm nie wieder begegnen," sagte sie zu sich selbst, „und wenn es doch sein muß, möchte ich ihn gebessert wiederfinden."

Dieser seltsame Vorfall trug jedoch eine gute Frucht. Schon lange hatte Dorothee, die es, je älter sie wurde, immer mehr liebte, die Zustände des Volkes, wo sie sich gerade befand, zu beobachten, ihre Aufmerksamkeit auch den Gefangenhäusern, den Arbeitsanstalten, den Schulen und endlich auch den kirchlichen Verhältnissen zugewendet. Wenn die Ihrigen glaubten, der Wagen bringe sie in irgend eine Kunst- oder Modeausstellung, so brachte er sie in das Hotel Dieu, zu den Ursulinerinnen, zu den Soeurs grises, in das große Findelhaus, in die Blindenanstalt, zu den Versammlungen der protestantischen Schulen und zu dem Gottesdienste dieser Kirche, die von Napoleon frei gegeben worden und zu gleicher Berechtigung mit anderen Confessionen gelangt war. Ueberall war sie selbst gegenwärtig, hörte, sah, prüfte selbst. Trautmann, den sie nach Paris hatte kommen lassen, war ihr dabei sehr behülflich.

„Ich muß meine Tage benutzen," sagte sie zu dem Freunde, „ich weiß nicht, ob ich deren viele mehr haben werde."

Trautmann sah sie mit einem innigen Blicke an und fragte halb wehmüthig, halb erstaunt: „Warum

denn jetzt gerade dieser Eifer, Herzogin? Es hat Ihre Seele doch nichts unangenehm berührt?"

„Sie meinen, Das sei nöthig bei mir, um mich zur Beschäftigung mit ernsten Dingen zu treiben?"

„Nein, beim Himmel! theure Frau, das meine ich nicht," entgegnete der Greis; „ich weiß, daß stets die Blumen Ihrer Freude auf einem dunkeln Grunde des Ernstes zu erblühen pflegten, doch aber, ich möchte wissen, ob Etwas geschehen sei, was mehr als die gewöhnlichen Bewegungen des Lebens Sie an ein ernstes Jenseits gemahnt."

„Nun denn, ja!" entgegnete Dorothee mit freundlicher und zutraulicher Freimüthigkeit. „Ihnen kann ich's ja wohl gestehen. Sie haben richtig gerathen."

„Ich hörte von einem Unfalle, der Ihnen hier zugestoßen —" hub Trautmann schüchtern an.

„O nicht Das!" rief sie lebhaft. „Das war Etwas ganz ohne Bedeutung. „In der Nähe von Warschau ist mir Etwas Aehnliches geschehen, und in meiner Heimath wäre ich auch eines schönen Tages beinahe todt geschossen worden, indem sich die Flinte eines meiner Vettern bei der Jagd entlud, und ich in der ungefähren Richtung des Schusses mich befand. Es ist Etwas Anderes, was ich seit einiger Zeit in Gedanken mit mir herumtrage: eine seltsame Warnung, deren Gegenstand sich später auch bewahrheitet hat. Mit einem Worte, ich habe ein theures Leben verloren, und während ich dem Schmerze

zu erliegen drohte, hat mich die Religion aufgerichtet. Von diesem Augenblicke hab' ich beschlossen, Andern, wo ich nur kann, eine ähnliche Quelle sanfter und eindringender Tröstung zu verschaffen. Es ist ja so leicht, in dieser Beziehung Hülfsbedürftigen beizustehen: es bedarf nur, daß man an ihre Heiligthümer nicht taste. Ich bekenne offen, ich habe meine religiöse Ansicht mir selbst gebildet, und ich erweitere und fülle mir meinen Tempel immer mehr aus, je nachdem ich täglich in Erkenntniß zunehme; aber hiermit zufrieden, habe ich nicht daran gedacht, auch für Andere zu wirken. Meine Religion war zu sehr Sache meines Bedürfnisses; jener Augenblick des tiefen Schmerzes hat mich aber gelehrt, daß ich auch für meinen Nächsten Religion haben muß. Jene Stimme hatte Recht: „Raube dem Armen nicht seinen Gott!" sie wollte damit sagen, erschüttere nicht den einfachen Dienst der Kirche im Herzen des Volkes. Taste keine von den frommen Glaubenssätzen an, die das selige Erbtheil Derer sind, die, wie die Bibel sagt, einfältiglich am Geiste sind."

„Haben Sie denn je die Kirche, den Glauben angetastet, Freundin?" sagte Trautmann erschreckt.

„Das eben nicht," entgegnete Dorothee ruhig. „Mein Gewissen hätte mir nie erlaubt, dergleichen zu thun, obgleich ich in einer Zeit aufgewachsen bin, die sich zum höchsten Ziel ihres Strebens die Glau-

bensloſigkeit neben Verſtandesaufklärung ſetzte. Der edle Sinn meines Vaters hat mich bewahrt; er war Chriſt wie ich Chriſtin bin; ich habe nie bereut, den Lehren gefolgt zu ſein, die er auch in dieſer Beziehung mir gegeben. Doch davon iſt hier nicht die Rede. Wenn ich mich tadle, ſo geſchieht es darin, daß frei und offen, wie ich mich immer auszuſprechen liebe, ich vielleicht meine Ueberzeugungen dargethan habe, ohne daran zu denken, daß hier und da eine fromme Seele gekränkt und beirrt wird. Es iſt Etwas Großes um die Innigkeit des religiöſen Gefühls. Seit jener Trauerſtunde hat mein Glaube mehr Wärme, mehr Tiefe erhalten. Ich habe Stunden, wo ich fühle, daß ich vor Gott mit zärtlicherer Andacht trete, als es damals der Fall war, als ich in meinem Glücke ihn mehr anſtaunte, anbetete als — liebte. Meine Religion der Humanität iſt mit einer ſüßen Zugabe heftiger und gläubiger Liebe beſchenkt worden. Aller Welt möchte ich den Troſt geben, den ich empfunden habe, als ich zum erſten Male auf meinen Knieen vor dem Vater, nicht blos vor dem Gotte lag. Darum, lieber Freund, laſſen Sie mich wirken und ſchaffen, ſo lange es Tag iſt. Wollen wir daran denken, wie wir recht Vielen ein warmes, ſicheres Haus gegen die Stürme des Lebens bauen."

„Wollen wir das!" rief Trautmann entzückt, „wollen wir das!"

„Und zuerst lassen Sie uns hier in Paris für das Häuflein Protestanten wirken, das bisher eingeklemmt war zwischen bösen Nachbarn, und das jetzt, Dank sei es meinem Helden, aus schlimmer Stellung erlöst ist. Ich halte Summen in Bereitschaft und hege allerlei Pläne und Entwürfe. Hier wollen wir das Terrain uns ansehen; wenn wir in unserm Stübchen in Löbichau sind, wollen wir in guter Ruhe die Steine zum Bau fügen."

„Welch' ein Sommer wird das werden!" rief Trautmann. „Wie will ich meinen alten Kopf anstrengen, um einer so rüstigen Bauherrin als geschickter Handlanger zu dienen. Wahrlich ich segne den Trauerfall, der so günstige Erfolge hervorgerufen."

„Sagen Sie das nicht," rief Dorothee mit einem bitteren Lächeln. „Es war ein recht böser, recht schlimmer Trauerfall. Ich hätte nicht die Kraft einen ähnlichen nochmals zu erleben."

„Gott giebt Kraft."

„Aber Gott nimmt sie auch. Er hat mir gezeigt, daß ich mit all' meiner schönen Philosophie, mit all' meinem über's Grab hinausreichenden schönen Glauben doch ein recht schwaches, armes Weib bin. Lassen Sie uns davon nicht weiter sprechen."

„Engel! Engel!" rief Trautmann und bedeckte beide Hände der Frau mit Küssen. „Nimm mich

nur mit, wann Du einst entschwebst! — Ich wüßte nicht, was ich auf Erden machte ohne Dich!" —

Die Rührung des alten Mannes war so heftig, daß Dorothee für seine Gesundheit besorgt wurde, und dieses Gespräch abbrach. Aber Trautmann hatte sich rasch erholt. „Die Freude tödtet nicht," sagte er, „und zudem weiß ja der liebe Gott, daß er mich nöthig hat, um hier in diesem gottlosen Babel allerlei für ihn zu besorgen, er kann also nicht mich so ohnes Weiteres meines Weges schicken. Aber liebe Engelfrau, einen schweren Stand werden wir hier doch haben. Was man hier Protestanten nennt, verdient kaum den Namen."

„Deshalb," rief Dorothee, „müssen wir das junge Geschlecht besonders in's Auge fassen, und dieses geschieht indem wir die protestantischen Schulen hier verbessern, oder, was dasselbe ist, einer Leitung anvertrauen, die gewissenhaft und unterrichtet ist. Mit zwei trefflichen Männern habe ich bereits Bekanntschaft gemacht, und Frauen, wie ich sie wünsche, stehen mir auch zur Seite."

„Also drauf und dran!" rief Trautmann. „Gott giebt Kräfte! Können wir nicht aus Herrnhut Hülfstruppen herbeischaffen?"

„Nein — nichts von den Lämmlein!" rief Dorothee bestimmt.

„So werden wir ohne sie auskommen," entgeg-

nete Trautmann schnell fügsam. „Aber dann muß ich bitten auch keine Berliner Platos und Sokratesse.“

„Auch die nicht,“ sagte Dorothee lächelnd.

Fortsetzung.

Die Begebenheiten drängten sich jetzt. Dorothee, die schon Willens war, abzureisen, wurde durch die Nachricht zurückgehalten, daß der Kaiser in Fontainebleau erwartet werde. Sie hegte den Wunsch, ihm vorgestellt zu werden. Die Schlacht von Wagram hatte den Ruhm der französischen Waffen auf die Spitze gebracht; nach der Besiegung Oesterreich's blieb kein weiterer Triumph in Deutschland zu feiern übrig und halb Europa huldigte dem Corsen. Der Jubelsturm, der Paris erschütterte, als er heimkehrte, ließ sich mit Nichts vergleichen, außer etwa mit den Triumphaufzügen der Imperatoren der alten Welt, wenn wir den Beschreibungen Glauben beimessen wollen. Man sprach jetzt von der zu erwartenden Zusammenkunft der Fürsten des Rheinbundes, die Napoleon nicht eingeladen, sondern nach Paris

hinbeschieden hatte. Dann sprach man von der nun endlich entschiedenen Trennung des Kaisers von Josephinen, und während man noch redete, gingen die Dinge auch vor sich. So rasch schrieb die Geschichte ihre Annalen.

Bis zu einem gewissen Grade hin wurde Dorothee in ihrer Erwartung bei dem nun stattfindenden persönlichen Zusammentreffen mit ihrem Helden enttäuscht. Sie hatte ihn in Weimar beim Schein der nächtlichen Fackeln die Schloßtreppe heraufsteigen sehen, einen kecken, muthigen Soldaten, gefolgt von einer unermeßlichen Schaar von Kriegern, deren Waffen noch vom Blute rauchten, da hatte seine Erscheinung auf sie elektrisch gewirkt; es lag Etwas Wildes, Gebietendes, Ungeheures darin; sie sollte ihn jedoch sehen auf einem Boden, den er, trotz dessen daß er affektirte, auch hier sich sicher und kühn zu bewegen, doch nur als einen ihm fremden, ungewohnten betrat: es war das Parket des Hofes. Aufgewachsen im Lager, groß erzogen unter dem Donner der Kanonen, und im Felde mit den gemeinen Soldaten Tage und Nächte verbringend, waren ihm der Glanz des Hofes, die elegante Form der großen Welt, die Forderungen der Etikette Etwas Fremdes. Man sah in ihm den Parvenü, und jemehr er Gold und Purpur verschwendete, je ausgelassener er kostbare Theaterkostüme schuf und in jeder Gattung Prunk verschwendete, desto sicherer

erblickte das geübte Auge in Allem den Neuling auf diesem Felde. Dorothee war zu sehr vornehme Dame, zu fest und sicher in den feinen Umgangsformen der großen Welt, um nicht die durch allen Flitter durchblickende Roheit eines solchen Hofes zu durchschauen. Sie fiel ihr unangenehm auf. Sie sah Generale und Prinzen, Herzöge und Marschälle vor sich, die die Manieren von Stallknechten hatten, und deren Galanterie an die Reitbahn erinnerte. An der Seite dieser Herren erschienen Damen, die, weit entfernt von der Feinheit der alten Höfe, sich darin gefielen, ausschweifend zu sein, indem sie damit zu erlangen strebten, für vornehm gehalten zu werden. Aber bei alledem diese Frauen waren schön, diese Männer tapfer, und die alten Höfe hatten neben ihrer Feinheit so unbeschreiblich viele Fehler, Gebrechen und Schwächen gezeigt, daß der Menschenfreund sich dieses neue Geschlecht gefallen ließ, indem er hoffte, gegen die fehlende Form den guten Inhalt eingetauscht zu haben. Ebenso dachte Dorothee. „Es sind unsere Erretter," rief sie, „man muß sie nehmen wie sie sind." Napoleon war um nichts besser als seine Generale: er stand inmitten seines glänzenden Hofes in seiner gewohnten Stellung, die eine Hand in die Uniform gesteckt, oft beide über die Brust geschlagen, und keine Miene der Artigkeit oder auch nur des Wohlwollens zeigte Dem, der sich ihm nahen durfte, daß er

willkommen sei. Er mußte ungewiß bleiben, ob man ihn nicht etwa zum Blutgerüst führen werde. Die Weise, wie Napoleon mit Damen scherzte, war durchaus nicht einschmeichelnd oder auch nur ermunternd, dennoch sah man die Herzoginnen des alten Hofes mit überraschtem Lächeln, als hörten sie die feinsten Phrasen, seinen Worten lauschen. Die überwältigende Größe des Mannes lähmte in seiner Nähe jedes Urtheil; man stand der Weltgeschichte gegenüber. Das Schwerdt in der ehernen Faust dieses Soldaten war entsetzlich. Er war der Genosse der Heldengeister aller Zeiten: auf seine Stirn war das Siegel der Macht geprägt, eine Macht, wie sie nur alle Jahrtausende Einmal der überraschten Menschheit erscheint. Dies dachte Dorothee und staunte. Ihre Seele, fähig die Größe in sich aufzunehmen, bebte vor der Gegenwart dieses Mannes, der eine Welt zertrümmert hatte. Mit einem muthigen Blicke trat sie ihm entgegen als wollte sie sagen: versuch' es, auch mich zu zerschmettern; ich bin auf Deinen Anblick vorbereitet; ich suche und liebe Dich, weil ich die Größe suche und liebe. — Es mußte etwas von dieser Seelenschrift im Antlitz der Frau bemerkbar sein, denn Napoleon veränderte seine gleichgültige Miene, als er auf den Blick ihres Auges traf, und nachdem er eben mit der bildschönen, achtzehnjährigen Herzogin von Blancas getändelt, veränderte er seinen Aus-

druck, er sah forschend und überrascht auf die regelmäßigen, schönen, durchgeistigten Züge Dorotheens. Es war ein Auge, wie er es in der Regel bei Frauen nicht liebte, es glänzte zu selbstständig, zu wenig unterwürfig; er wollte auf keine Weise an das scharfe, impertinente schwarze Auge der Frau von Staël erinnert sein; allein ein Wort im Gespräche mit Dorothee und seine Besorgnisse waren verschwunden. Die Geister der Anmuth, der Güte, der weiblichsten Liebenswürdigkeit machten sich geltend und Napoleon verzieh einer Frau, Geist zu haben, wenn sie ihn so klug und so weiblich kund zu geben verstand.

Wohl über eine halbe Stunde unterhielt sich der Kaiser mit der Herzogin von Kurland, während Königinnen und Prinzessinnen von Geblüt warteten.

Eine sehr unzarte Frage, die wiederum den Soldaten verrieth, mischte sich in das Gespräch. „Man sagt, Ihr Gemahl, Madame, der Herzog von Kurland, sei sehr häßlich gewesen?“

„Sire, ich wählte ihn nicht seiner Schönheit wegen.“

„Und doch hatte er eine sehr schöne Mutter. Man bewahrte hier in der kleinen Bildergallerie des Louvre ein Bild von der Kaiserin Anna, wo sie als eine Frau dargestellt ist mit frischer Gesichtsfarbe und einem lebhaften Gesichtsausdruck.“

„Sire, die Mutter meines Gemahls war eine kurländische Edeldame.“

Napoleon schwieg und lächelte vor sich hin. Er mochte fühlen, daß er zu weit gegangen und suchte sein Versehen gut zu machen, indem er sehr viel Lobenswerthes über den Günstling der Kaiserin Anna, über den Herzog von Biron sagte, dessen guten Rathschlägen die Kaiserin mit dem besten Erfolge sich gefügt habe. Dann sprach er vom König Stanislaus: „Das war ein Mann, den ich zu meinem Vorleser angestellt hätte; er verstand so viele Sprachen und las gut vor. Die armen Polen, sie haben es mit ihren Fürsten nie gut getroffen. Doch dieser war ihnen gegeben worden, sie hatten ihn nicht selbst genommen. Ich liebe diese Nation, und wenn ich kann, werde ich Etwas für sie thun. Man muß mir nur Zeit lassen.“

„Der Ruhm, Sire, ist ein ungestümer Gläubiger. Er ist gewohnt, daß sie ihn prompt bezahlen.“ —

Napoleon brach das Gespräch ab, das er später im Verlauf des Abends nochmals anknüpfte. Dorothee kam befriedigt zurück, und ihre Umgebung erfuhr das glückliche Resultat dieser Zusammenkunft.

Einige Wochen später verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser ließe sich von seinem Senat eine Braut vorschlagen.

Die Unterhandlungen begannen.

Man nannte eine Großfürstin von Rußland und eine Herzogin von Sachsen. Es kam bald eine dritte Prätendentin hinzu, eine Erzherzogin von Oesterreich. —

„Unmöglich!“ rief Dorothee. „Wie, sie sollte das Schicksal ihrer Großtante vergessen haben? Von Neuem sollte eine österreichische Kaisertochter als Braut die Grenzen Frankreich's überschreiten? Unmöglich!“

Am 7. Februar 1810 wurde der Ehecontract zwischen Napoleon und Marie Louise, und zwar Wort für Wort, dem ähnlich der einst zwischen Ludwig XVI. und Marien Antoinetten geschlossenen, aufgesetzt; den 28. Februar erfolgte die Ankunft der Erzherzogin in Compiègne, wohin der Kaiser seiner Braut entgegen geeilt war. Von dort reis'ten Beide nach St. Cloud, wo der Civilcontract geschlossen wurde, und am 2. März hielt das kaiserliche Paar seinen Einzug in Paris. An demselben Tage geschah die priesterliche Trauung von dem Großalmosenier, dem Cardinal von Fesch, in einem der Säle des Louvre, den man zu diesem Zwecke als Kapelle eingerichtet hatte. Die Festlichkeiten und der Jubel des Volkes waren unermeßlich.

Auch Dorothee nahm an diesem Schauspiele Theil, allein aus ihrer Seele wich nicht das Bild der unglücklichen Josephine. Ihre Worte: es ist so traurig, eine Krone einzubüßen, die die Hand des

Geliebten aufgesetzt, tönten ihr fortwährend in's Ohr. Ihr eigenes Geschick kam ihr jetzt minder traurig vor. Sie hatte bei dem Verlust, der sie getroffen, ein überwältigendes Geschick, nicht die Treulosigkeit und den Verrath eines geliebten Mannes anzuklagen.

In der Folge der Feste, die zu Ehren der Vermählung gegeben wurden, befand sich auch das des Fürsten Schwarzenberg, des österreichischen Gesandten. Man sprach lange vorher von der außerordentlichen Pracht und dem Geschmack der sich bei dieser Gelegenheit entwickeln werde, und durch welche das Fest, das die gute Stadt Paris ihrem Herrscher gegeben, sollte verdunkelt werden. Dorothee wurde durch einen zufälligen Umstand verhindert, dort zu erscheinen. Sie saß in ihrem Zimmer allein, mit Briefschreiben beschäftigt, als um Mitternacht eine ungewöhnliche Bewegung sich in ihrer Nähe und auf der Straße bemerkbar machte. Menschengruppen bewegten sich hin und her, es wurde zwischen Rufen und Sprechen manchesmal ein gellender Schrei ausgestoßen und man konnte es von Ferne wie Meeresbrausen hervorrauschen hören. All' dieser auffällige Lärm hätte die einsame Schreibende noch nicht von ihrem Schreibtische hinweggelockt, allein ein heller Schein that es, der plötzlich auf die Giebelwand eines gegenüberliegenden Hauses fiel, und eine nahe Feuersbrunst an

kündigte. Dorothee stand auf und klingelte ihrer Kammerfrau. Diese erschien bleich wie der Tod und meldete stammelnd, daß die Leute unten auf der Straße erzählten, der Palast des Fürsten Schwarzenberg brenne. Welch' ein Schrecken für Dorothee; sie wußte, daß die Ihrigen sich dort befanden. Sie rief sogleich ihre ganze Dienerschaft zusammen und hörte von Allen die eben vernommene Nachricht bestätigen. Sogleich ließ sie ihren Wagen vorfahren, fügte eilig einige Kleidungsstücke ihrem Anzuge bei, und in der nächsten Viertelstunde saß sie bereits im Wagen und lenkte dem grellen Lichtscheine entgegen, der sich immer weiter in der Umgebung der Paläste und Straßen verbreitete.

Das Gedränge war so stark, daß der Wagen halten mußte. In diesem Augenblick schrieen die kaiserlichen Vorreiter um Platz, und der Wagen Napoleon's, in welchem er mit der Kaiserin saß, eilte vorüber. Ueberall Geschrei und Tumult. Die Gensd'armerie machte sich nur mit Mühe Platz, um einigermaßen Ordnung in die Massen zu bringen. Händeringend saß Dorothee im Wagen und versuchte vergebens alles Mögliche, um weiter zu kommen. Da sprengten zwei Herren ihrer Bekanntschaft an den Wagen heran und riefen in stürmischer Eile nur die Worte: „Ihre Tochter ist gerettet, Herzogin; wir haben sie eben im Wagen des Fürsten das Eingangsthor verlassen sehen." Mit einem

lauten Ausrufe der Freude und des Dankes sank die arme Mutter in die Polster zurück. Sie ließ nun umwenden, da es ohnedies nicht möglich war, an die brennenden Gebäude heranzukommen, indem überall der Zugang durch Militärkolonnen versperrt war. Auf ihrer Zurückfahrt begegnete ihr der Kaiser zu Pferde, der, nachdem er seine Gemahlin in das Schloß in Sicherheit gebracht, auf die Brandstätte zurückeilte, um bei den Versuchen: zu löschen, Anordnungen und Befehle zu ertheilen.

Das Unglück war von einer furchtbaren Ausdehnung. Die ganze vornehme Welt von Paris und viele tausend Fremde waren versammelt gewesen in einem Saale von kolossaler Ausdehnung, geschmückt und dekorirt mit Draperien von leichten Stoffen. Im Hôtel des Gesandten war kein Raum zu finden gewesen, groß genug um diese Zahl von Gästen zu fassen, es hatte also eine improvisirte Halle, leicht von Brettern zusammengebaut, errichtet werden müssen und diese gab, als das Feuer ausbrach, der Flamme den weitesten und unbehindertsten Spielraum. Mit einer furchtbaren Schnelligkeit griff sie um sich und wälzte im Augenblick so gewaltige Feuermassen, daß es kaum möglich war, ihrer Wuth zu entrinnen. Man sah kreischend eine losgelassene Schaar in blitzende Silberschleier und kostbare Shawls gehüllter Frauen in das Dunkel der Gebüsche flüchten und Viele sich in die Becken der

Springbrunnen werfen, um die an ihren Gewändern emporleckenden Flammen zu löschen. Männer riefen nach ihren Frauen, Mütter nach ihren Töchtern. Halbohnmächtige Gestalten sah man der Flamme zuwanken, und auf den Trümmern der Brandhaufen niedersinken; oben auf den halb schon brennenden Gerüsten liefen und kletterten Männer mit Ordensband und Stern und riefen die Namen ihrer Zugehörigen, die ihnen unter den Händen verschwunden waren. Es war eine Nacht, die in ihrer gräßlichen Zusammenstellung aller möglichen Schrecken Alles überbot, was sich die Phantasie an Gefahr und Unglück denken kann. Am Morgen suchten eine Menge Menschen auf der Brandstätte nach den Leichen der Ihrigen. Man entdeckte einen halbverbrannten Schädel, dem ein Diadem von Diamanten tief in die Stirne eingeglüht war, und nächst diesem Kopfe die schöne, noch wohlerhaltene Brust, die entblößt in der schwarzen Jauche des zusammengelaufenen Wassers lag, das zum Löschen gebraucht worden war. Dieser schrecklich entstellte Körper war der der Fürstin Schwarzenberg, der lange gesucht worden war und der nun in diesem Zustande gefunden wurde. Der Schrecken und der Schmerz des unglücklichen Fürsten waren ohne Maaß.

Es gab Viele, die dieses Unglück mit dem zusammenstellten, das bei dem Einzuge Marie An-

toinettens stattfand, und die aus diesen beiden Warnungszeichen schließen wollten, daß das Haus Oesterreich auf Frankreich's Boden kein Glück genießen solle.

Die Erschütterungen dieser Nacht hatten auf Dorotheen so übel gewirkt, daß ihre Gesundheit litt und sie mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. Die Ruhe ihres Krankengemachs wurde jedoch in steter Folge gestört, indem Alle, die zu dem weitläufigen Kreise ihrer Bekanntschaft gehörten, es für eine Pflicht erachteten, abwechselnd an ihr Bette zu eilen, um immer neue Berichte, immer neue kleine entsetzliche Umstände über den Brand ihr mitzutheilen, bis endlich der Arzt den Eingang zu den Gemächern der Leidenden schloß.

Die Abreise des Kaisers nach Brüssel brachte endlich das Geschwätz und die Aufmerksamkeit der müßigen Menge auf eine andere Fährte. Das Unglück konnte jetzt seine Thränen in der Stille vergießen.

Für Dorotheen war diese Schreckensnacht ein Fingerzeig mehr, sich mit ernsten Dingen zu beschäftigen. Sie wollte nicht Paris verlassen, ohne ihre kleine Pflanzung, wie sie die protestantische Schule, die sie gegründet, nannte, so weit gefördert zu haben, daß sie mit Sicherheit auch aus der Ferne über ihr Fortgedeihen wachen konnte. Außer den Sitzungen, die sie dem berühmten Isabeau gab,

der ihr Bild für ihre Kinder malte, sah sie täglich in ruhigen Vormittagsstunden die Geistlichen, Herr Boisford und Göpp, bei sich, die ihr Bericht erstatteten über das schon Vollendete und Pläne mit ihr faßten, für das künftig zu Errichtende. Der ehrliche, gute Trautmann wanderte unterdessen in ganz Paris herum, um bald hier eine ehrliche Bonne zu erhaschen, die keine kokette, leichtfertige Französin, sondern eine Provinzialin war, die Herr Trautmann für weniger verderbt hielt als die Töchter der Stadt, bald um für das neue protestantische Erziehungsinstitut für junge Mädchen, das mit der Schule verbunden sein sollte, halbwegs passende Hülfslehrerinnen zu finden. Er drang in das Innere der Familien ein und stellte mit grenzenloser Kühnheit mit den weiblichen Mitgliedern derselben strenge Prüfungen über Moral und religiöses Bekenntniß an, die Schrecken erregten, weil sie so unerwartet kamen. Allein es gelang ihm doch auf diesem Wege, ein paar ziemlich gutartige Geschöpfe zusammenzubringen, die er dann eilte, der Herzogin vorzustellen als „seine Mädchen."

Das protestantische Erziehungsinstitut, das Dorothee jetzt gleichsam käuflich an sich gebracht hatte, war ein altes Institut, das von einem reichen Holländer einst gegründet worden, der damit eine feine Artigkeit für seine protestantische Frau, die eine Pariserin war, hatte verbinden wollen. Die

Anstalt aber im Laufe der Jahre auf eine dürftige Weise fortgelebt und war in jeder Beziehung, besonders in der der protestantischen Lehre, sehr verwahrlost worden. Ein kleines Zwiegespräch mag davon eine Anschauung geben, das zwei Unterlehrerinnen, von denen die Eine auch die Aufsicht über die Küche hatte, mit einander führten bei Gelegenheit eines Besuches, den Dorothee der Anstalt abstattete.

Mademoiselle Corinne Bilpot wandte sich, als die Thüren hinter der in das Zimmer der Vorsteherin eintretenden Herzogin sich geschlossen hatten, mit der Frage an Mademoiselle Rosine Havenpoot:

„Sagen Sie, Mademoiselle, wer ist diese Dame?"

„Sie meinen, liebe Bilpot, die schöne große Frau, die eben an der Seite des Herrn Boissord durch dieses Zimmer ging."

„Mademoiselle," entgegnete Corinne pikirt, „wenn Sie sie groß nennen, so habe ich nichts dagegen, aber schön — nein! Sie hat eine zu kleine Nase und zu große Augen; auch scheint sie nicht Roth aufzulegen. Doch Das bei Seite, aber wer ist sie?"

„Eine Herzogin — ja, den Namen hab' ich vergessen.'

„Schade, Das ist gerade die Hauptsache."

„Warten Sie. Giebt es nicht ein Land, das in der Nähe von Polen liegt?"

„Gewiß wird es ein solches geben, allein wozu nutzt das?“

„Halten Sie ein! Ich hab's — Grönland!“

„Ah — das ist das Land, wo die Rennthiere sich befinden und wo man das Gemüse mit Fischthran kocht. Ich habe ein Bild betrachtet, wo dies Alles sehr deutlich zu sehen war. Dieses Land hat auch, glaub' ich, zwei Sonnen.“

„Zwei? Liebe Corinne, sollten Sie sich da nicht irren: es giebt kein Land auf der Welt, das zwei Sonnen hätte. Das ist gegen die Natur.“

„Nun ich schenke Ihnen die Eine, wenn Sie durchaus wollen. Also eine Herzogin von Grönland! Hm! Was doch alles für Leute hier in Paris zusammenkommen. Aber was will sie bei uns?“

„Sie will die Anstalt auf einen bessern Fuß bringen.“

„Wenn sie sich doch nicht wollte um ungelegte Eier bekümmern. Aber es giebt Weiber, die den Teufel im Leibe haben, die, wenn die Zeit vorüber ist, wo sie Liebeshändel anspinnen können, den Leuten in die Häuser fallen und sie zwingen, Verbesserungen einzuführen.“

„Sehr richtig, solche Frauen giebt es. Sie sind im höchsten Grade lästig.

Mademoiselle Havenpoot zuckte die Achseln zur Bekräftigung der Wahrheit des Satzes, wie sehr solche Frauen lästig fallen können.

„Wir mögen ihr aber auch Unrecht thun," hub Corinne wieder an; „vielleicht sucht sie einen Ort, wo sie — Sie verstehen mich — Besuche empfangen kann. Die katholischen frommen Anstalten sind gar zu sehr überfüllt mit Damen, die sich ein anständiges Asyl suchen. Unser Etablissement ist noch zum Glücke fast unbekannt."

„Das nennen Sie ein Glück!" rief Mademoiselle Rosine. „Ach Himmel, wie wäre ich froh, wenn dem nicht so wäre. Als noch der selige alte Herr Coulincourt lebte, dieses Model eines Junggesellen, der lebte und leben ließ, da war es anders. Ich weiß, daß ich kleine Gesellschaften in meiner Küche hatte, von denen einige Mitglieder, besonders was die Herren betraf, zu den Auserwähltesten und Feinsten gehörten. Man trank Punsch, man lachte, man führte Proverbes auf, kurz man lebte wie es sich gebührt."

„Das gehört freilich Alles nicht zur protestantischen Kirche."

„Na nun, mein Fräulein, hören Sie auf. Wenn Sie die Sittenpredigerin spielen wollen, dann will ich Mäuse statt Kapaunen braten. In der That, mir wird schwindelig, wenn ich so Etwas höre." Dabei warf sich Mademoiselle Rosine auf einen alten baufälligen Lehnsessel und machte eine Miene, als wenn sie an verdorbenem Magen litte; doch Corinne ließ sich davon nicht anfechten. „Ich habe

immer," sagte sie in einem strengen Tone, „sehr viel auf Anstand und Religion gehalten. Es lag dies schon in unsrer ganzen Sippschaft: mein Großvater war nahe daran, Schulmeister zu werden, und mein Vater war lange Zeit Portier im protestantischen Gymnasium, bis es sich fand, daß er wegen eines Fehlers in seiner Constitution von seinem Posten abgehen mußte."

„Ganz richtig, er war selten nüchtern. Doch wieder auf Herrn Coulincourt zu kommen. Unter ihm blühte die Anstalt auf das schönste. Und Späßchen gab es — allerliebste. Erinnern Sie sich noch der Geschichte mit dem Portrait? Amüsant. Die junge Cordelie Lousignac, eine kleine Heuchlerin, wie ich nur wenige gekannt, machte unserm Herrn Pfarrer weiß, sie trüge des Doktor Luther's Portrait stets bei sich auf der Brust. Eines Tages verliert sie das Bild und es geräth in die Hände unsers alten Papa's. — „Wie," ruft er, „Doktor Luther mit einem Tituskopfe und einer weißen Halsbinde?" — Da muß sie's eingestehen, daß es das Bild Herrn Arthur's ist, des Pastetenbäckers drüben im Laden. Ich habe lange nicht so gelacht wie damals."

„Man weiß eigentlich nicht, wer dieser Doktor Luther war," nahm Corinne das Wort.

„Wer er war? Ich glaube gehört zu haben, daß er ein uneheliches Kind Karl's des Großen ge-

wesen, und daß er in Augsburg studirte, wo er später auch heirathete und Commissionen übernahm."

„Ich glaube, daß dieses in Worms geschah."

„Ich bitte Sie, Mademoiselle, machen Sie sich nicht lächerlich; es war in Augsburg: deshalb heißt es ja die Augsburger Commission. Man darf mir nicht mit der Entstellung der geschichtlichen Thatsachen kommen."

„Sie thun immer, als wüßten Sie Alles, was in der Welt geschehen, auf's genaueste."

„Ich habe einen vortrefflichen Schulunterricht erhalten."

„So scheint es."

„Meine Familie wollte mich mit einem gewissen Herrn Gulp, einem Gelehrten, verheirathen, von dem es hieß, daß er siebzig lebende Sprachen spräche. Allein die Sache zerschlug sich: wir entdeckten, daß Herr Gulp bereits zweimal verheirathet war, und daß beide Frauen noch lebten."

„Ein kleines Hinderniß."

„Diese Unredlichkeit des gelehrten Herrn entschied über mein Schicksal. Nichts hätte mich, wenn ich Herrn Gulp geheirathet, aus dem Schoße meiner Kirche hervorgelockt, jetzt aber nahm ich den protestantischen Glauben an und trat in diese Stelle."

„Ah — Mademoiselle, Sie sind also nicht in diesem Bekenntnisse geboren? Das hab' ich nicht gewußt, und dann sind Sie des irdischen Vor-

theils wegen übergetreten: Beides wirft ein häßliches Licht auf Ihren Charakter; ein sehr häßliches Licht."

„Doch nicht ein so häßliches Licht, als das ist, welches auf gewisse Personen fällt, die Geschenke annehmen, um hier Zusammenkünfte zu veranstalten."

„Soll ich das sein?" fragte Mademoiselle Corinne mit einem Anfluge von kupferner Röthe über das ganze Gesicht und mit blitzenden Augen. „Wenn ich es sein soll, so gebe ich gewissen Damen zu bedenken, daß sie enthüllt sind, enthüllt bis auf das letzte schmutzige Gewand. Wie, mein Fräulein, es ist wohl anständiger, die Bücher unsrer Anstalt dem katholischen Vicar zu überbringen, damit er sehe, welches die heimlichen reichen Protestanten sind, die Beiträge zahlen und ihre Töchter hierher schicken? Wie? Hab' ich nun ein wahres Wort geredet, kleine Heuchlerin?"

„Ich verstehe nicht, was Sie da träumen, meine arme Freundin. Ich beklage Sie von Herzen. Wirklich, Sie thun mir leid, und um Sie zu schonen, will ich diesen Gegenstand fallen lassen. Jeder Mensch hat seine kleinen Schwächen. Glauben Sie, daß Madame Latombe auf ihrer Stelle bleiben wird, wenn die Herren Boissard und Göpp sich der ganzen Anstalt bemächtigen."

„Weshalb soll sie nicht bleiben?"

Das Fräulein verließ ihren Platz am Fenster, näherte sich ihrer Freundin vorsichtig und zischelte ihr in's Ohr: „Man sagt, daß Sie sich allerlei Unterschleif mit den gelieferten Naturalien der Anstalt habe zu Schulden kommen lassen. Sie soll von den Kriegsliferanten billig eingekauft haben und man weiß, was die liefern."

„Geht mich gar nichts an; sie ist die Tochter des Zollinspektors unseres Viertels, dies genügt."

„Man geht ihr seit einiger Zeit scharf zu Leibe. Die arme Frau kann ihre Tasse Kaffee am Morgen kaum leeren, so sind schon Besuche da, und immer sind diese Besuche lästiger Natur. So zum Beispiel diese Herzogin —"

„Man wird ihr einen Wink geben, daß sie wegbleibt."

„Gestern kam sie sogar mit zwei Ministerdamen; mit der Gemahlin des preußischen und der des dänischen Gesandten, und zwei Herren mit Ordensbändern folgten. Diese vornehme Gesellschaft stand lange vor meinem alten Küchenofen und betrachtete ihn, als wenn er ein schönes Gemälde gewesen wäre. Ich wußte vor Scham nicht, wohin ich mich wenden sollte. Dann ging die Gesellschaft die kleine baufällige Treppe hinauf in's Gemach, wo die Fräulein schlafen, die nur das halbe Kostgeld bezahlen. Wollen Sie es glauben, meine liebe arme Freundin, daß kein Bett ununtersucht blieb. Ja, einer der alten ernsthaften

Herren stach mit seinem Degen in einen Strohsack. Ich wußte wieder nicht, wo ich vor Scham mich hinwenden sollte."

„Vielleicht suchte er nach Liebesbriefen."

„O, die wissen wir schon besser zu verbergen. Alsdann wurde von einer Suppe gekostet, die ich hatte vom Mittage her wieder aufwärmen müssen. Ihre Excellenz die Frau Gesandtin von Preußen schlürfte ganz gemüthlich ihre drei Löffel voll, die übrigen aber nippten nur und verzogen dann ihre Mäuler auf eine recht auffallende und ungezogene Weise. Natürlich unsre Suppen sind keine turtle soups."

„Und keine Thranbrühen," rief Mademoiselle, indem sie ein schallendes Gelächter ausstieß. „Die Frau Herzogin von Grönland sollten bedenken, daß sie in ihrer lieben Jugend mit Suppen nicht verzärtelt worden ist. Wahrlich, eine solche Frau unterfängt sich und kommt hierher, um der Religion unter die Arme zu greifen!"

„Wie gesagt," nahm Rosine das Wort, „wir wollen dem Spiele ein Ende machen. Ich brauche nur ein Wort dem Herrn Vicar in's Ohr zu flüstern, der flüstert es dem Bischofe zu und so gelangt es rasch immer weiter bis zu Seiner Eminenz, dem Herrn Erzbischofe — und der wird Rath schaffen. Wenn man auch jetzt ein Auge zudrückt und die Ketzer duldet, ja sogar scheinbar begünstigt, es darf

doch Alles nicht zu weit gehen und muß seine Grenze haben. Wenn der Herr Boissord und seine Freunde zu übermüthig werden, so wird man kommen und ihnen die Bude schließen. Ich weiß, was ich weiß!"

Mademoiselle Corinne erschrak über die düstre Perspektive geheimer jesuitischer mächtiger Verbindungen, die ihr ihre Gefährtin in wenig Worten so eben aufgeschlossen hatte, und sie fing an, zu begreifen, was man ihr so oft bereits angedeutet: daß es in der Anstalt heimliche Katholikinnen gäbe, die Spionsdienste leisteten und sich dadurch bereicherten. Sie machte heimlich ein Kreuz vor Mademoiselle Rosine, die, von dieser unruhigen Regung im Busen ihrer Freundin keine Ahnung habend, ruhig ein Liedchen trällernd die Vorstube verließ, in demselben Augenblicke, als die Thür sich öffnete und die Herzogin wieder hervorschritt von den zwei Vorsteherinnen begleitet, die auf die demüthigste und schmeichelndste Weise sie bis an die Treppe führten, dann scheltend und fluchend zurückkehrten und die Thüre schallend hinter sich zuwarfen.

Von der Sorge für diese Anstalt, die, wie man sieht, sehr verwahrlost war, zog Dorothee der gesellige Zirkel auf eine angenehme Weise ab, den sie in ihrem Hause drei Tage in der Woche versammelte. Der Fürst war dem Kaiser nach Brüssel gefolgt, er fehlte also bei diesen Zusammenkünften, was in einer Beziehung vortheilhaft war, da sehr

viele der Bekannten Dorotheens den Fürst scheuten und nicht gern mit ihm zusammentreffen mochten, sowie der Fürst wieder nicht mit ihnen, da eine große Anzahl unangenehmer Berührungen aus früherer Zeit zwischen den Familien Entfremdung und Zwietracht gebracht, die nach den Gesetzen der großen Welt bei den Zusammenkünften nicht gezeigt, doch aber empfunden wurden — und die doppelt störend bei kleiner Versammlung waren, die ihrer Natur nach mehr zur Vertraulichkeit und zur offenen Hingebung hinneigten.

Zu Dorotheen fühlten sich einige vornehme Frauen des alten Adels gezogen, sie jedoch zog jene sich ihr darbietenden Bekanntschaften vor, die ihr die eigenthümlichen Verhältnisse, welche Napoleon an seinem Hofe geschaffen, zur Anschauung brachten; denn hier fand sie für ihre Beobachtungsgabe ein reiches Feld: halbbürgerliche Abzeichnungen mit hocharistokratischen adoptirten Formen. Am meisten trugen dieses Gemisch die neuen Prinzessinnen und Königinnen zur Schau und Napoleon's Schwestern waren davon nicht ausgenommen. Die Königin von Holland, eine schöne Frau, war diejenige Dame, die noch am meisten die Formen der großen Welt an sich hatte, während die noch schönere Stephanie, vermählt an den Großherzog von Baden, sich darin gefiel, die galante Dame aus den Zeiten der Troubadours zu spielen, unbekümmert darüber, daß das

neunzehnte Jahrhundert nicht das fünfzehnte war. Aus der Mutter Napoleon's hatte man sich bemüht, eine altrömische Matrone zu machen und man stellte sie dar wie die Mutter der Grachen, auf einem Thronsessel sitzend und das Bild der Isis vor sich. Wenn aber Madame Bonaparte irgend unbemerkt sich dünkte, so hörte sie auf, Mutter der Grachen zu sein und fiel in ihre ursprüngliche Rolle zurück, die darin bestand, das Patois ihres Landes in sehr verständlichen Ausdrücken zu sprechen und auf ihre Kinder und deren Fehltritte als gute Mama Lätitia aus Ajaccio recht bürgerlich zu schelten. Dies waren Augenblicke, wo der kaiserliche Hof sich verdunkelte und von denen man nicht gerne sprach. Am übelsten war mit Madame Läkitia auszukommen, als sie sich zur Krönung ihres Sohnes fertig machte und mit keinem Platze zufrieden war, den man ihr anwies, indem sie keinen für gut genug hielt, und wo endlich Sohn und Mutter an einander geriethen und sich auf eine Weise die Wahrheit sagten, wie sie in ehrlichen Haushaltungen Sitte ist, die nicht Anspruch auf gute Sitten machen.

Diese Art Anekdoten konnte Dorothee in großer Menge von dem in's Land zurückgekehrten alten Adel hören, und besonders war Frau von Genlis darin stark, den neuen kaiserlichen Hof, von dem sie doch eine Pension von sechstausend Franken bezog, lächerlich zu machen. Mit ihrem Talente zu Ver-

kleidungen gab sie in verschiedenen Rollen an einem Abende die Königin von Neapel, die Königin von Holland und Madame l'imperatrice-mère zum Besten in einer Scene, in welcher sich diese Drei stritten, wer bei einer neueingeführten Cour auf einem Tabouret und wer auf einem Lehnsessel sitzen dürfe. Die beiden Königinnen behaupteten, sie seien mehr als Madame l'imperatrice-mère, die nur durch ihren Sohn, aber nicht durch einen Gemahl ihre Würde erhalten habe. Der Streit wurde entschieden, indem man Napoleon's Stimme hinter einer spanischen Wand, Stillschweigen und Gehorsam gebietend, ertönen hörte. Diese kleinen burlesken Späßchen wurden mit großer Vorsicht zum Besten gegeben und nur, wenn die „Emigrés" unter sich waren, wo dann unbeschreiblich gelacht wurde. Waren Damen aus dem Napoleon'schen Adel gegenwärtig, so stellte eben dieselbe Frau von Genlis, als Dichterin Sappho gekleidet, die Krönung der schönen Hortense vor, die den Dichterlorbeer erhielt wegen ein paar hübscher Romanzen, die sie gedichtet und zugleich componirt hatte.

So war fortwährend eine bewegte Gesellschaftslaune vorherrschend. Dorothee bewunderte das Talent der Französinnen, nie das Interesse in der Conversation erlahmen zu lassen, immer mit dem feinen Tone der Artigkeit die Ungezwungenheit und die heitere Lebendigkeit froher Zusammenkünfte zu

verbinden. Wenn man genug geplaudert hatte und Sprichwörter gespielt, setzte sich die schöne Prinzessin Laval an das Piano und zu ihrem Spiele stellten sich sechs junge Mädchen zusammen und der graziöse Shawltanz begann, ein Tanz der Kaiserzeit, vor dessen kühnen Stellungen und Gruppen die alte Etikette zurückschauderte. Allerdings konnte er auch so getanzt werden, daß ein decentes Auge seinen Anblick unmöglich ertragen konnte. Die Prinzessin Salucci tanzte ihn so, bis Marie Louise sie unter der Hand bitten ließ, nicht mehr zu tanzen.

Doch auch Elemente anderer Art mischten sich in die Gesellschaft. Doktor Gall besuchte die Salons, und ließ sich ein Kästchen nachtragen, in welchem sechs auserwählte Schädel sich befanden, an denen er die Hauptsätze der Theorie seiner Schädellehre nachwies, die damals unermeßliches Aufsehen machte. Von den nackten Schädeln ging man auf die noch mit Haar bekleideten über und es wurde in den Kreisen der exclusiven Gesellschaft Mode, sich einander an den Kopf zu greifen, um bald dieses, bald jenes Organ zu entdecken. Damen, die diese Art Untersuchung nicht liebten, setzten kleine Kaskets auf mit Böden von harter Pappe, die keinem tastenden Finger Zugang verstatteten. Andere, die da wußten, daß bei ihnen gewisse Organe ausgebildet waren, die keinen Fehler, sondern liebenswerthe Eigenschaften des Charakters kund geben, saßen mit

unbewaffnetem Kopfe, die ganze Fülle ihrer schwarzen Locken zeigend und lächelnd jedem Griffe eines Schülers oder einer Schülerin Gall's Stand haltend. Einigen alten Herren gab man Schuld, daß es ihnen nicht sowohl um die Organe des Gehirns zu thun sei, als um die Erlaubniß, in schönen dichten Locken zu wühlen, eine Art Belustigung, die nichts mit der Phrenologie zu thun hatte.

Dorothee nahm die neue Lehre mit Interesse auf und ließ sich darüber eigne Vorträge halten, allein sie entdeckte bald, daß es hier um wenig mehr als um eine neue Modepuppe zu thun war, mit der der Müssiggang und die Eitelkeit abwechselnd zu spielen Lust bezeigten. Dr. Gall war untröstlich, daß es ihm nicht gelingen wollte, seine geistreichste Schülerin zu überzeugen.

„Wenn es so leicht wäre, Menschenkenntniß sich zu verschaffen," sagte Dorothee, „wer würde dann noch betrogen und getäuscht werden? Und was bedeutet das Organ der Verstellungskunst an einem Kopfe, wo er gerade der Ausplauderer seiner selbst und seiner Mitorgane ist? Kann die Natur so im Widerspruche schaffen? Ich besitze das Organ, mich zu verstellen, aber gerade dieses Organ macht, daß es mir unmöglich wird, mich zu verstellen. Und gesetzt den Fall, ich bessere mich, ich lege den Fehler ab — wird es mir in den Augen meiner Nebenmenschen etwas nützen oder wird meine Besserung

auch nur geglaubt werden, weil das Organ, das den Beweis meiner ehemaligen Fehlerhaftigkeit liefert, bleibt?"

„Ist's nicht mit der Physiognomie dasselbe?" fragte Doktor Gall.

„Durchaus nicht! Es giebt keine Mienen, die fest stehen bleiben. Ich habe mein Gesicht immer in meiner Gewalt. Freilich giebt es Augenblicke, wo auch die beste Maske auf einen Moment zum Verräther wird, und diese Augenblicke benutzt der Menschenkenner und der Physiognom; allein Alles dieses ist mit einem fest an seinem Platze bleibenden Organe nicht zu vergleichen. Als Lavater mit seiner Lehre der Physiognomik sich Platz machte, gab es eben so viele Enthusiasten, wie es jetzt für Ihr System giebt, Herr Doktor, und man wollte Alles und Jedes aus der Physiognomik erklären oder darauf hinleiten. Diese Schwärmer sind jetzt verstummt, allein sie haben das Gute gestiftet, daß die ernste Prüfung sich mit diesem Gegenstande anhaltend beschäftigt hat und zu sehr erfreulichen Resultaten gelangt ist. Ich bin eine Anhängerin der Physiognomik, denn ich habe in meinem Leben oft Gelegenheit gehabt, aus dem Aeußeren des Menschen auf sein Inneres zu schließen. Diese Kunst, wenn wir sie eine Kunst nennen wollen, denn der unwissende Bettler auf der Straße ist darin oft geschickter, als wir, ist eine wahrhaft untrügliche, und

ich habe allen Respekt vor ihr. Lavater mischte religiöse Schwärmerei hinein, und dadurch verdarb er Alles, denn mit dem Auge des Fanatikers angesehen verliert jede Naturbeobachtung ihre Basis und wird in den Nebel hingestellt."

„Das ist sehr wahr; allein Ihro Durchlaucht wollen bemerken, daß ich nicht religiöser Schwärmer bin, sondern Arzt, der genau prüft und sichtet, ehe er ein Dogma aufstellt."

„Warten wir einige Zeit ab," entgegnete Dorothee, „und aus Ihrer Lehre wird Das übrig bleiben, was zum Besten der Menschheit erhalten zu werden bestimmt ist. Von allen Erfindungen hat stets die Zeit das Wesentliche oder den Kern abzusondern verstanden von dem Unwesentlichen, dem Zeitgeschmacke und der Zeitthorheit Dienenden. Nie wird ein Heilmittel oder eine Kunst der Menschheit ganz und in der gehörigen Form gegeben, stets wird Etwas zu verbessern, nachzuhelfen oder wegzulassen sein. Dafür sind die Wissenschaft und die Kunst beweglich, sie sind Etwas fortwachsendes, gelenkig und biegsam dem Gange folgend, die jede Culturperiode nimmt, und immer abhängig von dem gesunden oder leidenden Zustande der Völker."

Gall hatte von den Lehranstalten gehört, die die Herzogin unter ihren besonderen Schutz genommen, und bat sich aus, die Köpfe der Eleven zu untersuchen, indem er anführte, daß ihm dies auch bei

den kaiserlichen Erziehungsinstituten gestattet sei. Dorothee konnte ihm natürlich dies nicht verwehren, doch ersuchte sie ihn, sich mit Herrn Boissord in Verbindung zu setzen, ohne dessen Zustimmung und Vorwissen sie Nichts, was die Anstalt beträfe, unternehmen wolle.

Talleyrand, der mit dem Kaiser zurückgekehrt war, verdoppelte seine Aufmerksamkeit für Dorotheen und bewog sie, ein reizend gelegenes Landgut, Chateauneuf, das einst Heinrich IV. bewohnt hatte, zu beziehen. Die beginnenden Sommermonate machten allerdings es wünschenswerth, aus den Mauern von Paris zu flüchten, und es konnte keine bessere Wahl getroffen werden, als dieser durch seine politischen Erinnerungen berühmte Landsitz in der Nähe von Paris. Dorothee nahm dieses Anerbieten an, und der Minister führte selbst sie dorthin. Die vornehmen Familien, die um die Gunst des mächtigen Mannes buhlten, und die sie früher besessen, fanden sich hierdurch zurückgesetzt, und es konnte nicht fehlen, daß Dorothee, ohne es zu wissen und zu wollen, sich bei dieser Gelegenheit erbitterte Feinde zuzog. Diese benutzten jeden Umstand, der dazu dienen konnte, ihre Absichten zu erreichen, und es lag nahe, die Bestrebungen der Herzogin für den protestantischen Ritus auf diese Weise auszubeuten. So wenig die Zeit geeignet war für religiöse Agitationen, so lau die Gemüther in dieser Beziehung empfanden,

so war es dem Neide doch möglich, Aufreizungen, die diesen Charakter annahmen, in's Leben zu rufen. Die Geistlichkeit wurde bearbeitet und sie bei ihrer empfindlichsten Seite, bei ihren weltlichen Vortheilen angegriffen. Man zeigte, daß diese in's Leben gerufenen Anstalten, die mit so vieler Energie jetzt geordnet und betrieben wurden, namentlich das Unterrichtswesen, dem sich auf den Betrieb der Herzogin bedeutende Männer weihten, der katholischen Kirche drohte, gefährlich zu werden, indem sich mitten im Schooße derselben irrgläubige Lehren und Bestrebungen verbreiteten. Der Trieb der Franzosen nach etwas Neuem sei allein schon hinreichend, viele angesehene Familien zu bewegen, ihre Kinder einer Erziehungsanstalt anzuvertrauen, an deren Spitze eine berühmte und einflußreiche fremde Dame wirke. Das Institut war gesäubert, und fast alle Angestellte als untauglich entlassen worden. Dies hatte Aufsehen gemacht, und die Fortgeschickten gaben sich die erdenklichste Mühe, der Herzogin zu schaden und die Zwecke, die sie verfolge, zu verdächtigen. Dagegen war nichts zu machen, als für's Erste den Sturm ausbrausen zu lassen. Da täglich etwas Neues geschah, und Aller Augen auf dem Felde der Politik nach Ereignisse forschten, so ließ sich erwarten, daß man dieses Interesse würde bald fallen lassen. Jedenfalls fand Dorothee es geeignet, sich auf einige Zeit aus der Hauptstadt

zu entfernen, und ohne sich weiter selbst einzumischen, ihre Freunde für die gute Sache wirken zu lassen. Trautmann und Boissord gingen, ohne sich beirren zu lassen, ihren Weg und statteten nach Chateauneuf ihren Bericht ab.

Unter den alten legitimistischen Familien, die sich der Herzogin genähert, zeichnete sich besonders eine junge schöne Frau aus, die Marquise Leguinière, eine vornehme Französin deren Verwandten im Languedoc ansässig waren und die die ansehnlichsten Namen, die Montmorency, Perigords und Rohans unter die Angehörige ihres Stammes zählte. Diese liebenswürdige junge Frau hatte sich an Dorotheen mit großer Zärtlichkeit angeschlossen, da sie aber im höchsten Grade fanatische Katholikin war, so erwiderte Dorothee diese Annäherung nur mit Vorsicht. Es waren ihr religiöse Debatten verhaßt und die Marquise wußte fast von Nichts Anderem zu sprechen, als von solchen Gegenständen, die sie mit einer Leidenschaftlichkeit und mit einem Eifer behandelte, der dem ruhigen und klaren Sinne Dorotheens oft lästig fiel. Mehr als einmal war sie daher entschlossen mit dieser Freundin zu brechen, da aber die Persönlichkeit der jungen Frau sonst so sehr viel Anmuthiges und Einschmeichelndes hatte, so zögerte sie immer wieder, den Schritt zu thun, den die Klugheit ihr gebot. Anonyme Briefe, deren sie in dieser Zeit eine große Menge erhielt, bezeich-

neten die Marquise als auf das Engste mit der fanatischen Parthei der Geistlichkeit zusammen gehörend, die die erklärten Feinde der Herzogin waren. Dorothee hatte schon oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie treffend die Rathschläge dieses unsichtbaren Mannes waren und wie richtig er die Personen und Zustände beurtheilte.

Eines Tages erschien die Marquise in Chateauneuf und war zerstreuter und befangener als je. Natürlich unterließ Dorothee nicht, nach dem Grunde dieser so wenig heitern und gefälligen Stimmung zu fragen. „Meine theure Constance," sagte sie, indem sie die junge Frau schmeichelnd umfing, „weshalb zeigen Sie mir ein so umflortes Auge? Sie sehen, die herrlichsten Sommertage haben die Erde mit Blumen und Liebreiz bekleidet, der Himmel lacht, die Erde grünt; es ist so schön auf dieser Welt, weshalb also, wo dazu Jugend, Glück und Freude sich beigesellen, die Trauernde spielen?"

„Ich spiele sie nicht," entgegnete die junge Frau; „ich bin in der That traurig und zwar sind Sie es, meine Freundin, die mich traurig macht."

„Ich?" rief Dorothee, und unwillkürlich regte sich ein Lächeln auf ihren Lippen.

Die Marquise sah mit erloschenem Auge zu ihr auf und mit einer Stimme die vor Kummer bebte, sagte sie: „Haben Sie bedacht, daß wir uns nach

dem Tode nicht wiedersehen werden, daß Sie hierhin und ich dorthin gehen werde?"

„Ich habe das allerdings nicht bedacht."

„Das ist es; Sie bedenken Nichts; mir aber schnürt es das Herz zusammen, daß ich Sie — verlieren soll. Das Wort ist ausgesprochen: ja, verlieren!"

„Liebe Constance — lassen wir das."

„Nein, lassen wir es nicht. Ich bin in dieser Nacht wie wahnsinnig um sie besorgt gewesen. Ich habe eine Kartenschlägerin besucht und die hat mir Dinge anvertraut, zukünftige Dinge, die — die Sie betrafen. O ich will nicht weiter sprechen, denn ich fühle, daß ich sterbe."

„Also Sie besuchen Kartenschlägerinnen?"

„Nur diese. Auf ihr ruht der wahre, ächte Geist der Prophezeihung. Man sagt, daß ihr sogar der Kaiser einen Besuch abgestattet hat, um sie über das Schicksal des nächsten Feldzuges zu befragen."

„Aber was kümmert Das mich, liebste Freundin?"

„So hören Sie. Ich kam zur Prophetin, sie war sehr beschäftigt, aber dennoch nahm sie mich an. Ich sagte ihr, daß ich eine Freundin hätte, die ich auf das zärtlichste liebte und über deren Schicksal ich Etwas zu erfahren wünschte. Hören Sie, was sie mir erwiderte: Ich kenne Ihre Freundin, es ist die Herzogin von Kurland. Sie ist eben so schön

wie tugendhaft, ebenso weise wie liebenswerth, dennoch geht sie einem düstern Geschick entgegen. Sie wird Alles verlieren, was ihr theuer ist, und einsam dem Grabe zuwanken."

„Um Gotteswillen!" rief Dorothee, „das ist für den Scherz zu viel."

„Fragen Sie sie," setzte die Marquise hinzu, „ob Sie nicht schon einmal im Leben, und zwar in Ihrer Jugend die Karten befragt haben, und ob es nicht eingetroffen, was Ihnen damals prophezeihet worden?"

Dorothee wurde plötzlich ernst. „Sagte sie Das?" fragte sie rasch.

„Gewiß."

„Es ist wahr. In meiner Jugend war ich thöricht genug ein solches Orakel zu befragen, und allerdings, was mir damals prophezeihet wurde, ist eingetroffen. Aber wo kann sie Das wissen?"

„Sie weiß es. Und ebenso," setzte sie hinzu, „wird Das eintreffen, was ich Ihnen jetzt sage."

„Liebe Constance, darf ich Sie bitten, mich zu dieser Frau zu führen?"

„Deshalb bin ich gerade hier," erwiderte die Marquise. „O meine Theure, wir leben in einer Zeit, wo das Wunderbarste zugleich das Natürlichste ist. Was würden unsere Großmütter sagen, wenn sie aus dem Grabe stiegen? Ein König, der die Stufen des Thrones niedersteigt, um in dem Karren

Platz zu nehmen, der ihn zur Richtstätte schleppt! Ein kühner Soldat, der sich die Kaiserkrone aufsetzt! — o ist da nicht Alles möglich? In Dijon predigt schon eine fromme Klosterfrau von dem nahen Erscheinen des jüngsten Tages! In Arles hat man Todte ihre Gräber verlassen und umherwandeln gesehen. Und wir! — wir besuchen Opern und Tanzsäle, und achten nicht der Donner, die bereits über unserem Kopfe rollen."

„Würde es Ihnen recht sein, mich heute Abend gegen elf Uhr abzuholen?"

„Heute Abend? Ich bin zu einer Versammlung gebeten, in welcher der Bischof von St. Barthelemy predigen wird."

„So denn morgen?"

„Nein, nein. Dieses ist wichtiger. Ich hole Sie heute ab; aber wir haben eine ziemliche Strecke zu fahren. Die Prophetin wohnt in einem Hause das an die Vorstadt zu Montmartre grenzt; Sie wissen, wo der kleine Weinberg des Prinzen Choiseul liegt?"

„Ich werde Sie erwarten."

Und um die bestimmte Stunde hielt der Wagen, in welchem die beiden Frauen saßen vor einem Gartenhause, das am Ufer eines kleinen Sees lag.

Dorothee mußte unwillkürlich an ihr ernstes Jugendabenteuer denken, das sie in einer der engen Straßen der alten Stadt Narva bestand. Welch'

ein Zeitraum von Jahren, welch' eine Masse Begebenheiten lag dazwischen! Fast erschien ihr Alles wie ein Traum. Doch gerade dieses Zusammenstimmen der Umstände machte ihr das Abenteuer anziehend, und sie eilte, in einen kleinen tempelartigen Eingang zu gelangen, der mit einer Lampe in einem Purpurglase beleuchtet wurde. Ein Mohrenknabe in reichem Kostüm öffnete die Thüre des Allerheiligsten, und hier saß die Sybille, völlig im Widerspruch mit ihrer Umgebung in einem schwarzen Kleide mit einem eng anschließenden Häubchen auf dem Kopfe, und mit einem anspruchlosen freundlichen Lächeln in dem bleichen Matronenhaften Antlitze. Die Marquise ließ sich auf einen niedrigen Polstersitz nieder und lauschte athemlos der Unterredung, die zwischen Dorotheen und der Kartenlegerin stattfand und nur wenige Minuten dauerte.

„Madame, Sie haben hier meiner Freundin interessante Eröffnungen über mich gemacht."

„Ich habe mit der Frau Marquise über Sie gesprochen."

„Woher wissen Sie, was Sie ihr über meine Vergangenheit mitgetheilt haben?"

„Woher ich es weiß? Frau Herzogin, diese Frage beantwortet sich am Besten durch Ihr Erscheinen bei mir. Sie würden mir nicht die Ehre erzeigt haben, wenn Sie nicht vermutheten, daß ich Etwas wissen könne, ohne daß ich auf dem gewöhnlichen

Wege menschlicher Mittheilungen davon Kenntniß erhalten."

„Madame, ich habe Sie nicht beleidigen wollen. So legen Sie mir denn die Karte."

Die Sybille ergriff die Klingel; der Mohr erschien und überreichte Dorotheen einen vergoldeten Teller; sie legte eine Banknote von dreihundert Francs darauf. Der Mohr setzte den Teller auf den Tisch neben seine Gebieterin und verschwand. Es trat eine Stille ein, die Karten bedeckten nach und nach die ganze Fläche des kleinen Tisches. Es mochte ein Fehler sich eingeschlichen haben, sie wurden wieder zusammengeworfen und neu gelegt. Endlich sagte die Frau:

„Wenn Sie nicht gewisse Bestrebungen, die Sie unvorsichtiger Weise angefangen, aufgeben, so ereilt Sie ein Unglück. Lassen Sie jedoch ab, ein Ziel zu verfolgen, dessen Erreichung verderblich für Sie wie für Andere wäre, so wird Ihnen eine große Freude zu Theil werden, und Sie werden Segen für sich und Andere stiften. Böse und falsche Freunde verlocken Sie, gute Menschen stehen Ihnen zur Seite. Noch haben Sie sie nicht erkannt, aber Sie werden sie erkennen und ihnen danken. Morgen um die zwölfte Stunde wird sich Ihnen ein Mann zeigen, der Ihr aufrichtiger Freund ist und der da kommt, Sie zu warnen. Uebergeben Sie sich ihm ganz; er wird Ihnen für Ihr ganzes Le-

ben Heil bringen. Eine Stunde darauf wird ein Mann erscheinen, der Sie in's Verderben zu locken bemüht ist, und der so aufrichtig und scheinbar Ihnen Freundschaftsbeweise giebt, doch Ihr erbittertster Feind ist und stets bleiben wird. Von den Frauen Ihres Umgangs schließt sich die größte Anzahl nur an Sie aus Gründen der Eitelkeit und der Genußsucht an; Eine jedoch thut es, weil sie Sie liebt und weil sie Ihr Bestes will."

Bei dieser Stelle der Prophezeihung erhob sich Frau von Leguinière, umarmte Dorotheen und vergoß Thränen an ihrem Halse.

„Unter den Männern," fuhr die wahrsagende Stimme fort, „ist ein Mann, der für Sie glüht und sein Leben für Sie ließe, wenn es erfordert würde. Sie werden ihn erkennen, wenn ich Ihnen sage, daß es derselbe ist, dem Sie einst das Leben retteten."

Ein Lächeln glitt über Dorotheens Antlitz und sie sagte heiter: „O ja, an die Freundschaft dieses Mannes glaube ich."

„Nicht Freundschaft — er liebt Sie. Er wagt es nur nicht, es Ihnen zu gestehen. Diese unglückliche Neigung ist es, die ihn aus Ihrer Nähe und aus seinem Vaterlande vertrieben."

„Genug, Madame; Alles dieses können Sie doch nur vermuthen, allenfalls den Klätschereien, die man Ihnen gemacht, nacherzählen."

„Sie irren. Ich höre nicht auf Klätschereien. Ich lebe von der Welt entfernt, und höre nur meine unsichtbaren Berichterstatter sprechen, und das sind diese Blätter. Ich selbst kenne die Personen nicht, von denen ich Mittheilungen mache. Soll ich Ihnen noch Etwas aus Ihrer Vergangenheit sagen?"

„Wenn Sie die Güte haben wollen."

„Ihr Herr Gemahl sah sich einstens in die Verlegenheit gesetzt, auf welche Weise er Ihnen ein gewisses Geheimniß anvertrauen solle. Es betraf das Schicksal einer jungen Dame von Stande. Er wählte zu seiner Mittheilung die Einkleidungsform einer Erzählung. Sie errieten jedoch die wahren Verhältnisse und nahmen sich der jungen Dame auf eine eben so edelmüthige als vorsorgliche Weise an."

Dorothee drückte durch Mienen und Worten ihr Erstaunen aus.

„In einem Gartenpavillon," fuhr die Sybille fort, „gaben sie zwei Flüchtlingen einst ein Asyl. Ihr Herr Gemahl erfuhr es, und er kam um sich zu belehren, wer diese Flüchtlinge seien. Es zeigte sich, daß es —"

„Genug, Madame. Das gehört nicht hierher. Ich danke Ihnen und bin überzeugt, daß Sie ungewöhnliches Wissen haben. Ihre Zeit ist kostbar, ich will nicht länger stören." Damit erhob sich Dorothee und am Arme der Frau von Leguinière verließ sie das Zimmer. Beide Frauen kamen

schweigend nach Chateauneuf zurück; die Marquise fuhr nach Paris.

Die nächste Mittagstunde wurde von Dorothee mit einiger Ungeduld erwartet. Kaum hatte sie geschlagen, als die prächtige Equipage des Erzbischofs von Paris vorfuhr. Seine Eminenz kamen um der Frau Herzogin einen Besuch abzustatten, ein Ereigniß das ganz Chateauneuf in Aufruhr brachte und bis in die nächsten Kirchsprengel hinüberflog. Nur wenige Augenblicke unterhielt sich Monsignore mit seiner liebenswürdigen Wirthin, alsdann entfernte er sich wieder, indem er unten den Landleuten, die sich am Eingangsgitter des Hauses versammelt hatten, den Segen ertheilte.

„Nun bin ich neugierig wer nach ihm kommt," sagte Dorothee zu sich selbst, indem sie in ihre Gemächer zurückkehrte, nachdem sie den Prälaten bis an die Treppe begleitet hatte. Die Stunde verging, es kam Niemand. Der Postwagen, der um diese Zeit kam und öfters Besuch aus Paris brachte, führte diesmal Niemanden nach Chateauneuf. Am andern Tage kam ein Fußwanderer; es war Trautmann.

„Wissen Sie auch, lieber Trautmann, daß Sie mein schlimmster Feind sind? Daß ich mich vor Ihnen in Acht zu nehmen habe, und daß Sie mit nichts Geringerem umgehen, als mein Verderben herbeizuführen?"

„Nicht diese scherzende Stimmung," entgegnete der alte Mann bekümmert. „Ich bin nicht im Stande, sie zu erwidern. Meine Seele ist tief betrübt. Ach, meine theure Freundin, was hab' ich hören müssen!"

„Auch Sie sind bei der Kartenlegerin gewesen?"

„Eine Kartenlegerin?" fragte Jene verwundert. „Ich weiß von keiner."

„Nun, und was ist Ihnen?"

„Ganz Paris weiß es schon. Der Erzbischof ist bei Ihnen gewesen; er hat Sie convertirt. Sie treten zur katholischen Religion über."

„Aber — Trautmann!"

„Es ist mir von den glaubwürdigsten Leuten versichert worden. Man hat sich alle Mühe gegeben, Sie hinüberzulocken, und es ist gelungen. Seien Sie offen gegen mich, Ihren alten Diener! O wären wir doch daheim geblieben! Aber dieses Paris, ich habe es gleich gesagt; es ist eine Babel, eine Sündenstadt, eine Verführerin!"

Dorothee sah ihren alten Freund mit einer Miene von Verdruß und Ueberraschung an. „Wer kann Ihnen Das Alles gesagt haben?" fragte sie nach einer Pause.

„Die Marquise von Languinière hat es zunächst verbreitet. Da sie Ihre intime Freundin ist, so kann ihr Ausspruch keinem Zweifel unterliegen. Und

wenn man auch gezweifelt hätte, der Besuch des Erzbischofs hat Alles bestätigt."

„Welch' eine Kette von sinnreichen Erfindungen!" sagte Dorothee. „In der That, ich könnte mich selbst glauben machen, daß ich katholisch geworden; ähnlich der Marschallin von Rohan, der man so lange verschwatzte, daß sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt sei, bis die gute Frau es glaubte und ihr Glaubensbekenntniß darauf hin ablegte."

„Was wird jetzt aus unserer Anstalt werden?" jammerte Trautmann. „Sie war im Begriff, eben recht schön zu erblühen, nachdem wir das Unkraut vom Weizen gesichtet, was Mühe genug gemacht."

„Aber Sie sind ein Thor, Trautmann!" rief Dorothee heftig. „Heute zum ersten Male merke ich, daß Sie alt werden. Sie fangen an, wie die Kinder, an Mährchen zu glauben. Wie? kann das Geplauder einer jungen Frau, die es vielleicht mit mir sehr gut meint, kann der Besuch eines Mannes, den ich nicht gebeten, sich zu mir zu bemühen, solche Wunder bewirken?" —

„Aber ganz Paris —"

„Ganz Paris — hat andere Dinge im Kopfe. Hören Sie auf, lieber Freund, oder ich werde ernstlich böse. Wenn ich geglaubt, daß man meiner Entfernung aus Paris *diesen* Grund untergeschoben,

ich wäre geblieben; denn man soll auch den Schein meiden."

„Dem Himmel sei Dank, ich athme wieder auf!" rief der Vertraute in großer Freude. „Ich begreife nur nicht —"

„Aber ich fange an zu begreifen. Der Auftritt mit der Kartenlegerin —"

„Welch' ein Auftritt?"

„Hören Sie mich an." Und Dorothee erzählte jetzt umständlich was dem Leser bereits bekannt ist. Sie verschwieg nicht, daß der Fallstrick gut angelegt sei, und daß, wenn sie weniger auf ihrer Hut gewesen und mehr zum Aberglauben geneigt, Etwas allerdings in allen diesen Vorfällen zu finden sei, was sie den Machinationon der Leute, die sich um sie bemühten, würde zugeführt haben. „Meine Freunde wurden mir verdächtigt," setzte sie hinzu, „und mir wurde mit einem unabwendbaren Unglücke gedroht, wenn ich meine Pläne und Absichten weiter verfolgte. Dagegen nannte man mir, bis jetzt mir unbekannte Freunde und Beschützer. Kann man wohl mehr Einen in die Enge treiben? Und Alles Dieses wurde durch einige wirklich unerklärliche Zeichen und Winke unterstützt. Es wurden mir Dinge aus meiner Vergangenheit gesagt, die wirklich hier Niemand wissen kann, die selbst vielen meiner vertrautesten Freunde nicht bekannt sind. Doch lassen wir Das. Der Scherz hat wirklich für

einen Scherz schon zu lange gedauert; wollen wir an unsere Geschäfte gehen. Sie haben mir doch von unsern Freunden Nachrichten gebracht? Ist die Frau Lefont nun endlich angestellt, und hat sie ihre Wirksamkeit angetreten? Sind die zwei jungen Mädchen aufgenommen worden, die mit einem Schreiben von mir an Herrn Boissord abgegangen sind? Es sind halbe Landsmänninnen von mir; ihre Mutter war Kurländerin und heirathete hier in Paris einen wackeren Mann, einen Handwerker; der starb und ließ sie in bedrängten Verhältnissen zurück. Zufällig erfuhr ich von diesen Mädchen."

„Sie sind auf- und angenommen worden und Frau Lefont küßt ihrer Wohlthäterin die Hände und fragt an, ob sie kommen darf, persönlich ihren Dank abzustatten," sagte Trautmann.

„Für's Erste halten Sie noch die Leute ab," entgegnete Dorothee. „Der Winter und seine Zerstreuungen haben mich ermüdet, ich bedarf der Ruhe und Muße, um mich zu sammeln. Und dann, lieber Freund, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, aber sagen Sie es ja nicht den schwatzhaften Parisern — ich werde alt."

„O meine theure Gebieterin und Freundin," rief Trautmann mit Thränen im Auge, „das ist ein grausamer Scherz. Sie sind jung, Sie werden jung bleiben, denn Sie besitzen zwei Verjüngungsmittel: Sie haben Geist und Güte und werden von

Ihren Freunden angebetet. So haben die Jahre keine Macht. Und was sollte ich denn sagen? Ich, der ich an der Schwelle der Neunziger stehe, der Erbärmlichste und Ermüdetste unter den Arbeitern im Weinberge?"

Dorothee mußte ihren alten Freund trösten; er war jedoch von einer tiefen, unheilbaren Schwermuth befangen. „Was sind alle unsere Bestrebungen!" rief er die Hände in den Schooß faltend und vor sich hin sehend, „Was sind sie? Es ist den Bösen stets Macht gegeben, zu vernichten, was redlicher Fleiß und Eifer aufgerichtet. Nun auch dieses Werk. Es hatte so gutes Gedeihen, wir konnten hoffen, bald Früchte zu sehen, und nun sinkt ein so kalter Thau in einer Nacht auf Blätter und Blüthen."

„Was ist denn so Uebeles geschehen?" fragte Dorothee.

„Sehr großes," entgegnete der alte Mann. „Unseren Feinden, oder vielmehr den Feinden unserer Sache ist es gelungen, die Gemüther wankend zu machen, das Interesse für die junge Anstalt und überhaupt für den protestantischen Gottesdienst hier in Paris zu schwächen. Meinen Sie wohl, liebe Freundin, daß nicht alle unsere Anhänger stutzig werden, wenn sie hören, das Haupt und die Stütze Aller, die Frau, die kein Opfer gescheut hat, das Werk aufzurichten, wende sich von uns ab, lasse

uns fallen, trete zu der uns feindlichen Kirche über? — Das Spiel der Bösen ist gut gespielt. Nichts hätte so sehr uns schaden können, als gerade diese Gerüchte, die zu verbreiten, eine Menge Verläumder sich angelegen sein lassen, so unter Anderen die drei bis vier schlimmen Weiber, die wir haben fortjagen müssen."

Dorothee tröstete von Neuem; im Geheimen mußte sie aber dem Manne Recht geben: es war ein unersetzlicher Schade gestiftet. Das Vertrauen des Publikums war wankend gemacht worden. Die Anstrengungen mußten demnach verdoppelt werden, und Dorothee verließ ihren schönen Landaufenthalt und kam nach Paris, lediglich allein, um ihren Freundinnen nahe zu sein und ihre Thätigkeit zu unterstützen. Regelmäßig wohnte sie dem Gottesdienste in ihrer Kirche bei und jede Woche wenigstens zweimal besuchte sie die Erziehungsanstalt und hörte den Unterricht mit an.

Der Winter, den sie demnach verbrachte, war nicht so geräuschvoll wie der vorige. Die Abende, die sie gab, waren nicht so zahlreich besucht und nicht mit so wechselnden Zerstreuungen angefüllt. Dagegen kamen die Männer der Wissenschaft öfterer zu ihr; und Talleyrand und Choiseul benutzten jede freie Stunde, die sie ihren Geschäften abmüssigen konnten, um in den Salon der Herzogin zu eilen. Gall setzte seine Vorlesungen fort. Alexan-

der von Humboldt kam nach Paris, und Dorotheen war es erwünscht, den deutschen Gelehrten bei sich aufnehmen zu können. Der Salon der Herzogin galt für einen der feinen Kreise, aus deren Mitte nicht die neuesten Moden, wohl aber die neuesten Ansichten über Politik hervorgingen und wo die öffentliche Stimme ihren Stützpunkt fand. Man raunte sich in's Ohr, daß man hier die Zukunft voraussähe, und daß dem Machthaber im Geheimen hier ein Prognostikon gestellt werde, das nicht vortheilhaft für ihn lautete. Der Krieg mit Rußland wurde in diesem Kreise zuerst mit Bestimmtheit vorausgesagt. Die Bedeutung, die die Zusammenkünfte bei der Herzogin genommen, stieg mit jedem Tage. Früher hatte man hier nur die elegante, vornehme Welt gesucht, jetzt suchte man hier die Politiker des Tages. Savary, das berüchtigte Haupt der geheimen Polizei und der gefürchtete Anführer der Spione fand sich veranlaßt, sich den Weg in diesen Salon zu öffnen; und er erschien eines Tages, höflich sich entschuldigend, daß seine Wißbegierde, die Vorlesungen des berühmten Doktors Gall zu hören, sich nicht länger habe zügeln lassen. Man verstand ihn, man wußte, daß nicht die Schädellehre ihn herzog; doch da Nichts gethan werden konnte, den frechen Eindringling zu entfernen, so mußte man ihn dulden. Er erschien ein paar Mal, dann blieb er fort.

Dorotheen war dieser neue Eingriff in ihr Privatleben auf das Höchste störend. Kaum war die Geschichte mit dem Erzbischofe ein Wenig in den Hintergrund getreten, so kam nun Savary's Besuch an deren Stelle. Die Feinde, die mit dem Ersteren nicht hatten durchdringen können, erfaßten schnell das Zweite, und es wurde nun ausgesprengt, die Anstalt dürfe nicht bestehen, indem die Herzogin und ihre Freunde politisch verdächtig befunden worden. Ein neues Gerede, ein neues Hin- und Herlaufen, und Sich-in-die-Ohren-zischeln. „Die Franzosen sind Kinder!" rief Dorothee verdrießlich, „sie machen aus einer Mücke einen Elephanten, um dann diesen selbstgeschaffenen Elephanten mit Jubel und Lärm durch die Straßen führen zu können."

Eines Morgens trat Talleyrand in ihr Zimmer: „Haben Sie jemals die Le Normand besucht, Herzogin?" fragte er.

„Ich habe es gethan," erwiderte die Gefragte, „und es thut mir leid, hierin den Bitten der Marquise Leguinière nachgegeben zu haben."

„Ist dieser Besuch für Sie von Interesse gewesen?"

„In einer Beziehung — ja. Sie hat mir auffallende Dinge aus meiner Vergangenheit erzählt, von denen ich noch jetzt nicht fasse, wie sie sie hat wissen können."

„Das Räthsel ist gelöst. Auf Befehl des Kai-

sers, der, man weiß nicht, welch' einem Geheimniß dort nachgespürt hat, sind vor wenig Tagen ihre Papiere untersucht worden, und da hat sich ein kleines Billet gefunden, das man, weil es für die zu erforschende Sache von Unwichtigkeit ist, mir ausgeliefert hat. Lesen Sie: „Ueber die Herzogin von Kurland, mitgetheilt von Herrn von T—." Dieser Herr von T— ist aber derselbe, der uns im Bois de Boulogne damals den höflichen Besuch machte. So, sieht man, hängen die Dinge zusammen. Gewisse Leute haben die Aussagen dieses Menschen, den ich vielleicht etwas zu voreilig freigegeben habe, zu ihren Zwecken zu benutzen verstanden."

Dorothee empfing das Papier und las darauf einige Notizen, unter diesen auch jene, ihr von der Prophetin mitgetheilten Sprüche. Befremdet und zürnend blickte sie den Fürsten an.

„So sieht man," nahm dieser lächelnd das Wort, „wie die Fäden zusammenlaufen, die nachher das Stück Teppich machen, das wir sehr stolz „Unsere Thaten" nennen. Zum Glück für uns, daß wir Ammenmährchen nicht lieben und daß die Künstler mit ihren Produktionen an die Unrechten gekommen. Aber wie haben Stückchen dieser Art unter den schwachen Ludwigen gewirkt! und wie ist fast die ganze Geschichte Frankreich's damaliger Tage aus solchen Jonglerieen zusammengesetzt! Ich würde jedoch rathen, daß wir die Sache ruhen lassen."

„Gewiß!“ entgegnete Dorothee. „Ich trage durchaus kein Verlangen, in ein Wespennest zu stechen.“

„In ein Bienennest,“ verbesserte der Minister. „Wir haben es nur mit Bienen zu thun, von den goldenen auf des Kaisers Mantel bis auf die lebenden, die Freund Savary herumfliegen läßt. Auch er ist bei der Geschichte mit der Le Normand compromittirt.“

„Savary?“

„Er hat, der Himmel weiß zu welchem Zwecke, der Hexe eine Liste von Namen gegeben, deren Träger sie bei Gelegenheit geschickt weiter befördern soll. Nun aber findet es sich, daß einige Polen auf diesem Verzeichnisse stehen, die die geheime Polizei verfolgt. Freund Savary kommt also in den interessanten Fall, seine eigenen Protegés zu verfolgen; ein Fall übrigens, der nicht selten bei ihm vorkommen soll und woraus er sich gar nichts macht.“

„Polen?“ fragte Dorothee, „warum denn die? Ich denke, sie sind Schützlinge des Kaisers?“

„Gewesen! Nachdem sie Schriften in's Publikum geleitet, in denen bewiesen wird, daß der Kaiser in Betreff Polen's sein Wort nicht gehalten, sind sie es nicht mehr.“

„Die Armen, sie können es auch Niemandem Recht machen!“ seufzte Dorothee.

„Sie sind zu ungestüm und zu leidenschaftlich!“ entgegnete der Fürst mit einem kalten Lächeln.

„Wissen Sie nicht, wer unter den hier lebenden Polen besonders verfolgt wird?“ fragte Dorothee.

„Keiner von Ihren Freunden, madame. Es sind zwei Männer unter anderen, die wir hier bei einem unserer gelehrten Institute angestellt hatten. Der Eine heißt Graf Ignaz Lubicki —“

Dorothee stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Talleyrand warf einen lauernden, beobachtenden Blick auf sie. „Also von Ihnen gekannt?“

„Aus Warschau her. Um Gotteswillen, dieser Mann conspirirt sicherlich nicht.“

„Vielleicht doch. Denn gerade von ihm ist jene Schrift, die man dem Kaiser gezeigt hat. Er leugnet auch nicht.“

„O Gott! Der Unvorsichtige! Ich bitte Sie, Fürst, kann ich den Mann nicht retten? Ihm zur Flucht behülflich sein? Ich beschwöre Sie, Sie sehen meinen Kummer bei dem Empfange dieser unglückseligen Nachricht. Wirken wir gemeinschaftlich!“

Der Minister sagte nach einigem Nachsinnen: „Er hätte Ihren Schutz anrufen können; warum hat er es nicht gethan?“

„Dazu ist er zu stolz,“ entgegnete Dorothee rasch und mit einem freudigen Lächeln. „Ich werde ihm müssen meine Hülfe aufdringen. Ich kenne ihn. O diese unselige Politik!“ —

„Ja, sie ist manchesmal den Bestrebungen der Freundschaft entgegen," sagte der Fürst mit demselben lauernden Lächeln wie früher. Es war keine Zeit zu verlieren: jeden Augenblick konnte der Verhaftsbefehl gegen den Verfolgten ausgefertigt sein. Dorothee entschloß sich, ihn für's Erste nach Chateauneuf in Sicherheit zu bringen; dort sollte er die Stelle des Gärtners einnehmen.. Es kostete Mühe, den Widerstrebenden zur Ausführung dieses Planes gefügig zu machen. Dorothee brachte ihn, als ihren Diener verkleidet, glücklich über die Barrièren von Paris. Wie sie durch St. Germain kamen, wurde der Wagen angehalten. Ein Polizeioffiziant trat an den Schlag und wies ein Schreiben von der Behörde vor, indem er sagte: „Madame, Sie fahren in Begleitung eines Mannes, den die Gerichte verfolgen."

„Sie sehen, ich bin allein."

„Der Mann auf dem Kutscherſitze?"

„Mein Diener."

„Und der hinter dem Wagen?"

„Mein Gärtner: Charles Letour."

„Haben diese Beiden Legitimationen?"

„Bedarf es deren, wenn ich auf meinen Landsitz fahre?"

„Gleichwohl müssen wir Sie und jene Männer hier zurückhalten. Ein gemessener Befehl ist uns aus Paris zugekommen."

„Ich werde gehorchen; doch wünschte ich alsdann vor den Maire geführt zu werden."

„Madame, man wird Sie zu ihm gegleiten."

Dieser Beamte war ein Mann, der öfter in Chateauneuf zu Gaste gebeten worden, ein Verehrer und gehorsamer Diener Dorotheens. Er beeilte sich, ihr gefällig zu sein, und indem er vor sich hinmurmelte: „Dieser Savary! Er weiß nicht, was er Alles unternehmen soll, um sich wichtig zu machen. Er will erster Minister werden und deshalb sollen wir keine Stunde Ruhe haben." Zu Dorotheen gewendet sagte er höflich: „Ich selbst werde die Ehre haben, Ihro Durchlaucht nach Dero Landsitz zu geleiten, um alle einfältigen Possen, die noch vorkommen könnten, zu verhindern. Mein Himmel, was werden Ihro Durchlaucht im Auslande von der hiesigen Polizei berichten? Daß sie nicht dulden will, daß Tulpenzwiebeln im Lande gepflanzt werden? Wahrlich, fast sieht es so aus. Und wie wenig wissen die Leute von Physiognomien: ich würde auf fünfzig Schritte diesen guten Mann für einen Gärtner erkennen; man sieht es ihm an, daß er sich nie mit Etwas Anderem beschäftigt hat, als die Erde aufzuwühlen."

Dorothee mußte bei dieser Bemerkung laut auflachen und selbst in das ernste Gesicht des Grafen kam ein humoristischer Zug.

„Sie haben Recht, mein Herr," sagte sie zum Maire, der ihr den Arm reichte, um sie die Treppe des Justizhôtels hinabzuleiten. „Wenn man die Gabe des Scharfsinns besitzt und noch dazu Physiognomik studirt hat, so entgeht Einem Nichts, und man durchschaut Alles nach seiner Eigenthümlichkeit."

Sie kam also mit ihrem neuen Gärtner glücklich an; allein die bestandene geringe Gefahr ließ sie eine nahe größere fürchten. Die Nähe von Paris und das Dasein von Spürern, die etwas geschickter waren, als der gute Maire von St. Germain, machte, daß der Flüchtling in seinem Asyle nicht für sicher gelten konnte. Einige Tage in Chateauneuf gingen sehr unruhig hin. Bereits seit einigen Wochen hatte Dorothee den Entschluß gefaßt, auf einige Zeit nach Deutschland zurückzukehren. Die drohenden Aussichten auf den bald ausbrechenden Krieg trieben ohnedies zur Eile. Rasch entschied sie sich deshalb zur Reise. Es war dies das einzige Mittel, den Freund dauernd aus dem Zustande der Ungewißheit und der Gefahr herauszureißen. Die Angelegenheiten der protestantischen Kirche waren guten Händen anvertraut. Als ihr Wille bei den Ihrigen bekannt wurde, boten sich Talleyrand, Choiseul und noch ein paar Freunde an, sie bis zur Grenze zu begleiten, ihr Schwiegersohn und ihre Tochter folgten ihr bis Straßburg.

Wiedersehen.

Bis Metz war die Reisegesellschaft gekommen, da sollte der erste unangenehme Vorfall sich ereignen. Talleyrand und einige der Herren hatten sich bereits von der Herzogin getrennt; sie, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn beschlossen, in Metz einige Tage zu verweilen, um sich von der Ermüdung der Reise zu erholen. Ignaz, in der Livrée der Herzogin, war in ihrer Nähe. Die Maske mußte noch streng beibehalten werden, denn überall gab es Späher und der mächtige Schutz des Fürsten stand nicht mehr den Reisenden zur Seite.

Eines Tages, als die Herzogin zu Mittag ausgebeten war und Ignaz sie begleitete, um ihr die Wagenthür zu öffnen, erschien, als sie auf den Vorsaal hinaustraten, zu gleicher Zeit aus der gegenüberliegenden Thür eine äußerst korpulente Dame,

sehr geputzt in einem feuerfarbenen Turban mit einer Reiherfeder und in einem grünen Kleide mit einem gelben Shawl, den sie sehr theatermäßig halb um die Schulter geschlagen hatte. Sie blieb auf der Thürschwelle stehen, als sie die Herzogin und Ignaz sah, und indem sie die Augen weit aufriß, stieß sie einige unartikulirte Laute des Staunens aus, wobei sie zugleich die dicken Arme erhob, als sähe sie ein Gespenst. Hinter ihr erschien ein kleiner magerer Mann mit blitzenden Augen und einer spitzigen, gerötheten Nase. Dorothee warf auf das Paar einen flüchtigen Blick, lächelte und wollte vorübergehen, die Treppe zu erreichen. Doch die corpulente Dame that einen starken Schritt vorwärts, als wollte sie sie aufhalten, indem sie zugleich immer ihre starren aufgerissenen Augen auf den unglücklichen Ignaz richtete, der einige Worte vor sich hinmurmelte und den Mantel der Herzogin, den er auf dem Arme trug, halb vor sein Gesicht zu halten strebte. Endlich wurde die Dame von ihrem Begleiter etwas unsanft am Arme in's Zimmer zurückgezogen. Im Innern des Zimmers hörte man noch ein lebhaftes Zwiegespräch, dessen einzelne Sätze mit Faustschlägen der Dame auf den Tisch bekräftigt und in Wirkung gebracht wurden. Man konnte die Worte verstehen: „Ich sage Dir, Pierre, er ist es! Ich will in der Hölle braten, wenn er es nicht ist.“ Neuer Faustschlag auf den Tisch. „Aber

Du siehst, mein Engel," tönte die feine Stimme des Ehegemahls, „daß er ein Diener ist, daß er ihr den Mantel nachträgt, wo wird nun" — das Weitere konnte man nicht hören, nur noch ein paar dumpfe Faustschläge, und dann ein in die Tiefe des Zimmers sich verlierendes Gemurmel.

„Wer war Das?" fragte Dorothee, als sie unbemerkt mit ihrem Begleiter sprechen konnte.

„Ein sehr ungelegenes Wiedersehen," entgegnete Ignaz verdrießlich; „Es ist Signora Theresa Carlotta, ehemalige erste Sängerin an der Oper in Warschau. Ich bekenne, daß ich die Thorheit beging, ihr den Hof zu machen, als ich noch Gardeoffizier war. Die gute Frau hat ein vortreffliches Gedächtniß, wie es scheint."

„So wollen wir morgen in der Frühe weiterreisen," sagte Dorothee besorgt.

„Sie wird hier keine Verbindungen haben, und somit Nichts Ernstes zu befürchten sein," tröstete Ignaz. „Aber sie ist im Stande die ganze Stadt auf die Beine zu bringen."

„Lassen Sie uns jedenfalls vorsichtig sein. Wir wollen den Gasthof mit einem andern vertauschen."

„Das würde nichts helfen: sie würde uns nachkommen," sagte Ignaz kleinlaut. „Ich werde sie sprechen und werde Ihnen, Frau Herzogin, heute Abend Bericht abstatten."

Kaum war er mit dem Wagen in den Gasthof

zurückgekehrt, so stand bereits Theresa Carlotta an der Thüre des Hôtels und fixirte mit einem Augenglas die sämmtliche Dienerschaft der Herzogin. Alle Anderen ließ sie passiren, als aber Ignaz erschien, hielt sie ihn bei der Thüre an, indem sie auf italienisch rief: „Mein Freund! Auf ein Wort!“ Sie nahm ihn, ohne seine Antwort abzuwarten bei der Hand, und zog ihn nach sich die Treppe hinauf. Oben angelangt, führte sie ihn, oder stieß ihn vielmehr in ihr Zimmer und schloß hinter sich ab. „Beim Herkules, mein Freund! Sie sind es! O welche Freude! Meinen kleinen Grafen seh' ich wieder! Du bist zwar nicht mehr der hübsche Junge, der Du früher warst, allein Du bist noch immer hübsch genug, um von Theresa geliebt zu werden! Ach — mio caro, weißt Du noch, wie wir oft in Warschau, wenn ich aus der Oper ermüdet nach Hause kam, bis Mitternacht mit einander plauderten? — Weißt Du noch, wie wir wetteten, und wie ich Dich unter den Tisch trank? Glückliche Zeiten!“

Ignaz machte einen Versuch, sein Incognito zu behaupten, doch schreiend und sich mit Armen und Füßen zu gleicher Zeit bewegend, fiel ihm die Sängerin in die Rede. „Still, Du Ungeheuer, still! Du willst ein Lakai sein! Alsdann bin ich eine Küchenmagd. Ich will Dir sagen, Du bist der Amoroso dieser Frau, und sie hat ihre Gründe, Dich verkleidet mit sich zu führen. Oh! wie kam

das. Aber mir gleichviel, ich habe Dich wieder und ich habe Dich ebenso lieb in Deiner Livrée als in Deiner blitzenden Gardeuniform. Theresa liebt den Mann, nicht seine Kleider!"

„Ich bitte Sie, Madame Carlotta, mäßigen Sie sich. Ja, ich bin der Graf Lubicky, ich will es Ihnen bekennen; aber ich will nicht, daß man davon ein Geschrei mache."

„Mäuschenstill, mein Engel, mäuschenstill!" Und dabei kroch Madame Carlotta gleichsam in sich zusammen und suchte mit gekrümmtem Rücken ein Mäuschen darzustellen. In dieser Attitüde legte sie sich auf das Sopha neben ihren ehemaligen Verehrer und brachte dadurch eine sehr komische Gruppe hervor. „Hier ist Dein Mäuschen!" rief sie. „Hier ist es."

„Keine Narrheiten, sie kleiden einer Frau von sechzig Jahren schlecht!" rief Ignaz mit einer rauhen gebieterischen Stimme, indem er die dicke Maus wieder aus ihrer gekrümmten Stellung aufzuwickeln strebte. Sie zog sich aber immer mehr zusammen, und aus den Falten ihres gelben Shawls anmuthig schalkhaft hervorschielend, lispelte sie: „Dem Mäuschen ist so wohl in Deiner Nähe — laß es! laß es!" —

„Sie können mir einen Gefallen thun, Theresa, wenn Sie es völlig ignoriren, daß Sie mich hier getroffen."

„Das geht nicht, mein Engel. Ich werde einige Tage, einige Wochen mit Dir zusammen leben."

„Um Gotteswillen, Theresa, bedenken Sie doch, daß ich an die Frau attachirt bin, mit der Sie mich gesehen."

„Das gilt mir gleich; sei es die Herzogin von Kurland, sei es die Kaiserin von China — mir gleich! Du bist mein, ich Dein! Uebrigens so schön wie diese Frau Herzogin, die für jeden Tag im Jahre einen besonderen Liebhaber hat, bin ich auch."

„Kein Wort mehr in diesem Tone, Madame, oder ich verlasse Sie auf der Stelle," rief Ignaz zürnend. „Nur mit der höchsten Achtung dürfen Sie von der Frau sprechen, deren Namen Sie eben genannt. Oder besser, Sie sprechen gar nicht von ihr."

„Wie Sie meinen, mein Herr! Auch ich kann böse sein, und die Gekränkte spielen. Gehen Sie zu Ihrer Donna, gehen Sie! Ich halte Sie nicht. Aber gewisse Leute sollen dann erfahren, daß Der hier ist, den man sucht."

Starr vor Schrecken blickte Ignaz in das trotzige dicke Gesicht der Sängerin. „Was sagen Sie da, Theresa? Sie wissen?"

„Ich nicht allein, sondern auch ein Anderer."

„Ein Anderer? Wer?"

„Mein Mann."

„Sie sind verheirathet?“

„Seit einem Jahre. Ich bin eine junge beneidenswerthe, glückliche Frau.“

„Ich wünsche Glück! Und Ihr Mann ist?“

„Polizeipräfekt.“

„Und weiter?“

„Er hat den Arrestbefehl für Sie in der Tasche.“

Ignaz wußte sich im Augenblick nicht zu fassen. Er sah abwechselnd starr vor sich hin und dann Madame Carlotta an, die die Schmollende spielte und ihm halb den Rücken zuwandte. Endlich entschloß er sich rasch, griff nach der Hand seiner ehemaligen Schönen und sagte: „Wenn Das ist, Theresa, so bin ich von ihrem edlen Herzen überzeugt, daß Sie mich nicht verrathen werden.“

„Hm! Das käme noch darauf an. Wer mich aufopfert, den opfere ich auch auf.“

„Theresa!“

Auf den anlockenden Ton, mit dem dieser Name ausgesprochen wurde, wich der Zorn und der Stolz aus dem Busen der Sängerin. Sie wandte sich um und mit einem zärtlichen Blicke stürzte sie sich in die Arme des Mannes. „Sei ruhig,“ sagte sie, „ich werde Dich retten. Ein glücklicher Zufall hat mich hierher beschieden. Wir wollen fliehen, ich bringe Dich an die Ufer des Comer Sees, wo ich eine Villa habe.“

„Göttliche Thereſa! Ja, wir wollen fliehen. Aber was wird Dein Mann ſagen, und wie werden wir über die Grenze kommen?“

Sie ſann einen Augenblick nach. „Monſieur Dupin wird die Güte haben, uns ſicher über die Grenze zu bringen.“

Erſtaunt über dieſen Ausweg, den er, trotz aller Frechheit ſeiner Dame, ihr doch nicht zugetraut hatte, rief Ignaz: „Wie, Thereſa! Dein Mann, der mich verhaften ſoll?“

„Wird ſelbſt Dein Begleiter und Beſchützer ſein. Laß mich nur machen. Ich habe ihm bereits geſagt, daß ich in Dir meinen Bruder erkannt habe.“

„Und er glaubt es?“

„Herr Dupin giebt ſich die Ehre, Alles zu glauben, was ich ihn glauben machen will. Er iſt das Muſter eines Ehemannes. O welche glückliche Tage werden wir an den Ufern des Comer Sees genießen! Tage, im Paradieſe verlebt!“

Das Geſicht Ignazens ſah nicht aus, als empfände es jetzt ſchon einen Vorgeſchmack jener Tage. Doch war Nichts Anderes zu thun. Alles wurde verabredet auf den nächſten Morgen. Herr Dupin kam und begrüßte den neuen Schwager. Da Dorothee zu ſpät nach Hauſe kam und keine Hoffnung war, ſie ſprechen zu können, ſo ſetzte Ignaz nur wenige Worte an ſie auf. Sie lauteten: „Ich laſſe mich

entführen. Der Mann, der mich verhaften soll, bringt mich selbst in Sicherheit. Noch nie ist eine Bekanntschaft aus den Tagen meiner thörichten Jugend mir so nützlich gewesen, als es diese ist. Aus der Schweiz hoffe ich, Ihro Durchlaucht Nachricht von mir zu geben. Meine Bücher und Schriften bitte ich einstweilen mit nach Karlsbad zu nehmen. Segen und Glück auf der Reise. Es küßt Ihnen ehrerbietig und dankbar die Hand Ihr treuer Ignaz."

Dorothee faltete das Blatt zusammen, halb lächelnd halb wehmüthig. Sie war so glücklich gewesen in der Hoffnung, den Freund selbst retten zu können, jetzt mußte sie diese Rettung einer anderen Hand überlassen. Aber freilich konnte diese Hand in diesem Augenblicke mehr für ihn thun, als sie es mit all' ihrer Sorgfalt vermochte."

Die Reise ging jetzt unbehindert bis nach Karlsbad. Dorthin hatte Dorothee ihre drei anderen Töchter bestellt, zugleich ihre Schwester, die unterdessen ihre Reise nach Italien beendet hatte. Die Herzogin von Sagan, die Erbprinzessin von Hohenzollern, die Herzogin Acerenza und die Gräfin Perigord, vier blühende Gestalten umgaben die selbst noch blühende Mutter. Es gab dies eine schöne Gruppe. Die Herzogin von Sagan war unstreitig die Schönste. Frau von der Recke hatte bedeutend gealtert, sie ersetzte jedoch an Kenntnissen, was ihr an Reizen abging, und wurde von einem Kreise

Verehrer als die edelste und trefflichste Frau gepriesen. Diese Vergötterung machte, daß Frau von der Recke etwas Geziertes annahm, und da sie zugleich jetzt als Schriftstellerin glänzte, etwas Pedantisches und Gelehrtes. Die beiden Schwestern harmonierten nicht ganz mehr mit einander. Die edle Elise fand Dorotheen etwas zu weltlich, zu sehr mit Politik und mit Neuigkeiten beschäftigt und Dorothee entdeckte, daß Frau von der Recke seit sie Rom gesehen, gleichsam ganz aus Alterthümern zusammengesetzt war. Wo man sie anrührte fiel ein Tempel, ein Aquadukt, ein Bad, ein Obelisk hervor und Dorothee fand, daß alle diese Dinge, wenn man zu oft von ihnen sprach, etwas unbeschreiblich Langweiliges und Geisttödtendes hatten. Die edle Elise haßte Napoleon — und Dorothee sah in ihm, obgleich er nicht mehr ihr Ideal war, doch immer den großen, bewundernswürdigen Mann. Die edle Elise zählte in den Zeitungen immer die Verwundeten und Todten und nannte Napoleon einen Würgengel, — Dorothee zählte die Siege und nanute Napoleon einen Helden; und endlich wußte die edle Elise auch nicht das Mindeste von Politik und nannte alle die Männer, die Dorothee kennen und schätzen gelernt hatte, Gauner und Schelme, und die ganze Wissenschaft der Politik ein verruchtes Werk der Hölle. Dagegen fand Dorothee, daß Herr Tiedge mit den Jahren ein langweiliger Schwätzer geworden, der

nur in seiner eignen und seiner Freundin Vergötterung seinen Lebenszweck fand. Ueberhaupt verwöhnt durch das großartige Leben in Paris fand Dorothee Deutschland, da sie es jetzt nach langer Trennung wiedersah, verkümmert, verengt und kleinlichen Lebensinteressen hingegeben. Es war dies natürlich. Der Druck, der auf dem unglücklichen Boden lastete, machte, daß die Aeußerungen und Interessen seiner Bewohner in noch engern Kreisen sich bewegten, als sie sonst schon zu thun pflegten. Nur wenige Jahre später und Dorothee sollte gerade Deutschland als das Land bewundern lernen, in welchem der herrlichste Aufschwung der Nationalkraft, der lebendigste Athem der Freiheit sich entwickelte. Deutschland zur Zeit der Befreiungskriege gab keinem Sparta, keinem Karthago, keinem Rom zur Zeit seiner Heldenjugend nach. Aber freilich, zur Zeit, wo die Herzogin in Karlsbad eintraf, war gerade die Epoche des tiefsten, unheimlichsten Druckes, des trostlosesten Zweifels und der traurigsten Hoffnungslosigkeit. Napoleon hatte den Niemen überschritten: sein ungeheures Heer war nach Rußland übergefluthet. Gelang die Besiegung auch dieses unermeßlichen Reiches, dann war Deutschland auf Jahrhunderte hinaus geknechtet.

In Karlsbad zankte man sich, und es kam zu keinem gesellschaftlichen Leben. Die politischen Partheien sonderten sich und wählten sich ihre Spazier-

gänge und Plätze abgeschieden von einander. Dorothee versuchte es, in dem Tempel der Eintracht ein Fest zu geben, aber man lief auseinander, da man kaum erst zusammengekommen war, und alle Grazie und Liebenswürdigkeit der Mutter, so wie die Schönheit der Töchter vermochten nicht, die verwilderten Schaaren zusammenzuhalten. „Siehst Du nun," rief Frau von der Recke triumphirend, „Das thut Alles der Dämon der Politik! Wie freudig haben wir sonst Deine kleinen Feste gefeiert! Wie tanzten meine Nichten und wie ungestört konnte mein guter Tiedge seine Urania vorlesen. Alles Das ist jetzt unmöglich."

„Freilich ist es unmöglich," entgegnete Dorothee lächelnd. „Aber es handelt sich ja hier um das Glück und den Frieden der Welt. Jetzt müssen wir durch eine schlimme Zeit; Die, die nach uns kommen werden, haben es gut. O wie gern will ich leiden, weiß ich nur, daß Mißbräuche und Vorurtheile vom Erdboden schwinden! Die ersten Christen haben ja auch kämpfen, sie haben sogar in Katakomben sich verkriechen müssen."

„Der Eingang zu den Katakomben," nahm Frau von der Recke das Wort, „war bei den Stufen des Tempels des Trajan. Man sagt aber auch, daß sich bei den Bädern des Caracalla ein solcher befunden habe. Ich bin aber der Meinung, daß die eigentliche Oeffnung, durch die man in die

Unterwelt stieg, am Isistempel sich befand. Wenn man eine Ode des Horaz recht versteht, so —"

„Wie entzückend ist dieser Sonnenuntergang!" rief Dorothee, welche bedauerte, der ersten Christen Erwähnung gethan zu haben, „die Natur weiß von dem Hader der Menschen nichts. Stets in derselben Ruhe wälzt sich der prachtvolle Feuerball über die Erde, gleichgültig, ob er Schlachtfelder oder Blumenwiesen beschaut. O gute Elise — laß uns den Blick immer in die Weite, in die Höhe richten! Da ist Gott! Da ist Leben!"

„Plinius der Jüngere behauptet," setzte Frau von der Recke ihre Rede fort, „daß zu den Zeiten, da der Cultus der afrikanischen Isis nach Rom verpflanzt wurde, ein eigner Gang existirt haben soll, der von den Bädern des Caracalla —"

„Ah — da ist der Graf Bathiany! Nun schön, da werden wir doch etwas zu lachen bekommen!" rief Dorothee. „Wie ist es, Graf, haben wir heute Abend einen Ball?"

„Gewiß, Serenissima," entgegnete der junge, heitere Lebemann. „Wir haben es nur noch mit dem Rheumatismus unseres maitre de plaisirs, des Fürsten Liechtenstein zu thun. Die Fürstin Laura Zichy ist über Nacht russisch geworden und tanzt nicht auf einem Balle, den ein unglücklicher österreichischer Feldmarschall-Lieutenant arrangirt."

Frau von der Recke entfernte sich unwillig,

um etwas über die Bäder des Caracalla nachzulesen.

„War das nicht Frau von der Recke, die eben da fortging?“ fragte der Graf.

„Ja, meine Schwester. Wollen Sie sie etwa zum Tanze auffordern?“ —

„Ich bin nicht so kühn; allein ich wünschte, auf die Wohlthätigkeitsliebe der gnädigen Frau spekuliren zu dürfen. Wir wollen eine Akademie veranstalten. Die ersten Damen unserer Gesellschaft werden singen; es wäre wünschenswerth, wenn wir den Begleiter der Frau von der Recke, den Herrn Tiedge, dazu bringen könnten, Etwas vorzulesen. Mir hat er es schon abgeschlagen und hat seinen kranken Fuß vorgeschützt. Du lieber Gott, man liest nicht mit dem Fuße. Vielleicht Ihre Fürsprache, Herzogin?“ —

„Ich will es versuchen,“ sagte Dorothee lachend. „Meine Schwester disponirt über die Vorlesewerkzeuge des Herrn Tiedge, nur auf ihren Wunsch thut er Etwas. Wir Andern sind Alle viel zu sehr Weltkinder vor seinen Augen.“

„Wenn er nicht lesen will,“ rief der Graf, „so werde ich den Obrist Lanner bitten, er versteht den Kuhreigen zu blasen, Das wird dasselbe sein. Sehr viele Leute werden es sogar vorziehen. Madame Händel-Schütz wird die Güte haben, als Sphinx vor dem Publikum zu liegen. Wenn wir nur für

unsere armen verwundeten Krieger etwas zusammenbringen. Ich bin im Stande und tanze mit meiner Köchin ein pas de deux. Fürst Clary hatte einen Kanarienvogel aufgetrieben, der eine Pistole losschoß: zum Unglücke ist aber heute der Vogel gestorben und die Pistole allein ist geblieben. Es muß bei jedem Unternehmen ein Mißgeschick herrschen. Der prince de Ligne wollte heute ankommen, aber auch er ist ausgeblieben."

„Wir haben noch zwei Wohlthätigkeitsbälle zu erwarten, lieber Graf," bemerkte Dorothee in einem aufmunternden Tone.

„Allerdings; aber es wird Niemand tanzen. Es heißt hier umgekehrt wie in der Bibel: Das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Die Beine wollen tanzen, aber der Geist verbietet es ihnen, indem er zu ihnen spricht: Ihr! daß Ihr nur nicht mit zwei andern Beinen gemeinschaftliche Sache macht, die nicht zu meiner Parthei gehören! Habt Ihr mich verstanden? Und die armen Beine gehen trübselig bei dem schönsten Ländler in den Winkel und bleiben sitzen."

Die Herzogin und die Herren und Damen, die sich, von der Promenade kommend, um sie gesammelt hatten, lachten. Man wanderte plaudernd weiter.

Am Abend war in dem Kursaale ein kleiner Ball, zu dem auch die Fremden Zutritt hatten. Ein

paar junge Herren hatten sich daselbst eingefunden; sie waren als reiche, vornehme Kurländer eingeführt worden. Ihre Sitten hatten etwas Rohes, ihr Betragen etwas Auffälliges; sie suchten den Ton in der Gesellschaft anzugeben und besonders im Anordnen der Tänze ihren Willen durchzusetzen. Man duldete es, weil man nicht Streit anfangen wollte, doch herrschte eine allgemeine Stimme der Mißbilligung dieses Betragens, namentlich unter dem vornehmen österreichischen Adel. Einer der jungen Fremden tanzte mit einer Dame, die mit Dorotheen gekommen war. Im Verlaufe des Gespräches kam die Rede auf die Herzogin, die nicht weit entfernt in einem Armstuhle neben der Fürstin Clary saß und hören konnte, was der junge Mann sprach, der ungebürlich laut die Stimme erhob. — „Wer ist jene Dame dort?" fragte er seine Tänzerin. — „Die Herzogin von Kurland." — „So, also das ist sie." — „Sie kennen sie nicht und sind doch aus demselben Lande?" fragte die Tänzerin. — „Ich habe viel von ihr gehört und es macht mir Spaß, sie zu sehen." — „Ich bitte, mein Herr, sprechen Sie mit mehr Achtung von dieser Dame." — „Weshalb? Wir haben ihren Mann fortgejagt!" — Kaum war dieses Wort über seine Lippen, als die drei Tänzer neben ihm rasch hervortraten und wie mit einer Stimme sagten: „Mein Herr, die Dame, von der Sie sprechen, befindet sich

hier gegenwärtig und wir dulden durchaus nicht, daß Sie sich in solchen Aeußerungen über sie ergehen." — „So, meine Herren, es thut mir leid, ich lasse mir jedoch in meinen Aeußerungen keinen Zwang anlegen." —

Der Wortwechsel hatte Aufsehen gemacht. Es bildeten sich Gruppen; man erzählte sich flüsternd, was geschehen sei, und im Augenblicke war der ganze Saal allarmirt. Sämmtliche anwesende Herren vereinigten sich mit den Dreien, die zuerst jene Ungebühr gerügt, und die zwei Kurländer mußten den Saal verlassen. Die Herzogin wollte begütigende Worte zu Gunsten jener Frechen einlegen, allein sie fand nicht Gehör. Die Entrüstung war so allgemein, daß die Gesellschaft der Herren nicht eher ruhte, als bis Jene den Ort geräumt hatten. Man sprach von ein paar Duellen, die in Folge dieses Auftritts statt gefunden: Dorothee konnte von neuem wahrnehmen, wie sehr sie geliebt und verehrt war. Man verlangte zu wissen, ob sie jene Nichtswürdigen gekannt, sie konnte mit Sicherheit dieses verneinen; allein so sehr sie geneigt war, den Vorfall zu vergessen, sie konnte doch nicht umhin, sich die Personen und Namen zu merken. Es that ihr weh, es war doch immer eine Stimme aus ihrem Vaterlande, und sie war sich bewußt, nur ein gutes Angedenken zu verdienen. Es rief dieses ihr die bittern Tage des Kampfes und der Verfolgung wieder

in's Gedächtniß, die sie einst so unglücklich gemacht.

Nicht lange darauf verließ sie Karlsbad. Die Gemahlin des jungen Herzogs von Dino, denn diesen Titel hatte der Kaiser dem Neffen Talleyrand's gegeben, war bereits früher nach Paris zurückgekehrt, auch die anderen Töchter hatten sich entfernt, um nach kurzer Frist wieder zur Mutter, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten würden, zurückzukehren; Dorothee reiste allein nach Löbichau.

Mit welcher stillen Freude sah sie den Sitz ihrer glücklichen Tage wieder. Das Erste, was sie that, war, ein geliebtes Grab besuchen. Freund Rustan führte sie hin. Er hatte während ihrer Abwesenheit Alles auf's geeignetste besorgt. Als er sie zu der Stätte hingeleitet, verließ er sie und Dorothee sank, heiße Thränen vergießend, an der Marmorplatte nieder, die ihr schönstes Glück, ein treues, edles Herz verschloß. Zum ersten Male kam der Gedanke an ihren eigenen Tod wie ein milder Hoffnungsglanz über ihre Seele. Bis jetzt hatte sie, trotz der männlichen Kraft ihres festen Geistes, doch immer noch vor der Vernichtung gebebt, — hier an diesem Ruhebette lernte sie die Schrecken des Todes besiegen.

Es leuchtete der Himmel in tausend Sternen, als sie hervortrat und den Blick nach oben richtete. Die hohe, majestätische Gestalt, in weithin fließende

weiße Gewänder gehüllt, erschien durch die Nacht leuchtend wie der Engel schöner begeisterter Sehnsucht, den die Liebe nach oben ruft. Sie war bereit, sich zu erheben und die emporgestreckten Arme, das Auge, das liebend suchte und hoffend strebte, waren Zeichen, daß die Erde keine Macht hatte, sie zurückzuhalten.

Sie ließ die Arme sinken und das Haupt geneigt ging sie leise den Gang hinauf, dem erleuchteten Hause zu.

Man hatte ein Fest des Wiedersehens angeordnet. Sämmtliche Dienerschaft war versammelt, die Jugend des Dorfes kam mit Gesängen herbeigezogen, liebe Freunde stellten sich im Kreise hin, und als sie, die Geliebte, die Erwartete durch die geöffneten Glasthüren hereinschwebte, erbrausten die Hymnen der Gesänge und der vielfache Gruß der Freude machte sich laut. In diesem Augenblicke langte auch Frau von der Recke an und beide Schwestern sanken sich einander in die Arme. Rustan, der alte General, dessen beide Söhne, Hiller und seine junge Frau, der ehrwürdige Hofprediger aus Altenburg und noch andere Freunde — Alle umstanden Dorotheen, die nach rechts und nach links die Hand reichte und grüßte.

Nach den ersten Tagen des Wiedersehens galt es nunmehr, das Leben zu ordnen, denn wenn, wie es den Anschein hatte, der Krieg noch andauern

sollte, mußte man sich gefaßt machen, den Winter über in Löbichau zusammenzubleiben. Die übrige Welt war gleichsam verschlossen. Die Postenverbindung nach Rußland hatte aufgehört und, was schlimmer war, auch die Einkünfte, die Dorothee von dort bezog, blieben aus. Sie mußte sich Einschränkungen auferlegen. Dies that sie jedoch mit dem freudigsten Muthe. Gewohnt an eine glänzende Existenz und in ihr aufgewachsen, besaß sie doch auch die Kraft, den Glanz zu missen, die Bequemlichkeit zu entbehren, wo dieses Opfer gefordert wurde. Die echte Tochter ihres edlen Vaters wußte sie den Werth des Lebens anderswo zu suchen, als in dessen Aeußerlichkeiten. Sie scherzte, als diesmal von der Leipziger Messe die gewohnten schönen, neuen Möbel und die kostbaren Stoffe ausblieben. „Ich kann sticken," rief sie, „ich will mir selbst meine Möbel mit schönen Mustern zieren." Und sie saß am Stickrahmen, sie, ihre Töchter, die jungen Damen des Hauses und alles nähte Blumenbouquets und setzte Borten an. Ein prächtiges Sopha entstand auf diese Weise, das die Bewunderung der Nachbarschaft rege machte, und von dem das Muster nach Berlin und nach Altenburg ging. An Rustan's Schreibtische fand sich unversehends eine Klingelschnur ein, von der Niemand sagen konnte, wo sie hergekommen, ebenso mysteriös kam in dem Arbeitszimmer der Frau von der Recke ein Tabouret zum

Vorscheine, das die Farben des Medem'schen Wappens in einen Blumenkranz vereinigt zeigte. Immer waren die Stickrahmen in Arbeit und immer flog eine Decke darüber, wenn diese oder jene Person in den Saal trat. Endlose kleine Neckereien flatterten hin und her und die Ueberraschten rächten sich ihrerseits durch Ueberraschungen. Auch Gesang, Tanz, Spiel kamen an die Reihe; vor allen wurden die Vorleseabende neu gegründet.

Einen frohen Zuwachs der Gesellschaft machte Ignaz, der von seiner Circe am Comersee entlassen, oder vielmehr ihr entfliehend, hier eintraf. Doch blieb er nur wenige Tage und ging nach Warschau ab, wo der Truppentheil stand, an den er sich anschloß. Die beiden Söhne des Generals wollten ihn sofort begleiten, doch mußten zuvörderst die gehörigen Anstalten getroffen werden, ihre Anstellung bei dem Regimente zu bewerkstelligen, und bis es Ignaz gelungen, dieses in's Werk zu setzen, sollten sie noch bei dem Vater zurückbleiben. Sie ließen es sich auf's Beste gefallen. Der Vater war glücklich, sie noch einstweilen behalten zu dürfen, und die jungen Mädchen des gesellschaftlichen Kreises waren der Ansicht, daß Casimir und Joseph, zwei ihrer besten Schüler seien und daß es zum Besten der Wissenschaft nicht gerathen sei, sie allzufrüh zu entlassen. Leonie und Julie, zwei junge Gräfinnen Wörlitz, die mit einer Tante, einer Stiftsdame von

Gandersheim, zum Besuche waren, hatten sich von Dorotheen die Erlaubniß ausgebeten, einen Lehrstuhl der Phrenologie zu errichten, und fünf andere junge Mädchen wurden zu Hülfslehrerinnen angenommen. Nach einem Lehrbuche der neuen Wissenschaft, das die Herzogin aus Paris mitgebracht, und nach einen paar Schädeln, die man sich vom Todtengräber des Dorfes zu verschaffen gewußt, wurde der Lehrvortrag mit einem komischen Ernste begonnen. Die sieben hübschen Mädchen saßen an ihrem Tische hinter den zwei Todtenköpfen und vor ihnen nahmen die Schüler Platz, unter denen sich regelmäßig Rustan, der alte General, seine Söhne, und von den Damen das Stiftsfräulein, die Frauen aus der Umgebung der Herzogin und der Prinzessinnen, und diese selbst befanden. Dorothee ging ab und zu; wenn schwierige Stellen im Unterricht kamen, so ergriff sie wohl das Buch, und erklärte und deutete wie sie es von Gall selbst gehört hatte. Die Dienerschaft sah mit andächtigen Schrecken und vorsichtig durch die Thüre lauschend, diese auffallenden Versammlungen, und die Köchin versicherte mit großem Ernste in der Küche, es würde jetzt regelmäßig auf dem Schlosse ein Todtengericht gehalten und die Herzogin hätte vom Kaiser von Frankreich das Recht bekommen, alle Leute köpfen zu lassen, die er ihr zuschickte. Es seien auch im Keller besondere Anstalten zum Köpfen gemacht und alle Sonnabend

würde nun geköpft. Es kostete einige Mühe, diese abergläubischen Vorstellungen zu beseitigen, eben so große Anstrengung erforderte es, Einige von diesen Eingeschüchterten zu bewegen, ihre Köpfe betasten zu lassen. Auf wiederholte Aufforderung nahte sich der alte Kastellan, bittend, man möchte ihn erlauben, ehe man seinen Kopf untersuchte, sein Testament machen zu dürfen. Leonie erhob sich bald zur Meisterin; ihr Vortrag war der deutlichste und ihrem tastenden Finger entging kein noch so verstocktes Organ. So hatte sie bei Casimir, was die Zustimmung der ganzen Lehranstalt erhielt, das Organ des Trotzes und des Eigensinnes gefunden, und zwar weil er ein gewisses Albumblatt nicht hatte copiren wollen, und bei Joseph das Organ des Stumpfsinnes weil es vorgekommen, daß er bereits dreimal die Stunde des Abgangs einer Spazierfahrt verschlafen hatte. Dem alten Generalen sagte sie tausend schöne Dinge über seinen Schädel, und schmeichelte sich dadurch in dessen Gunst nicht wenig ein. Rustan erhielt nur einige dürftige und nichtssagende Organe zuertheilt, die zu besitzen weder Freude noch Kummer machten, wie zum Beispiel das Organ für das Studium arithmetischer Zahlenverhältnisse, und den Höhensinn. Die Stiftsdame hatte ein Organ das nicht genannt werden dürfte, ein Umstand der die Dame einigermaßen verlegen und befangen machte, und wodurch

sie sich veranlaßt sah, aus den Lehrstunden künftig wegzubleiben. Die enormen Kenntnisse, die die Professorin und Katheder-Inhaberin entwickelte, bewogen die Versammlung sie hinfort zur Auszeichnung Galline zu nennen. Frau von der Recke war zu sehr Anstandsperson, als daß man sich an sie hätte wagen mögen, auch hatte sie sich sehr verachtend über die ganze Wissenschaft ausgesprochen; auch Hiller hatte dies gethan, aber seine junge, sanfte, freundliche Frau saß mit auf den Bänken der Schüler. Sie erhielt den ersten Preis, nämlich das Organ der Theosophie, wodurch die Stiftsdame mit ihrem unnennbaren Organe doppelt gereizt wurde, denn auf den ersten Preis hatte sie gehofft.

Mit diesen und anderen gesellschaftlichen Scherzen, zugleich mit Musik und Lektüre, auch wirklich wissenschaftlichen Vorträgen, die Hiller übernahm, gingen die bösen Winterabende dahin. Dorothee, so heiter sie nach Außen sich zeigte, so bekümmert und sorgenvoll war sie im Innern. Das gewaltige Unglück der Zeit; die Tausende und Abertausende die dem blutigen Henkerbeile des Krieges verfielen, dieses ewige Morden und Schlachten, das heimlich und laut immer fortging, fielen auf ihre Seele, die nicht kindisch sich erheitern konnte, wie schwere Gewichte, zum Tode pressend, nieder. Sie saß stundenlang in ihrem einsamen Zimmer und ein Zeitungsblatt in der Hand, starrte sie leblosen Blicks vor

sich hin, den endlosen Jammer überdenkend, den ein Mann und sein fesselloser Ehrgeiz über Europa gebracht. Die Gräuel in Spanien, die Blutbäder in Italien, und nun die wilden Vernichtungsschlachten in Rußland, wo ihr Vaterland ebenfalls seufzend litt, Alles trat lebendig vor ihre Sinne und das fein und großfühlende Herz dieser edelen Frau schlug bange Schläge des namenlosen Leides. Napoleon war von dem Ideal der Heldengröße, das er ihr früher gewesen, zu einem Gegenstande fast des Abscheus hinabgesunken. Sie konnte sich's nicht verbergen, der Mann handelte nicht mehr nach den Gesetzen der Größe, er handelte als ein von blutbeflecktem Ehrgeize getriebener, selbstsüchtiger Despot. Wer es weiß, was es kostet, für einen mächtigen, der Größe und dem Segen zugewendeten Geist, aufgeben zu müssen, was er bewundert — fallen lassen zu müssen, was er lieb gehabt, der kann die Schmerzen der armen Dorothee ermessen. Der Altarschrein ihrer Menschlichkeits-Ideale war ohne Bild. Mit desto größerer Innigkeit erfaßte sie nun das ewige Ideal: Gott! Gott in seiner Führung der Menschheit zu sich. Napoleon war gefallen: er hatte keine Mission mehr; es mußte ein Anderer kommen, der das Werk fortsetzte. Aber wann kam dieser Andere? Mußte nicht die Menschheit durch lange, lange düstere und eintönige, farblose Prüfungsjahre schleichen, ehe wieder der blitzende, thatenleuchtende Heros,

wie er jetzt dagewesen, aufstand? Doch, setzte sie ihren Gedanken hinzu, ich will nicht undankbar sein; ich habe eine schöne Zeit durchlebt, ich habe gehofft und bewundert und Gott angebetet in einer Menschengröße. Viele, ach Viele gehen in einer dumpfen, kleinen Zeit, dumpf und klein dahin.

Dies waren Dorotheens Neujahrsgedanken, als das Jahr 1813 dem bewegten, und vom Kriegsgetümmel erschütterten Europa aufstieg.

Sie ließ in der Neujahrsnacht ihre Hausgenossen, ihre Dienerschaft zusammen treten und sprach zu Allen Worte des Trostes und der Erhebung. Ein herrlicher Choral schloß den Vortrag. Dann wurden Geschenke ausgetheilt, und der Rest des Abends fröhlich zugebracht. Mit einigen ihrer Freunde sprach sie noch besonders einige Worte, und bat sie deshalb, zu sich in ihr Kabinet zu kommen. Hiller verweilte am längsten bei ihr, er hatte ihr, sie ihm am meisten zu sagen. Mit dem jungen Manne war eine völlige Veränderung vor sich gegangen. Er war ein ernster Frommer geworden. Jeder Anflug von Frivolität, jede leichtsinnige Lebensdeutung war von ihm gewichen; er bat jetzt Dorotheen, ihn, wenn sie ihn für würdig hielte, mitwirken zu lassen bei ihrer Schule und Anstalt in Paris. Seine Frau sollte ihn dann dorthin begleiten. Er hatte während eines Jahres eifrig das Französische

studirt, und hoffte auch in dieser Beziehung seinen Platz ausfüllen zu können.

Dorothee sah ihn heiter lächelnd und mild vertrauend in die fest auf sie gerichteten Augen. „Also das hat die Liebe gethan, Hiller?“ fragte sie.

„Ja,“ sagte er fest; „Wem der Himmel gut ist, dem sendet er ein edeles Weib auf seinen Lebensweg. Meine kleine Lucie hat nun vollendet, was eine Herrliche begonnen.“

„Nein, Hiller, Sie selbst; Niemand Anderes hat Sie dahin geführt, wo Sie jetzt stehen,“ sprach Dorothee ernst. „Glauben Sie mir, Freund, wir Frauen können auf Männer nur so weit wirken, als sie uns Platz einräumen. Es ist immer ein Glück, kein Verdienst, wenn wir Gutes hervorbringen. Ja, Sie sollen zu meinem guten Trautmann gehen und von seinen müden Schultern die Last nehmen, die ihn niederdrückt.“

Casimir und Joseph kamen, um Abschied zu nehmen. Der General führte sie Beide herein. „Hier kommen meine Knaben,“ sagte er, „um hübsch Lebewohl und Dank zu sagen, für das Gute das sie genossen, und der alte Papa erscheint zugleich, um sich von seinem Chef zu beurlauben.“

„Wie General, Sie wollen mich verlassen?“ fragte Dorothee erstaunt.

„Soll denn der alte Invalide Nichts mehr thun?“ entgegnete gutmüthig zürnend der Gefragte. „Ich

will nach meinem kleinen Erbe sehen, das man mir wieder frei gegeben hat, und zugleich will ich diese Beiden selbst an den Ort ihrer Bestimmung bringen."

„Dagegen ist freilich nichts zu sagen," bemerkte Dorothee und begrüßte herzlich zum Abschied den Vater und die Söhne. Auch das Stiftsfräulein mit ihren munteren zwei Nichten reiste ab. Man sah es Leonien und Joseph an, daß die Phrenologie hier Unheil gestiftet und daß es Beiden gelungen war, Einer bei dem Andern das Organ der Zärtlichkeit zu entdecken.

Das nunmehr ziemlich einsam gewordene Haus, denn auch die Töchter Dorotheens waren abgereist, wurde fast allein von den beiden Schwestern bewohnt. Frau von der Recke beredete Dorotheen, nach Karlsbad zu gehen, und diese entschloß sich, von dort, wenn es die Zeitbegebenheiten irgend erlaubten, nach Paris zu reisen.

Das zurückkehrende Heer aus Rußland überschwemmte Deutschland. In ganzen Zügen kamen Elende, Verwundete, Verkümmerte, Entstellte. Dorothee hatte ein Hospital errichten lassen, und nahm von den Unglücklichen auf, so viel sie aufnehmen konnte. Eines Tages brachte man, da die Räume des Krankenhauses überfüllt waren, zwei Verwundete zu Wagen auf das Schloß. Der Arzt des Städtchens war herbeigerufen worden, man stritt

hin und her wohin man die Beiden hinschaffen solle, denn auch in dem Wohnhause war kein Platz übrig. Dorothee kam an den Wagen und ein Blick auf die Kranken überzeugte sie, daß es jene zwei Landsleute waren, welche sich an dem Abend in Karlsbad über sie so ungebührlich geäußert. Sie gab sogleich Befehl, daß für sie Raum geschafft werden müsse. Die Verwundeten wurden in eines der Gastzimmer gebracht. Es war natürlich, daß sie sich, als sie so weit hergestellt waren, daß sie weiter reisen konnten, erkundigten, wer sie aufgenommen und verpflegt, und als sie es erfuhren, war der Schmerz ihrer Wunden nicht so brennend, als das peinigende Bewußtsein, von Der Wohlthaten empfangen zu haben, die sie im frechen Uebermuthe so beleidigt. Sie suchten noch bei Dorotheen vorzukommen, doch man bedeutete sie, daß die Herzogin nicht wohl sei und Niemanden empfange. So zogen sie fort. Dorothee versah sie, da sie völlig ausgeplündert waren, mit Kleidungsstücken und Geld.

Die Schwestern reisten nach Karlsbad.

Einsamkeit.

Die Aussichten auf den Frieden, die nach der Niederlage Napoleon's auftauchten, schwanden immer mehr. Deutschland's große Heldenzeit begann. Ein Sturm brauste durch alle Länder germanischer Zunge. Zuerst war es Preußen, das das Signal zum Kampfe gab. Während Napoleon aus Frankreich gefesselt seine Krieger herbeischleppen ließ, drängten sich die deutschen Männer, Jünglinge und Knaben zu den Fahnen. In allen Ländern lärmte und fluthete es. Dorothee, die edle Tochter deutschen Stammes sah sich freudig um in diesem Strome der Begeisterung, und ihre Seele, bisher bis zum Tode gebeugt, erhielt neue Schwingen. Der erste Repräsentant deutschen Heldenthums, der Jüngling und Sänger, Theodor Körner, verwundet in der Schlacht bei Lützen lag krank in ihrem Hause zu Karlsbad.

Er war ihr Pathe und sie hatte daher doppelt die Verpflichtung sich seiner anzunehmen, was sie dann auch that. Karlsbad war durch die Gegenwart der beiden Großfürstinnen, Catharina und Maria, zu geräuschvoll; Dorothee wünschte vor Allem Ruhe, und so begab sie sich nach Heidelberg, während Frau von der Recke nach Berlin ging. Sie schrieb ihrem treuen Rustan, er möge ihr an die Ufer des Neckar folgen, und er kam, und beide führten, gänzlich abgeschlossen von der Welt in seliger Stille, eine beglückende Existenz. In Löbichau hätte sie es nicht vermeiden können, fortwährend Besuche anzunehmen, von den vielen durch den Krieg herumgetriebenen Bekannten, die alle gerne einen Zufluchtsort wie diesen sich auserwählt hätten, wo weder Dienerschaft noch Umgebung Zwang auflegten, denn es lag in Dorotheens Charakter, wenn sie sich unter Menschen zeigte, diese mochten ihr noch so bekannt oder in Dienstverhältnissen zu ihr stehen, stets eine heitere Miene anzunehmen und durch Nichts den Kummer oder den Verdruß zu verrathen, der in ihrem Innern Platz genommen. Schon in ihrem väterlichen Hause war Das so Sitte gewesen. Der Graf hatte seine Kinder erzogen nach dem Grundsatze, daß es Keinem, er sei noch so hoch gestellt, erlaubt sei, seiner Umgebung empfinden zu lassen, was Einem an Widerwärtigkeiten oder an Unpäßlichkeit zugestoßen sei; noch weniger

war es erlaubt, böse Stimmungen oder Launen zu zeigen. Die natürliche Gutmüthigkeit bei Dorotheen kam hinzu, ihr diese Vorschriften doppelt anzuempfehlen. Sie wünschte Freude und Glück überallhin zu verbreiten, und Alles, was dieser Absicht widerstrebte, vermied sie schon deshalb, weil es ihrem eigenen Wohlbehagen hinderlich war. Sie konnte sich keine glückliche Existenz denken im Verein mit Kummer, Schmerz oder auch nur Unmuth der Umgebung. Hierdurch aber wurde mancher Zwang nothwendig. Es gab Stunden, wo die leidende Frau gerne sich abgeschlossen hätte, nur um den Fragen zu entgehen, die man an sie richtete, wegen ihres nicht ganz wie gewöhnlich heiteren Wesens. Erklären konnte und wollte sie Niemand em, was sie empfand, die wenigen treuen Freunde verstanden sie, ohne zu fragen, und der gewöhnliche Mensch, der mit seiner Theilnahme ohne feineres Taktgefühl immer unangenehm berührt, nie tröstlich erheitert, war selbst nicht mit einer umständlichen Erklärung, die er nicht verstand, zufrieden gestellt. Es war ihr also höchst willkommen, in den schattenreichen Thälern von Heidelberg, auf den waldigen Höhen und in den Blüthengärten der Bergstraße, im vollsten Sinne allein, oder am Arm ihres alten treuen Begleiters, vor dem sie sich keinen Zwang anlegte, umherzuwandeln.

Hier kam so Manches zur Sprache über das

vergangene Leben, und die befreundeten Seelen tauschten Schätze der Erinnerung, Glaubensansichten, Urtheile des Verstandes und Ansichten über Kunst und Geschmack gegen einander aus. Man mußte Dorotheen hier hören, wo sie aus ihrem Innern herausſprach, wo sie nicht genöthigt war, Aeußerlichkeiten der großen Welt zu spenden. Auf einer einsamen Bank, oben auf der waldigen Höhe des Wolfsbrunnens sitzend, in tiefster Stille, nur umrauscht von den Baumgipfeln, ließ ein edles, geprüftes Herz seiner Sprache freien Lauf, hier vergoß Dorothee Thränen in dem stillen Bekenntnisse, daß sie nicht so gelebt, wie sie hätte leben sollen, daß die Ausübung der Tugend ihr oft schwerer gefallen, als es hätte sein müssen, daß sie ihren Pflichten oft nur mit Murren nachgekommen. Sie klagte sich an, Gott nicht so über Alles geliebt zu haben, wie sie es hätte thun sollen und wie ihr Herz sie so oft dazu angetrieben im Gefühle der gütigen und väterlichen Führung, die er ihr hatte zu Theil werden lassen. Dann rief sie den Schatten ihres Gemahls an, ihr zu verzeihen, wenn sie oft in Momenten des Unmuths und der Kälte sich von ihm gewendet. Sie klagte sich an, einen zu heftigen weltlichen Schmerz empfunden zu haben bei dem Tode ihres Sohnes, und in jener unglücklichen Zeit, wo so Herbes und Schmerzliches auf sie eindrang, nicht genug Vertrauen in die Güte und

Weisheit des Lenkers ihres Geschicks gezeigt zu haben. Da saß nun die arme Frau und weinte. Es war nicht die Herzogin, es war nicht die vornehme Dame der Welt, die Könige und Fürsten zu ihren Füßen gesehen, es war die einfache stille Frau, die ihr Leben übersann und es voll Fehler und Irrthümer fand, die ihr das Herz schwer machten. Rustan hütete sich wohl, solche Augenblicke durch Trostsprüche und Gegenbemerkungen zu unterbrechen und zu entweihen; sein eigenes empfindendes Herz sagte ihm, daß man eine solche sich selbst anklagende Seele ausweinen lassen müsse, und daß der beste Freundestrost sei, zu hören, zu empfinden und zu — schweigen.

Es rauschte in den Gipfeln der alten Bäume, tief unten aus dem Thale flammte das Abendroth empor; es gingen stille Geister durch die Höhen und wehten Kühlung zwei armen Erdenpilgern zu.

Jedesmal nach einer solchen Weihestunde der Seele kam Dorothee gestärkter und ermuthigter in ihre Wohnung zurück. Hier empfing sie kein Hofgepränge. Ein Zimmer mit einer schönen Aussicht auf den Neckar, gefüllt mit dem Nothwendigsten, geziert mit einigen mitgenommenen Bildern und Büchern, auf dem Schreibtische aufgestellt, machte die ganze Ausstattung aus. Auf dem Gange, nach der Zimmerreihe links, hatte Rustan seine Residenz aufgeschlagen, und schon die frühe Morgen-

stunde oft führte ihn zu der Freundin, die in einem einfachen Morgenkleide ihm entgegenkam. Es wurde ein Buch mitgenommen und das Paar wanderte nach dem nahegelegenen Dorfe Handschuhheim um sich dort in einem der Bosquets und Lauben niederzulassen. Auch größere Parthien nach Neckarsteinach wurden unternommen, und auf einer dieser Streifereien entdeckte die Herzogin eine schöne Sammlung gemalter Fensterscheiben, die man aus den alten Kirchen und Kapellen genommen, und hier zum Verkaufe ausbot. Dorothee kaufte von diesen Schätzen, und war so glücklich einige recht schöne Tafeln zu erstehen. Verwundert fragte ihr Begleiter, „wozu sie diese zu gebrauchen denke." „Das werden Sie schon erfahren," erwiderte sie mit einem geheimnißvollen Lächeln. Die Glastafeln wurden verpackt und nach Löbichau geschickt.

Bei der Gelegenheit, daß über diese Malereien gesprochen und gehandelt wurde, lernte Dorothee und ihr Freund einen jungen Mann kennen, der die Bilder fleißig studirte, sie in einzelne Gruppen sonderte und beschrieb, auch sogar besang; denn in seiner Mappe, die er stets bei sich führte, lag ein kleines Bündel solcher Gedichte, das fast an jedem Tage um ein neues vermehrt wurde. Dieses Treiben fiel den Reisenden auf und sie ließen sich mit diesem Poeten, der eine auffällige Kleidung trugt in Gespräche ein. Es war ein Jüngling von höch-

stens achtzehn Jahren, mit einem schönen, frischen, ausdrucksvollen Jugendkopfe, den langes goldgelbes herabwallendes Haar schmückte. Ein kleiner Bart umzog die vollen Lippen, der Hals und ein Theil der Brust waren frei. Ein kurzer schwarzer Sammetrock und eine eng anliegende Hose, mit ebensolchen Stiefeln bildeten die Kleidung, die an die Pagentracht im Mittelalter erinnerte. Dorothee hatte eine so sonderbare Erscheinung, die so völlig von dem abwich, was bis jetzt bei jungen Männern Mode gewesen, noch nicht gesehen, und sie glaubte anfangs einen Seiltänzer oder Kunstreiter vor sich zu haben. Als sie dies merken ließ, nahm es der junge Mann gewaltig übel, und er, der sonst stets höflich, wenn auch zurückhaltend gewesen war, sagte jetzt in einem trotzigen Tone, wobei sein ganzes Gesicht von einer dunkeln Röthe übergossen war: „Man sieht, Dame, daß Sie noch aus der alten verdorbenen Zeit herstammen, und daß Sie keinen Begriff davon haben, was ein deutscher Jüngling ist.“

„Ich bin selbst eine Deutsche,“ sagte Dorothee etwas kleinlaut.

„Wohl nur dem Namen nach,“ erwiderte er in demselben Tone. „Wären Sie es dem Sinne und dem Herzen nach, Sie würden sich schämen, so gesprochen zu haben. O man kennt Das! — Kunstreiter — Harlekin! Ja, so nennt das alte verrottete

Geschlecht, das lang genug auf seinen faulen Adelsbänken gesessen hat und keine Ader im Leibe klopfen fühlt für das Volk und die Nation, der es angehört, so nennt es die Jünglinge und Männer der Jetztzeit. Es ist eine Schmach und Schande! Tuiskon's Volk erröthe Du! Schäme Dich entartetes Geschlecht Deiner Vorfahren. Es soll ein neuer gehörnter Siegfried kommen, Dich mit seiner Keule zu erschlagen."

Dorothee und Rustan standen erstaunt und verstummt bei diesen Zornausbrüchen, sie waren sich durchaus keiner Absicht zu kränken oder zu verspotten bewußt. Nach langem Zusprechen und Ueberreden glaubte ihnen endlich der junge Deutsche und kehrte zu den alten Formen der Höflichkeit zurück, und man fing an, wieder über Glasfenster zu sprechen. Hier entwickelte der Poet oder der Maler, man wußte nicht eigentlich, was er war, ungemeine Kenntnisse im Bereiche deutscher Alterthümer. Er beschrieb den alten Krönungssaal zu Speier, als wenn er selbst zur Zeit darin gewesen wäre, und Dorothee hörte hier zum ersten Male von einem Gedichte, das den Namen Theuerdank führte, und über dessen Schönheiten der junge Mann ganz außer sich gerieth.

Dorothee forderte den Jüngling auf, sie zu besuchen; dieser wandte sich mit der Frage an ihren Begleiter: „Wo wohnt die Burgfrau?" Es wurde

ihm das Haus genannt und er trat jetzt zu der Dame, indem er eine zierliche Verbeugung machte und dabei sein Baret, das mit einer langen weißen Feder geschmückt war, schwengte. „Vergieb, Du Hohe! wenn ich in minniglicher Form und Anrede bisher verstoßen, ich habe nicht an den Höfen gelebt, und obgleich edelen Sinnes und urkräftigen Wesens, auch nicht unedeler Geburt, hab' ich es doch bisher vorgezogen, statt mich in die Händel der Welt zu mischen, deutscher urkräftiger Weisheit Spuren nachzugehen, daß einst durch mich von Deutscher Art, Sinn und Geschicklichkeit in Bild und Wort den Enkeln Hermann's kund werde. Also minnigliche Frau, vergieb und gieb Urfried!"

Obgleich Dorothee nur die Hälfte dieser Rede verstand, so entnahm sie doch so viel, um zu merken, daß es darauf abgesehen war, ihr etwas Angenehmes zu sagen. Sie dankte höflich und der junge Mann fragte, ob er sie zu ihrem Zelter hinführen dürfe, denn er nehme an, daß eine so edle hohe Frauengestalt nicht anders als zu Roß angelangt sein könne. Als er hörte, daß die Reisende zu Fuße das Thal hinabgewandert sei, bat er sich aus, sie zur Stadt zurück begleiten zu dürfen

Je näher man mit dem jungen Achim von Burg, dies war der Name des Jünglings, bekannt wurde, desto mehr schwand seine etwas abenteuerliche Außenseite, und es trat eine begeisterte, poetische Natur

hervor, die für alles Schöne und Große in der vaterländischen Geschichte und Kunst mit ungewöhnlichem Jugendfeuer glühte. Er machte seine neuen Gönner mit einem Stücke seiner Biographie bekannt, aus dem hervorging, daß er von seinen Eltern bestimmt sei, die Rechte zu studiren, daß aber dieses „unschöne Gebahren" und diese „Federfuchserei" ihn früher angewidert und daß er, aus Leipzig entflohen, sich hier in Heidelberg niedergelassen, wo er bei einem edlen Sangesmeister sich der Kunst und der Kunstforschung ergeben, und daß er jetzt beschäftigt sei, aus dem Codex der Minnelieder einige treffliche Proben in's Hochdeutsche zu übersetzen, wozu ihm jene Legenden und Bilder, die er auf den alten Glasfenstern gefunden, herrliche Erläuterungen und Zusätze lieferten. „Ach, unser Vaterland ist so schön!" rief er und richtete dabei seine lichtstrahlenden blauen Augen mit einer solchen schönen Innigkeit gen Himmel, daß sein ganzes Wesen wie verklärt erschien, „nicht zu begreifen ist, daß wir es so lange unter elendem Prunke fremder Zunge und Sitte haben schmachten lassen. Jetzt, da das Volk die Fesseln der Tyrannei gebrochen, jetzt erst erstaunen wir über die Schätze, die wir besitzen."

Bei der Zeiteintheilung, die Dorothee und der Genosse ihrer Einsamkeit getroffen, war kein Raum da, Besuche zu empfangen oder zu geben. Der Vor-

mittag wurde von Beiden mit Schreiben zugebracht, mit Aufzeichnung der Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben. Dorothee hatte zwar immer Notizen in ihr Tagebuch aufgenommen, doch es hatte ihr an Muße gefehlt, aus diesen Einzelheiten ein Ganzes zu machen. Dies geschah jetzt mit einzelnen Abschnitten ihres Lebens. Rustan hatte in Absicht, eine Geschichte der unglücklichsten Epoche Polen's, seiner Theilung und seines endlichen Sturzes zu schreiben, und zu diesem Zwecke hatte er bedeutende Materialien gesammelt. Wenn die Mittagsstunde vorüber war und der abendliche Spaziergang sein Recht forderte, gingen Beide irgend einen schönen Platz, den sie noch nicht besucht, erforschend und dort las Rustan Dorotheen das angefangene Werk vor und sie, ihm mit Interesse zuhörend, knüpfte an das Gehörte bald diese, bald jene Betrachtung, die zum nähern Verständniß der Thatsachen führte und die der weit ältere Freund mit Dankbarkeit annahm. Fremde, die von der Anwesenheit der Herzogin gehört hatten, mußten sich gefallen lassen, abgewiesen zu werden, denn sie nahm, ohne alle Ausnahme, Niemanden an. Nach dem nahen Hechingen fuhr sie ein paar Mal, um ihre Tochter zu sehen, weiter hinaus brachte sie jedoch keine Bitte und keine Aufforderung. Der stille Frieden ihres Neckarthales sollte durch Nichts gestört werden. Wenn sie zur Burgruine hinaufging, durfte der junge Achim sie begleiten und

er benutzte die Zeit, ihr die schönen alten Denkmale zu erklären und durch Gedicht und Sage zu beleben.

Eines Tages traf die kleine Gesellschaft auf zwei junge Männer, die in der Burgruine umhergingen, und von denen der Eine mit wohlklingender Stimme die Stanzen eines Gedichts recitirte, das die Liebesabenteuer eines Helden aus der Tafelrunde zum Gegenstande hatte. Anfangs hielt Dorothee das Gedicht für Ariost's Meisterwerk, aber Achim belehrte sie, es sei ein altdeutsches Epos „Tristan und Isolde", und der Declamirende sei ein junger Dichterheros, Ludwig Tieck; der andere sein Freund und Genosse August Wilhelm Schlegel. Von dem Letztern hatte Dorothee gehört, als sie die Frau von Staël in Genf besucht hatte. Man hatte ihr gesagt, daß die neue Dichterschule in diesen beiden Männern ihre Häupter verehre. Frau von Staël hatte begeisternd von der Wirksamkeit dieser Schöpfer eines neuen Geschmacks gesprochen und vor Allem hatte sie hervorgehoben, daß durch sie Deutschland die erhabenen Muster der Britten und der alten Spanier und Portugiesen kenne lerne. Diese Bestrebungen lagen jedoch Dorotheen zu fern. Sie hatte mit einiger Neugier eine Sammlung altdeutscher Gedichte angeblickt, allein Nichts darin gefunden, was sie irgend angezogen hätte. Sie war das Kind einer anderen Zeit, was den poetischen Ge-

schmack betraf. Auch fand sie, daß es thöricht sei, das Gute und Treffliche einer Nation zu verachten und bei Seite zu schieben, lediglich aus dem Grunde, weil man in der Politik mit ihr Krieg führte. Die Franzosen, die Italiener hatten längst eine Literatur, als Deutschland nur die Anfänge zu einer solchen vorweisen konnte, weshalb nun diese edlen Schöpfungen verdammen, um deutsche schwache Versuche auf den Thron zu stellen? Das Nibelungen-Lied, soviel sie davon kannte, widerte sie an, und sie fand in dem Faust- und Zungenkampfe der beiden Königinnen Nichts — weder Großes noch Schönes. Die Verachtung Wieland's, ja sogar die Schmähung Schiller's, die hier und da um sich griff, schien ihr im höchsten Grade ungerecht, und sie konnte darin dem jugendlichen Uebermuthe und den Kritikern der neuen Schule unmöglich Recht geben. Ihre Lieblinge blieben Jean Paul, Schiller, Wieland, Herder, und aus früherer Zeit Thümmel, der ihr am bemerkbarsten der Grazie und der Leichtigkeit der Franzosen nahe kam.

Schlegel hatte die einsam sitzende Dame im Schatten der Kastanienbäume erkannt, und brannte vor Verlangen, ihr vorgestellt zu werden. Die Herzogin von Kurland war eine zu berühmte und zu auffallende Erscheinung, als daß, wer sie einmal sah, sie leicht wieder hätte vergessen können. Schlegel war mit der Herzogin, obwohl nur flüchtig, in

einer großen Abendgesellschaft in Berlin zusammengetroffen, jetzt zeigte sich die Gelegenheit für den eitlen jungen Dichter und Sprachkenner, ihr näher zu treten. Durch Rustan ihr vorgestellt, brachte er auch seinen Freund Tieck herbei, um, wie er sagte, den Dichter der Genovefa der Vertheilerin der Ruhmespreise zu empfehlen. Achim stand von ferne und sah mit andächtig gefalteten Händen dieser Präsentation zu, denn es war sein Sangesmeister, der eben vorgestellt wurde. Man konnte nicht leugnen, daß beide junge Männer etwas sehr Einnehmendes hatten, der Eine durch seine Schönheit, der Andere durch seine weltgewandten Manieren. Es hielt sie derselbe Zweck hier in Heidelberg wie den jungen Achim, sie sammelten Handschriften und Lieder. Schlegel wollte die Herzogin auch noch mit anderen Gelehrten und bedeutenden Männern bekannt machen, die sich damals in Heidelberg aufhielten, allein Dorothee lehnte es ab. Sie wollte ihren Entschluß in seiner ganzen Ausdehnung behaupten, nämlich Einsamkeit zu finden — und in dieser Ruhe, Nachdenken, Betrachtung. Sie setzte demnach ihre Spaziergänge mit Rustan fort und wies beharrlich alle Annäherungen von Außen ab. Die Bank oben am Wolfsbrunnen, in der stillen, einsamen Höhe, wo die Geister der großen vergangenen Zeiten gleichsam hörbar und verständlich in den Zweigen und Gipfeln der uralten Linden und Buchen rauschten, war ihr

Lieblingssitz. Hier in dem klösterlichen Frieden der Natur sammelte sie ihren Geist und warf beschauliche Blicke zurück über ihr Leben. Talleyrand's Worte hatten sie öfters auf die alten Italiener hingewiesen, die über Staatskunst geschrieben, namentlich auf Machiavell, und Rustan, der in seiner Jugend ähnliche Studien getrieben, war gern erbötig, mit seiner Freundin die hauptsächlichsten Lehren eines Machiavell, und unter den Franzosen eines Montaigne und Montesquieu durchzugehen. Diese ernste Lektüre paßte sich der ernsten Stimmung Dorotheens vortrefflich an. Sie, die die Welt kannte, die da wußte, wie die ewigen Gesetze des Rechts und der Wahrheit gemodelt wurden nach dem jedesmaligen Bedürfnisse der Machthaber, auf sie machten die verschiedenen Systeme der Staatskünstler aller Zeiten, von der scharfen, bittern, höhnenden Doktrin des „Buches über den Fürsten" bis zu der idillischen Unschuldswelt eines „contrât social," eine anziehende Galerie der Portraits der Erzieher des Menschengeschlechts. Sie hatte den Anhänger Rousseau's, den unglücklichen Stanislaus August, sie hatte den Anhänger Machiavell's, den klugen, siegreichen Talleyrand vor ihren Augen wirken und handeln gesehen und, mit ihnen befreundet, bei Beiden die Rolle der Vertrauten gespielt, endlich hatte sie den glücklichen Soldaten gesehen, der, alle Systeme über den Haufen werfend, sein Schwert zum

Scepter machte; jetzt zog sie eine Parallele zwischen den Büchern und den Menschen. Die gepriesene Lehre des contrât social hatte einen untauglichen Fürsten, die verrufene und verschrieene Lehre des „Buches über den Fürsten" einen bewunderten, in allen seinen Unternehmungen siegreichen Staatsmann geschaffen, die Willkür und das Glück einen rohen Krieger zum Beherrscher der Welt. Welche Aufforderung für den echten Menschenkenner und Philosophen, hier das vermittelnde und ausgleichende Prinzip herauszufinden!

Dorothee schrieb einige ihrer Gedanken über Politik und Staatskunst, über die Rechte der Fürsten und der Völker nieder, und konnte nicht ahnen, daß wenige Monate darauf über dieselben Dinge inmitten eines ganzen Volkes sollte berathen werden, daß bei der Zurückkunft der Bourbonen die Charte ein Produkt dieser und ähnlicher Betrachtungen wurde.

Die glückliche Zeit in Heidelberg neigte sich ihrem Ende zu. Es trafen Briefe von Talleyrand ein, die die Herzogin dringend aufforderten, nach Paris zu kommen. Sie sagte ihrem geliebten Neckarthale Lebewohl und reiste ab.

Letzte Reise nach der Heimath.

Noch einmal sollten die Wogen der Welt sie überfluthen; noch einmal sollte die müde Frau hingedrängt werden auf die geräuschvolle und tumultuarische Bühne der Weltbegebenheiten. Talleyrand erndtete jetzt die Früchte seiner langjährigen Bemühungen. Er hatte vorausgesehen, daß Dorotheens Wohlwollen und Freundschaft ihm einst nützlich sein würde, und siehe da! jetzt, da nach der verlorenen Schlacht von Leipzig die Alliirten vor den Thoren von Paris erschienen, konnte Niemand besser und hülfreicher ihm zur Seite stehen, als die Freundin Alexander's und die geachtete Vertraute Friedrich Wilhelm's III. Er hatte seinen Neffen verheirathet, weil ihm ahnete, daß ein solcher Moment kommen könne, — und dieser Moment war da!

Er war der Erste, der Napoleon aufgab und zu der legitimen Monarchie Ludwig's XVIII. zurückkehrte. Das Stichwort aller seiner Reden war jetzt das Wort „Legitimität", sowie es einst „Republik" und darauf „Kaiserreich" gewesen war. Der gewandte Mann kehrte als Höfling Ludwig's XVIII. auf das Parquet der Höfe zurück, und während Frankreich gleichsam ohne Herrn war, breitete er mit gewaltigem Geräusche die Blätter seines Ministerportefeuils aus und machte den verbündeten Mächten die Honneurs von Paris. Ueberall zeigte er sich als der Unentbehrliche, der Unvermeidliche.

Die glänzenden Feste, die Talleyrand bei Gegenwart der Alliirten gab, machte Dorothee nicht mit; sie konnte das Gewühl der Welt nicht mehr vertragen, auch war ihr Herz von Neuem kummervoll berührt worden. In der Schlacht zu Leipzig war mit seinem Freunde und Beschützer, neben dem Fürsten Joseph Poniatowsky, der in den Fluthen der Elster ertrank, auch Ignaz Lubicki gefallen. Die Kunde von seinem Tode erreichte erst spät Dorotheen, als sie bereits Heidelberg längst verlassen hatte. Wenige Stunden vor seinem Ende hatte er ahnungsvoll ein kleines Blatt an sie geschrieben, in welchem er ihr seine Schwester empfahl, die jetzt völlig ohne Schutz in Paris lebte. Dorothee ehrte dieses Vermächtniß und behandelte die Verlassene wie ihre eigene Tochter, stattete sie mit einer kleinen

Pension aus und ließ sie zurück nach Warschau reisen.

Dorothee hatte an den Kaiser Alexander geschrieben und sich eine Schutzwache ausgebeten, diese erhielt sie sofort. Bevor noch der Kaiser selbst kam, erschien der Großfürst Konstantin, um Dorotheen den Gruß seines Bruders zu bringen und die Anmeldung seines baldigen Besuches. Alexander kam, aber er war nicht mehr der heitere, lebensfrohe und glückliche Mann, wie früher; obgleich als Sieger in die Hauptstadt seines Feindes einziehend, drückte ein Gefühl der Beklemmung und Verstimmung seine Seele. Er war zerstreut und wenig empfänglich für die Ehrenbezeugungen, die man ihm bereitete und das ihm zujauchzende Paris ließ ihn ziemlich kalt. Die Huldigungen der Pariserinnen, die zugleich dem schönen Manne wie dem allmächtigen Sieger galten, machten keinen Eindruck auf seinen, für dergleichen Erfolge sonst so empfänglichen Sinn; er war ernst, selten mittheilend, niemals heiter. Seine Vertrauten forschten vergeblich nach dem Grunde dieser unerklärlichen Wandelung und sie glaubten ihn darin zu finden, daß der Kaiser einen geliebten Gegenstand in Petersburg zurückgelassen habe. Dorothee sah schärfer, sie gewahrte, daß der tiefe, schmerzliche Ueberdruß an dem Leben und seinen Erscheinungen ihn erfaßt habe — eine Krankheit, an der Paul bereits zu Grunde gegangen war, noch bevor ihn die

eherne Faust seines Geschicks erfaßt hatte. In die feiner und zarter organisirte Seele des Sohnes schnitt das Messer der Melancholie tiefer ein, als in die härtere Natur des Vaters, die ihr dennoch auch unterliegen mußte. Mit einer Regung, wie sie nur das Herz einflößt, begrüßte Alexander seine Vertraute und in der kurzen Stunde, die er mit ihr in ungestörter Ruhe durchlebte, erstanden die Geister seiner früheren guten Tage neu, und mit der Kraft und der Herzlichkeit des Jünglings gab er sich theueren Erinnerungen hin. Er erfaßte Dorotheens Hand und, sie an sich ziehend, sagte er mit bewegter Stimme: „Wir Beide haben gehofft, wir Beide vertraut, bewundert, und Beide sind wir getäuscht worden; doch darum soll der Glaube nicht aus unserer Brust weichen."

Dorothee verstand, auf wen diese Worte gingen, und schwieg.

Eine düstere Wolke überflog die Stirne Alexander's, indem er halb vor sich hinsprach: „Was sind die Hoffnungen und Wünsche des Lebens! Was seine Größe und was sein Werth! — Staub, Schatten, Täuschung! — Eine Krone tragen heißt, frühe alt werden." Als er den besorgten und kummervollen Blick, den die Freundin auf ihn richtete, sah, änderte er schnell den Ton und die Stimmung seiner Worte, und mit heiterer Miene fragte er nach dem Schicksale der Prinzessin Perigord, deren Ver-

mählung halb auf seinen Antrieb war geschlossen worden. Er erbat sich die Erlaubniß, die junge Frau bei der Mutter sehen zu dürfen. Ehe er ging, mußte ihm Dorothee versprechen, ihn, wenn sie zur Regelung ihrer Angelegenheiten, die dessen von neuem bedurften, nach Kurland ging, in Petersburg zu besuchen.

Eine kurze Zeit nach diesem Besuche kam der König Friedrich Wilhelm III. Hier war eine Frau der Gegenstand des Gespräches und Dorothee mußte trösten. Der König sprach unausgesetzt von seiner dahingeschiedenen Louise und erinnerte die Herzogin an die Stunden, wo sie Zeuge gewesen, wie dieser Engel von einem Weibe ihn geliebt und wie er sie geliebt. Die treuherzige, einfache, ehrenhafte Natur des Mannes zeigte sich bei diesen schmerzlichen Erinnerungen von ihrer liebenswürdigen Seite, nur fehlte der poetische Zauber, der in der Melancholie und in der Träumerei Alexander's sich aussprach. Man konnte annehmen, daß die Seele des Einen mit Idealen angefüllt war, wo die des Anderen nur mit wirklichen Personen und Dingen. Die kummervollen Jahre, die er überstanden, hatten Friedrich Wilhelm noch einsylbiger, zurückhaltender und schweigsamer gemacht, als er bisher gewesen, und die große Stadt, die lebhaften Pariserinnen, ihre koketten Zudringlichkeiten und Neckereien machten den ernsthaften Mann und treuen Wittwer befangen und be-

wirkten, daß er sich so selten wie möglich zeigte. Desto mehr machten sich die jungen Preußen seiner Umgebung die Gelegenheit zu Nutze, im Glanze des Sieges auch bei den Frauen die Sieger zu spielen. Mit ihnen wetteiferten die Russen in ihren phantastischen, prachtvollen Uniformen und mit der interessanten Roheit, die die Galanterie wie eine Belustigung in der kirgisischen Steppe betrieb, wobei den Frauen die Geduld und die Ausdauer eines Kosackenpferdes zugemuthet wurde.

Talleyrand war wie Alexander's Schatten ihm stets zur Seite und erschöpfte sich in Schmähungen und Anklagen Napoleon's, bis er gewahrte, daß der Kaiser nicht einstimmte, und daß die edle Natur dieses Fürsten auch in dem gestürzten Feinde noch den einst bewunderten Helden anerkannt wissen wollte. Von einer solchen Anerkennung im Unglücke wußte aber die Seele des klugen Fürsten von Benevent nichts. Nur der Erfolg war es, der bei ihm die Menschen krönte und in Nichts hinabstürzte. Dorothee fand es unbegreiflich, daß Napoleon noch zuletzt seine Garde geopfert, um sich hinter ihrem Rücken in Sicherheit zu flüchten; ihrer Ansicht nach hätte er den Tod suchen sollen. Er hätte dann geendet kühn und heroisch, wie er begonnen.

Sie fühlte, wie lebhaft noch eine Stimme der Bewunderung für den Mann, der einst ihr Vorbild aller Größe gewesen, in ihrer Seele wachte, als sie

nun das Gegenbild dieses Mannes, den corpulenten Ludwig, behaglich, in dem Schutze der Bajonette, in Frankreich's Hauptstadt erscheinen und mit Mühe die Stufen des Thrones hinaufklettern sah. Es that ihr wehe, daß die legitime Fürstengröße auf diese Weise repräsentirt wurde, und der Jubel der Pariser, der diesen Enkel ihres heiligen Ludwig's jetzt eben so lärmend willkommen hieß, als sie es mit dem Helden von Jena und Wagram gethan, widerte sie an, und sie hätte gerne Paris sogleich verlassen, wenn nach Beseitigung des Interesses, das die großen Weltbegebenheiten ihr eingeflößt, die Förderung ihrer kirchlichen und Schulanstalten sie nicht gehalten hätten.

Trautmann hatte auf das Beste gewirkt; Boissord, Göpp und Hiller unterstützten ihn und die kleine Mission hatte ihren Weg gemacht, trotz der Stürme, die um sie her brausten. Das neueste Bedürfniß waren Glocken für die Kirche, und Dorothee, die jetzt wieder in dem vollen Besitze ihrer Einkünfte war, that einen starken Griff in ihren Geldbeutel und die Glocken wurden angeschafft.

Die Regierungsform, die jetzt gewählt wurde, war die repräsentative. Die Kammern wurden geschaffen und die Charte als Reichsgrundgesetz aufgestellt. — Es war dies Etwas ganz Neues und die Welt staunte. Es war ein Zugeständniß, den Völkern gemacht. Dorothee wandte ihre ganze Auf-

merksamkeit nochmals der Politik zu, und ging mit ihren Freunden prüfend diesen neuen Bau in allen seinen Construktionen und Bestandtheilen durch. Talleyrand erklärte und deutete auch hier, wie er ihr die Pläne Napoleon's in Betreff der Weltmonarchie erklärt und gedeutet hatte. Eine Zähigkeit und Geschmeidigkeit wohnte in diesem Geiste, die bewundernswürdig und einzig war. Mit Geschicklichkeit schwang er sich, da das eine Seil unter seinen Füßen wich, auf das andere, und setzte seinen halsbrecherischen Tanz unbehindert fort.

In Paris blieb Dorothee, bis Napoleon aus Elba zurückkehrte; sie flüchtete dann nach Karlsbad, kam jedoch wieder nach Paris zurück, nach der Schlacht von Waterloo und der Abdankung Napoleon's. Sie verfolgte dann mit Aufmerksamkeit die politische Umformung Frankreich's und machte einen kurzen Aufenthalt in Wien, bevor sie in ihr Vaterland die Reise antrat, die ihr die Regelung von Familiengeschäften auferlegte. Wenn dieser gebietende Grund nicht gewesen wäre, sie hätte kaum sich bewogen gefühlt, die weite Reise anzutreten, denn nur allein die eigenen Wünsche des Herzens hätten die alternde Frau, deren nächsten Beziehungen und Bande zum Vaterlande durch die Zeit gelöst waren, nicht zu dieser Anstrengung vermocht. Das Jahr 1817 war bestimmt, die lang vom Hause entfernt Gewesene wieder in die Grenzmarken des

kleinen Kurland zurückzuführen. Sie ging über Berlin, wo sie mit Frau von der Recke zusammentraf und einige Tage verweilte, von der königlichen Familie mit großer Aufmerksamkeit und Güte begrüßt, von den wenigen Freunden aus alter Zeit, denn der Tod hatte hier reichliche Erndte gehalten, mit Enthusiasmus aufgenommen. Unter ihren vertrauten Freundinnen stand die Fürstin Louise Radziwill oben an. Alles beeilte sich, ihr den Hof zu machen. Die berühmte Frau, deren Einflusse man einen großen Theil der Neugestaltungen in Frankreich beimaß, von deren Verhältnisse zum Kaiser Alexander wie zu Talleyrand man eine vielleicht übertriebene Vorstellung hatte, wurde der Gegenstand der Beachtung der Politiker in den weitesten Kreisen. Zugleich erzählte man sich hundert mysteriöse Abenteuer von dieser noch immer schönen Frau. Sie sollte einen Mordversuch auf Talleyrand verhindert und zugleich die Mittel dazu hergegeben haben, den Erzbischof von Paris zu stürzen. Tausend Fäden der Intriguen legte man in ihre Hand, und so mischte man Wahrheit und Erfindung auf eine bizarre Weise. Dann sollte sie zu Geliebten fast alle die Fürsten ihrer Zeit gehabt haben: unter den Staatsmännern Talleyrand, Choiseul, Narbonne; unter den Dichtern und Gelehrten Chateaubriand, Theodor Körner, Alexander von Humbold, den alten blinden Delille; unter den Helden

und Kriegern Kosczinsko, Joseph Poniatowsky, Napoleon — kurz es gab fast keinen berühmten Namen innerhalb eines halben Jahrhunderts, dessen Träger man nicht als in den Banden dieses „kleinen kurländischen Fräuleins“ befangen gewesen oder noch befangen bezeichnete. Frau von der Recke, wenn man ihr von diesen Gerüchten sprach, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Mein Himmel, was müßte meine Schwester für ein Ungeheuer von Galanterie gewesen sein, wenn sie alle diese fast unmöglichen Liebschaften hätte zu Stande bringen sollen!“ — Wo sie sich zeigte, umstellte das Volk ihren Wagen, man miethete eigens Fenster, an denen man wußte, daß sie im Zuge der königlichen Familie vorbei kommen würde. Sie war die Mode und das Gespräch des Tages, und dieselbe Stadt, in die sie einst einzog als junge schöne unberühmte Frau, sah sie jetzt, da ihr der Ruhm keine Freude mehr machte, als eine gefeierte, durch die Posaune verkündete Berühmtheit der Zeit.

Dieser Ruhm erregte in dem Busen einer Frau giftigen Neid, und zwar war diese Frau auch eine Berühmtheit der Zeit, sie war zugleich eine Landsmännin der Herzogin: Frau von Krüdener, die ihren Weg gerade um diese Zeit begann, wo die Herzogin den ihrigen endete. Es konnte kaum Naturen geben, die sich so einander entgegenstanden. Die Eine klar, offen, frei sich der Welt mit ihren Feh-

lern und Tugenden zeigend, die Andere fromm verhüllt, mystisch unklar, die pietistische Richtung der Zeit zu ihrer Verherrlichung benutzend. Dorothee verabscheute nichts so sehr als die Heiligthümer der Menschheit zu selbstischen und weltlichen Zwecken angewendet zu sehen, deshalb war sie eine erbitterte Feindin der Heuchelei und des im Dunkeln schleichenden Fanatismus'. Frau von Krüdener fand auf diesen beiden Wegen ihr Glück und ihren Ruhm. Nur einmal kamen diese beiden Frauen zusammen, aber nur, um sich dann auf immer zu trennen. Die Herzogin von Kurland hatte eben die Grenze des russischen Reiches überschritten, als hinter Polangen sie auf eine kleine Gesellschaft traf, die sich in langsamen Tagereisen gegen Petersburg bewegte und die Reiseumgebung der Frau von Krüdener ausmachte. Es lag ihr nichts daran mit dieser Frau in Berührung zu kommen; sie hatte schon oft von ihren Umherzügen gehört, von den Widerwärtigkeiten, die ihr die Polizei bereitete, die sie und ihren Anhang bald von hier, bald von dort auswies. Als sie also hörte, Frau von Krüdener befinde sich an diesem Orte, befahl sie, obgleich es bereits spät war, das Nachtquartier anderswohin zu verlegen. Während die Pferde gewechselt und Einiges am Wagen ausgebessert wurde, ging sie, den schönen Sommerabend benutzend, die Landstraße hinauf, bis sie zu einem Wäldchen gelangte, wo sie

sich auf einer Bank niederließ. Plötzlich sah sie, des Weges daher eine Frau eilig herankommen und ihre Richtung geradezu nach der Bank nehmen. Das Abendroth verglühte hinter dem Gesträuch und die in ein einfaches graues Gewand gekleidete Fußgängerin zeichnete ihre Gestalt sehr merklich gegen den farbenreichen Himmel ab. Dorothee erkannte die Frau, die sie vermeiden wollte, stand auf und wollte in einen Feldpfad einlenken, der abwärts der Wiese zuführte, Frau von Krüdener hatte sie jedoch erreicht und einen Arm um sie schlingend, rief sie: „Liebe Schwester, ich suche Sie.“ Natürlich blieb jetzt die Herzogin stehen und grüßte mit Höflichkeit. Frau von Krüdener zog sie zu sich auf die Bank zurück, und indem sie ihre gezwungene Gesellschafterin einige Zeit forschend angeblickt, rief sie in einem wehklagenden Tone: „Ach, meine theure, theure Schwester, wie liebe ich Sie! Lange schon hat mein Auge Sie verfolgt auf dem Wege, den Sie gehen und immer hab' ich gefunden, daß Sie mit Glanz und Anmuth die Pfade der Welt betreten. Ich war noch ein Kind, als ich schon von Ihnen hörte; schon damals beschäftigte sich der Ruhm mit Ihnen. Und ich — ich strebte danach, Ihnen gleich zu sein. Ja, meine Schwester, ich hatte die Eitelkeit, Sie noch überstrahlen zu wollen. Es waren dies die Tage, wo ich die Welt liebte und in der Welt lebte. Später hab' ich Sie beklagt.

Weit entfernt, Ihnen gleichen zu wollen, nahm ich mir vor, Sie zu verabscheuen und zu hassen. Allein ich konnte es nicht durchführen: immer wieder zog es mich zu der schönen, gefallenen Frau zurück." — Dorothee stand von der Bank auf und mit der ihr eigenthümlichen Milde, aber zugleich mit der Schärfe der Dame der großen Welt, sagte sie: „Frau Baronin, wenn Sie mich bekehren wollen, so bedauere ich, daß die Zeit übel gewählt ist, mein Reisewagen wartet auf mich." — Das bleiche Gesicht der Frau von Krüdener nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an, und mit leiser, zitternder Stimme entgegnete sie: „Das ist etwas Anderes; ich fürchtete nicht, beschwerlich zu fallen." — „Wir können ja unsere Unterredung auf eine bequemere Stunde verlegen," bemerkte Dorothee, indem es ihr schien, als habe sie wider Willen beleidigt; aber Frau von Krüdener, einmal abgewiesen, fühlte keine Neigung mehrmals einen Versuch zu machen. Sie schüttelte das Haupt und rief: „O nein! Gott läßt seiner nicht spotten. Er duldet nicht, daß man sage, heute bin ich für Dich zu Hause; morgen aber komme nicht, denn dann gehe ich auswärts. Christus sagt: Klopfet an, so wird Euch aufgethan; wehe aber dem Weltkinde, das zu dem Erlöser, der da kommt und anklopft, sagt: Heute nicht, — morgen!" Mit diesen Worten wollte Frau von Krüdener verschwinden, allein Dorothee, die den bittersten Un-

muth in ihrer Seele aufsteigen fühlte, hielt sie fest und sagte in einem festen, ruhigen und bestimmten Tone: „Frau von Krüdener, gestatten Sie mir nur auch ein Wort. Ich glaube, ich habe es im Laufe meines Lebens bewiesen, daß mein Ohr jedem Freundeszuspruche offen steht, ich will es Ihnen aber jetzt beweisen, daß es der eitlen Anmaßung sich stets verschließt. Es kann unmöglich Ihre Absicht sein, einer Frau, die um so viele Jahre älter ist, wie sie, Lehren in der Auffassung der Glaubenswahrheiten zu geben, am wenigsten dürften Sie, wenn dieses dennoch Ihre Absicht ist, sie in diesem anmaßenden Tone geben, in welchem Sie sich mit dem Erlöser in eine Linie stellen. Lassen Sie daher, ich bitte Sie darum, sich unsere Wege auf immer von einander scheiden. Ich wünsche Ihnen alles Gute.“ — Frau von Krüdener, die durch diese Anrede ein Wenig aus der Fassung gebracht war, stand einen Augenblick mit niedergesenkten Blicken, dann breitete sie ihre Arme aus, senkte die Hände langsam gegen Dorothee und sprach mit gen Himmel erhobenen Augen: „Ich gebe Ihnen meinen Segen, liebe Schwester; denn es heißt, segnet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch verfolgen!“ Damit wandte sie sich, und ging langsamen Schrittes von dannen. Dorothee blieb in der unbehaglichsten Stimmung zurück. Der Schwärmerin war es gelungen, sie um den Frieden und die freudige Laune

zu bringen, mit der sie die heimischen Fluren zu betreten hoffte. Der schöne Spruch, der hier so entweiht wurde, und gleichsam als eine Bannformel gegen sie, die sich unschuldig fühlte, — denn sie hatte Jene nicht angegriffen — geschleudert wurde, tönte ihr noch lange als eine Verletzung ihres innersten Gefühls im Ohre. Endlich faßte sie ihre gewohnte Kraft zusammen und mit der Freudigkeit, mit der sie so oft Verletzendes und Kränkendes im Leben besiegt hatte, verbannte sie das störende Bild und erschien unter ihrer Begleitung, die nichts von diesem Zusammentreffen erfuhr, in gewohnter Milde und Ruhe.

Der Empfang an der Grenze war glänzend, feierlich und herzlich. Die beiden Grafen waren gegenwärtig und begrüßten die Schwester; ihre Familie und die übrigen Verwandten hatten sich dem Bewillkommnungszuge angeschlossen. Eine große Anzahl Freunde, unter diesen der treue Hellsender, machten den Kreis, der sie umschloß, als ihr Fuß die vaterländische Erde betrat, vollständig. Unter Laubgewinden und bekränzten Pforten zog sie ein und die Bevölkerung eines Dorfes kam ihr mit Gesang und Spiel entgegen. Nur langsam konnte sich der Reisewagen vorwärts bewegen und öfters stieg Dorothee aus, um bald hier bald dort eine Gruppe einzeln zu begrüßen und zu den Männern und Frauen zu sprechen, die ihr nach alter Sitte

den Rock küßten und ihre Knie umfaßten. „Unsere Mutter ist wieder da!“ riefen mehrere Stimmen. Großmütter hoben ihre Enkel in die Höhe und auf Dorothee weisend, sagten sie den Kleinen: „Seht, das ist die gute Herrin, die uns Alle so glücklich gemacht! Wir bitten Gott, daß sie wieder zu uns komme.“ — Dorothee, von ihren Brüdern umgeben und auf Hellsender gestützt, ging durch das Dorf und setzte sich unter die große breitschattige Linde, und nahm daselbst eine Erfrischung ein, welche die jungen Bauerweiber ihr brachten.

Zuerst sprach sie in Alt-Autz bei dem älteren Bruder, dann in Ellay bei dem jüngeren ein, und nachdem sie mehrere Tage bei Jedem verweilt, zog sie in Mitau ein, begrüßt von den Behörden, von dem Militär mit einer Ehrenwache umgeben und festlich empfangen von ihren städtischen Freunden. Die Zahl derselben war jedoch sehr verringert. Die, welche damals mit ihr Leid und Freud' getheilt, die sie hatten in ihrem Glanze wandeln sehen, waren nur in wenigen Mitgliedern noch gegenwärtig. Die Meisten hatte der Tod hinweggerafft; Viele hatten auch die Fremde gesucht, denen die neuen Verhältnisse nicht zusagen wollten. Dorothee wandte das Auge ab, als sie an dem Schlosse vorüberfuhr; sie konnte es nicht ertragen, fremde Gesichter aus diesen Fenstern herausschauen zu sehen, und

ein tiefes Gefühl des Kummers sagte ihr: All' der Glanz der Welt, den Du erfahren, wie gerne hättest Du ihn hingegeben, gegen den Stolz und das Glück, hier unter den Deinen, als Herzogin von Kurland, zu leben und zu sterben. Es hatte nicht sein sollen. — Sie fuhr jetzt als eine Fremde an diesen Gemächern vorbei, in denen die Wiege ihrer Kinder gestanden! Verbannung! böses Wort, wie nagst du so grausam am Herzen!

Mitau, als seine ehemalige Herzogin in seinen Mauern einzog, beging gerade seine lebhafte Johanniszeit; die ganze Stadt glich einem Jahrmarkte: Musik, Tanz, Vergnügen aller Art bewegte sich durch die Straßen und faßte Platz in den Gärten. Dorothee sollte bei allen Festlichkeiten die Gefeierte sein, doch sie entzog sich, wo sie es nur irgend konnte, ohne zu beleidigen, dem Lärm und Geräusch, und ein stilles Fest im Schooße der Ihrigen sagte ihrem Alter und ihrer Stimmung mehr zu, als der jubelnde Empfang des neu herangewachsenen Geschlechts, das nur durch sehr gelockerte Bande noch mit ihr zusammenhing und wenig von ihr und ihren Schicksalen wußte. Die Bewillkommnungsrufe, die man ihr spendete, erschienen ihr erzwungen und die Respektäußerungen und die unterwürfigen Begrüßungen der jetzigen Machthaber oder ihrer Stellvertreter, zeigten sich ihr als nicht aus dem Herzen kommend und nur von dem jetzigen Inter-

esse geboten. Die feinfühlende Frau, erzogen an den Höfen, jede Volksströmung und ihre Richtung aus der Anschauung in Paris kennend, war hierin nicht zu täuschen. Sie fand dies auch ganz in der Ordnung, und wo sie konnte, bestärkte sie die junge Welt in diesem Respekt; nur ihrem treuen Hellsender klagte sie in manchen dunkeln Augenblicken, indem sie ihm trüb lächelnd sagte: „Ich bin vergessen! Sagt, was Ihr wollt: ich bin vergessen.“ —

Sie beschleunigte ihre Reise nach Petersburg. Hier war ihr Empfang, auf Befehl des Kaisers, dem Empfange einer regierenden Fürstin gleich. Nichts fehlte, was Aufmerksamkeit verkündete und Glanz verbreitete. Alexander kam, um seine Freundin zu begrüßen. Er schloß sie in seine Arme und hielt sie mehrere Sekunden umschlossen. Diese Begrüßung hatte etwas unbeschreiblich Rührendes, denn sie zeugte von der Weichheit der Empfindung, zugleich aber auch von einer gewissen schmerzlichen Regung in dem Busen des Mannes, in dessen Seele unterdessen so manche Wandelung vorgegangen, die das Freundschaftsgefühl ihn trieb, der edlen schönen Genossin seiner Jugendtage nicht zu verhehlen. Dorotheens Augen füllten sich mit Thränen. Sie wußte die Innigkeit dieses Willkommens zu schätzen; kein noch so prunkender Empfang hätte ihr so wohl gethan als dieser. Es war ein jüngerer Bruder, der

da kam, seinen Kummer und seinen Schmerz in den Busen der treuen Schwester auszuschütten.

Mit dem Enkel Catharinens hatte sich so manches Wichtige, nicht äußerlich, sondern innerlich zugetragen. Das Reich einer schönen Frau war gestürzt worden, und Alexander hatte sich an der Hand der Frau von Krüdener, einer frommen, geheimnißvollen Auffassung des Lebens ergeben. Eine unglückliche und bedauerliche Wandlung, die aber nur zu sehr zu dem ursprünglichen Hange zur Melancholie bei diesem Fürsten paßte, der so frühe alle Reize der Erde und allen Glanz der Welt durchzukosten erhalten hatte. Ein seltener Ueberdruß machte sich in der Seele Alexander's Platz und nur zuweilen wich dieser tiefe dunkle Schatten dem enthusiastischen Bemühungen der Frau von Krüdener. Kaum hatte diese von der Ankunft Dorotheens erfahren, als sie all' ihre Kräfte anspannte, um durch fromme Verleumdungen die bitter gehaßte Nebenbuhlerin bei Seite zu schaffen. Dorothee ließ sich nicht so schnell besiegen; sie wandte mit dem zärtlichsten Eifer all' ihren Einfluß auf den einst so geliebten Mann mit nachhaltiger Vorsorge an, um ihm die klaren Religionsbegriffe zu eigen zu machen, die ihr eigenes Glück und den Frieden ihrer Seele begründet hatten. Vergebens! Sie mußte fühlen, daß Alexander sich immer mehr von ihr entfernte, je weniger sie seinen „Ansichten

über Buße" ihren Beifall schenkte, und je dringender sie ihn aufforderte, einer heiteren und thätigeren Lebensansicht sich zuzuwenden. Es waren Stunden eines ernsten Gesprächs, selten eines Austausches glücklicher Erinnerungen, die sie mit dem mächtigen Herrscher zubrachte, und endlich, müde immer derselben zwecklosen Versuche, Alexander aus seinem Trübsinne zu reißen und der Gewalt der Schwärmerin zu entziehen, bat sie um die Erlaubniß, Petersburg wieder verlassen zu dürfen, und begab sich nach Mitau zurück. Der Kaiser, um seine Freundin zu versöhnen, gewährte ihren Bitten um Verbesserung einiger Zustände in Kurland willige Zugeständnisse und fügte Pensionen und Geschenke hinzu, um treue Diener, die ihm die Herzogin vorgeschlagen, zu belohnen.

Mit diesen kaiserlichen Gnaden belastet, langte sie in Mitau an, und schuf viele Glückliche. Aus ihren eigenen Mitteln stattete sie Schulen aus und gründete wohlthätige Institute, von denen eins ihren Namen erhielt, „die Dorotheenschule."

Nach einem Aufenthalte über ein Jahr hinaus, kehrte Dorothee nach Deutschland zurück. Sie ging zuerst nach Sagan, wo sie Frau von der Recke und die drei Töchter fand, die sie erwarteten. Hellsender, dem es unbeschreiblich schwer wurde, sich von der Herzogin zu trennen, begleitete

sie nach Deutschland und übernahm einige der Angelegenheiten, die in Berlin zu ordnen waren. Als dieses Geschäft abgethan war, kam er nach Löbichau, wohin ihn Dorothee eingeladen.

Letzte Festtage.

Die Jahren 1819 und 1820 waren, Reisen nach Paris abgerechnet und die gewohnten Fahrten nach Karlsbad, ganz dem Aufenthalte in Löbichau gewidmet. Der Ruf dieses anziehenden Landsitzes hatte sich so sehr verbreitet, daß man strebte, dahin zu kommen, sei es auf welche Weise es wolle. Lud die liebenswürdige Wirthin nicht ein, so kam man uneingeladen, und neben den berühmten und gesuchten Gästen nisteten sich die unberühmten und ungesuchten ein. Die Herzogin war nicht im Stande, irgend Einem den Eingang zu wehren; die einzige Art wie sie es Jene empfinden ließ, daß sie sie fortwünschte, war, daß sie keine Notiz von ihrer Gegenwart nahm; allein dies half wenig. Die Ueberlästigen thaten, als merkten sie es nicht, daß sie eigentlich nicht empfangen wurden, und entschul-

digten dies mit der ungezwungenen ländlichen Sitte. Frau von der Recke schaffte, wenn das Unwesen zu sehr um sich griff, auf ihre Weise Platz, das heißt, sie ließ ein paar Wagen anspannen und die Zudringlichen erfuhren, daß diese Wagen für sie bestimmt seien, um sie fortzuführen. Ein so deutlicher Wink wurde dann verstanden.

Dorothee, fühlend, daß nur kurze Zeit ihr vergönnt sei, unter den Ihrigen zu weilen, erschöpfte sich gleichsam, Freude und Genuß um sich her zu verbreiten. Die Vergnügungen früherer Jahre wurden nicht mehr zureichend gefunden. Mit der großen Welt hatte sie abgeschlossen, mit der kleinen Welt noch nicht. Drei ihrer Töchter mußten regelmäßig in Löbichau erscheinen und bezogen eine eigene Residenz in der Nähe der mütterlichen Hofhaltung und man fuhr zu ihnen nach Tannenfeld, wenn man ihnen die Aufwartung machen wollte. Es lebten dort zwei Herzoginnen und eine Fürstin. Frau von der Recke hatte ihre eigenen Gemächer, wo sie Besuche empfing und gesellige Abende veranstaltete. Diese Abende waren anderer Art als die bei Dorotheen. Die edle Elise liebte es, eine Art Nimbus um sich zu verbreiten, und deshalb gingen pedantische und gelehrte Männer zu ihr, und es wurde leise flüsternd unendlich langes und trockenes Gespräch dort abgehalten. Dies war nicht Dorotheens Geschmack, sie liebte Bewegung und Leben,

deshalb sah man bei ihr die Jugend mit Tanz und Musik, mit Charaden und kleinen Bühnenspielen sich vergnügen, und mitten unter diesen hübschen Kindern saß dann die Dame des Hauses, der eigenen frohen Jugend gedenkend. Aber Dorothee hatte auch ihre Sorte trockener Männer, dies waren die Politiker, die Zeitungen und Briefe vorlasen und die nie den Tempel der edelen Elise betreten durften, für welche das Wort Politik ein Gräuel war. Wenn also am Morgen, nach dem Frühstücke, Elise mit ihren Gelehrten auf diese Seite hin verschwand, so zog Dorothee mit ihren Politikern auf die andere Seite ab. Die drei Prinzessinnen vertheilten sich mit ihren Verehrern in dem Park und in den Gartenanlagen, und Frau Gebhardt, die gekommen war, um dem Hauswesen vorzustehen, saß mit dem Intendanten, mit dem Oberkoch und den sechs Mademoiselles zusammen, um die Angelegenheiten der Küche zu berathen. Auf diese Weise hatte Jedes seinen Kreis, und der Vormittag war den „Geschäften" geweiht.

Die eigentlichen Vertrauten und Freunde der Herzogin waren in Geschäften abwesend, so Rustan und Hiller in Paris, Hellsender in Berlin.

Unter den Dichtern glänzte Jean Paul als Stern erster Größe, sowie unter den Gelehrten Böttiger. Herr Schink, ein weichlicher, sentimentaler Poet, stellte sich unter Jean Paul's Fahne, der

Präsident Feuerbach, der Staatsrath Körner, der Hofrath Groschke und der Professor Marheinecke aus Berlin machten mit Böttiger zusammen die Gelehrtenrepublik aus, die in dem Tempel der „guten Mama", wie Frau von der Recke auch manches Mal genannt wurde, Eingang fanden.

Hofrath Böttiger und Feuerbach hielten Vorlesungen. Der Erstere wußte seine Mittheilungen sehr belustigend zu machen und wurde darüber von Frau von der Recke, die das Trockene liebte, im Geheimen getadelt. Er theilte der jungen Welt mit, wie die Spiegel beschaffen waren, in welche die hübschen vornehmen Römerinnen bei ihrer Toilette hineinblickten, und auf welche Weise sie ihre Kammermädchen und Sklavinnen durch Zwicken und Stechen mit Nadeln zur Ordnung anzuhalten pflegten. Dann sprach er von künstlichen Busen und Perrücken, — Alles Dinge, die sehr belustigten, die aber nicht zur strengen Wissenschaft gehörten. Frau von der Recke ließ ihm sagen, daß sie Nichts von den antiken Sitten wissen wolle; der gelehrte und spaßhafte Hofrath ließ sich aber nicht irre machen und trug nach wie vor die Resultate seiner interessanten Studien vor. Zuletzt gab er Andeutungen zum antiken Tanz und zwang den alten Dichter Schink ein pas de deux mit Madame Gebhardt zu tanzen, wobei eine der Prinzessinnen sich herabließ, ein sonderbares, antikes Musikstück sich einzu-

üben, das nur in drei Tönen bestand, und das, wie der Hofrath behauptete, die antike Ballmusik ausgemacht habe. Da alle Welt lachte, so nahm dieses der sentimentale Poet übel und zog sich in den Tempel der Mama zurück, die ihn tröstete. Der muthwillige Hofrath wurde aber von allen Seiten bedroht, seine antike Gelehrsamkeit einzustellen.

Um den tief verletzten alten Schöngeist wieder gut zu stimmen, wurde ein Fest, eigens ihm zu Ehren veranstaltet, das eine Dichterkrönung vorstellte, und bei welcher Gelegenheit Herr Schink den Titel „Frauenlob der Zweite" erhielt. Die Säle wurden festlich erleuchtet und unter Gesang und Tanz führte man Herrn Schink, der eine Lilienkrone trug, vor den Thron einer der Prinzessinnen, die die Königin der Poesie vorstellte. Hier empfing Herr Schink gute Lehren über die Dichtkunst und man verlieh ihm ein eigenes Wappen, das eine goldene Lyra in blauem Felde darstellte.

Ein ähnliches Fest wurde für Jean Paul veranstaltet und hier übernahm es Dorothee, für ihren gefeierten Dichter, den ganz Deutschland ehrte, die Hauptrolle im Festspiele zu übernehmen. Es wurde eine „Insel der Seligen" geschaffen und in tiefer Nacht eine wundersam schöne Beleuchtung im Park verbreitet. Dorothee führte ihren Dichter selbst auf diese Insel und es war in der That mährchenhaft schön anzusehen, wie die hohe Frau, in weiße

schleppenden Gewändern gekleidet, mit dem Hermelinmantel über die Schulter geworfen, mit dem Diadem auf dem Haupte, mit ihm hinabschritt die farbenblitzenden Baumgänge und sich dem Altare näherte, der auf der strahlenden Insel, mitten unter Blumenbüschen errichtet war. Die alte schöne Zeit schien neuerstanden, wo purpurtragende Fürstinnen Dichter krönen. Augenzeugen, die es gesehen, beschrieben diesen Anblick als die Sinne bestrickend und die Phantasie in's Feenland versetzend. Zum letzten Male zeigte sich Dorothee an diesem Feste in dem Glanze der Fürstin und der schönen Frau, sie that es, um in der Person Jean Paul's die vaterländische Kunst zu ehren, und obgleich nur ein Spiel, legte sie doch den Ernst des Lebens und der Gesinnung hinein. Jean Paul vergalt dieses ihm gewidmete Fest, indem er unter den Frauenkreis schöne poetische Kleinigkeiten vertheilte, Sprüche, Aphorismen, heitere, anmuthige Beziehungen in seiner Manier.

Den Schluß dieser Festtage bildete die Vermählung der Herzogin von Sagan mit dem Grafen von der Schulenburg. Hierauf vertheilten sich die Gäste und es wurde still und einsam in Löbichau.

Stille Tage.

Diese Tage kamen Dorotheen sehr erwünscht. Sie wollte ihr Haus bestellen. Nicht daß sie fürchtete, der Tod werde sie baldigst abrufen, denn ihre Gesundheit war noch eine vollkommen gute und ihr Lebensmuth ein frischer, — allein in ihrer Art lag es, wie es auch ihr Vater gethan, bei dem herantretenden Alter ihre Thätigkeit zu beschränken, um sich Muße zu geben, Das zu übersehen, was als vollendet dalag, und das noch Unvollendete, Angefangene bis auf einen gewissen Punkt hin in bestimmte Grenzen festzusetzen, über die hinaus nun nicht weiter sollte gegangen werden. Sie sagte sich: Deine Kraft hat bis hierher ausgereicht, jetzt erwarte nicht mehr, daß Du Viel und Großes leisten kannst, sondern sieh' Dir Deine Nachfolger an, die Dein Werk fortsetzen können. Diese feste Begrenzung ihrer Thätigkeit und

diese Schranke nach Außen hin, die sie sich selbst stellte, schufen den Rest ihrer Tage zu nützlichen und fördernden Elementen ihres Lebenswerkes. Dieses Werk lag in zwei großen gesonderten Theilen vor ihr. Die eine Abtheilung umfaßte ihr Streben, für ihren Gemahl und sich das Herzogthum zu bewahren; als dieses aber dennoch verloren ging, füllte die andre Lebensabtheilung ihre Thätigkeit für humanistische und kirchliche Zwecke. Sie hatte Wohlthätigkeitsanstalten gegründet und der lutherisch-protestantischen Lehre, die sie für die geeignetste Kundgebung religiöser Offenbarungen hielt, nach besten Kräften Ausdehnung und Macht verliehen. Die bescheidene und innerlich demüthige Frau zählte die wichtigste Thätigkeit, die sie zum Besten der Menschheit während eines langen Lebens entwickelt hatte, nicht mit auf, nämlich die durch Güte und Milde, durch Verzeihen und Vergessen aller ihr angethaner Unbill, durch Aufrichtung und Belebung jeder Hülfsbedürftigkeit und durch die himmlische Lieblichkeit ihrer Nähe und ihres Umganges bewirkte Verschönerung und Veredlung der Menschennatur. Wer so wirkt, hat Großes gethan.

Diese Gesammtthätigkeit überschauend, konnte sie nicht anders, als die erste Abtheilung als für völlig geschlossen erachten. Als Herzogin von Kurland konnte sie auf keine Weise wirken, sie konnte es nur in Privatverhältnissen und indem sie den Personen

nahe stand, die jetzt die Macht über das Herzogthum in Händen hatten. Dies hatte sie gethan. Nicht so war es mit der zweiten Abtheilung beschaffen; in dieser konnte sie noch über das Grab hinaus eine wohlthätige Thätigkeit entwickeln, und daß dies ihr nicht verhindert werde, dazu bedurfte es, daß sie die Kräfte übersah und ordnete, die ihr jetzt und noch später durch testamentarische Verordnungen würden zu Gebote stehen. Mit ausgezeichneten Rechtsgelehrten besprach sie sich hierüber, und wenn von den stillen Tagen gesprochen, deren sie bedurfte, so waren diejenigen gemeint, wo sie ihre Anordnungen zu Papier brachte und das Gutachten jener Männer empfing und prüfte. Die kleine protestantische Gemeinde in Paris, die mit ihr verbundenen zwei Schulen und Erziehungsanstalten mußten in wirksamster Weise den Regierungen empfohlen werden, damit in keiner Art die für diese Zwecke ausgesetzten Summen angegriffen würden. Alsdann mußte dasselbe für die von ihr begründeten Neuerungen und Verbesserungen in Löbichau geschehen. Sie hatte auch hier Schulen gegründet und Lehrer und Geistliche besser dotirt, als sie es bisher gewesen. Auch hier durfte Nichts geändert werden; nicht Verminderungen, wohl aber Erweiterungen der veredelten und verbesserten Einrichtungen sollten eintreten. So beabsichtigte sie, ihre Bauern von dem Frohndienste abzulösen, und dies war ein wohlthä-

tiges Werk, das noch lange nicht beendet, eben erst nur begonnen war. Es ist unmöglich gewesen, und hätte auch zu weit geführt, alle die Männer zu nennen, mit denen sie über diese Gegenstände in Correspondenz stand, oder die nach Löbichau kamen, um ihr Rath und Beistand zu ertheilen. Es sind in diese Erzählung nur wenige Namen aufgenommen worden und auch die nur, weil sie in anderer Beziehung noch zu der Herzogin standen, nicht blos in geschäftlicher.

Beim Ueberdenken ihrer Pläne für die Zukunft lag der gegenwärtige politische Zustand in Frankreich ihrer Prüfung und Beachtung besonders nahe. Sie erwartete von einem Systeme, das damit anfing, überall hin die Rechte der Unterthanen wie der Herrscher zu sondern und festzustellen, sehr viel für die protestantische Kirche in Frankreich, und somit auch für ihre kleinen Schöpfungen inmitten der Hauptstadt dieses neu geordneten Reiches. Demnach waren ihr die Verhandlungen der Kammern von höchster Wichtigkeit und sie verfolgte die daselbst gehaltenen Reden mit großer Aufmerksamkeit. War sie selbst in Paris, so versäumte sie keine Sitzung, in ihrem Löbichau mußte sie sich mit den Berichten der Zeitungen begnügen. Es war ihr gelungen, einflußreiche Männer in ihr Interesse zu ziehen, und waren demnach die neuen Zustände irgend von Dauer, so konnten auch für die Zukunft ihrer

Schöpfungen keine Besorgnisse aufkommen. Und dies erfüllte sie mit großer Freude. Um so mehr triumphirte sie, wenn sie bedachte, daß es ihr mit diesen Instituten, so gering ihre Macht und Kraft auch waren, gelungen sei, gegen den ihr so sehr verhaßten Andrang der Verdummung und Verfinsterung des Volkes, wie sie sie deutlich jetzt wieder heranrücken sah, einen Damm gebaut zu haben. „Wenn meine kleinen Anstalten nur ausdauern," schrieb sie an einen Freund, „so werden sie schon das Ihrige thun. Sie werden sich tapfer halten und nicht anders wird man ihrer los sein, als wenn man sie mit Keulen todtschlägt. Dann freilich hört Alles auf; doch dazu wird es Gott nicht kommen lassen."

Es ist bei Fürstinnen gewöhnlich Sitte, daß sie sich mit Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigen, es geschieht dies, weil sie Nichts Anderes zu thun haben. Viele dieser Damen würden tausendmal lieber mit Liebeshändeln sich tragen, wenn es nur ginge und es sich thun ließe, ohne vor der Welt ein Geschwätz zu erregen, vor dem diese leeren Seelen zurückscheuen. Findet man also eine Fürstin, die wohlthätig ist aus Drang ihres Herzens und um Glückliche um sich her zu schaffen, so hat diese Erscheinung, weil sie so neu ist, ein doppeltes Interesse. So war Dorothee.

Während die Herzogin schrieb und unterhandelte,

hier Contrakte schloß, dort Atteste gab, hier Summen versendete und dort welche erhob, so war ihr die Stille umher kaum aufgefallen. Nur Abends, wenn die gewohnte Gesellschaftstunde schlug, ging sie aus ihrem Kabinette hervor, gleichsam verwundert und suchend nach dem bekannten Geräusche der Stimmen, nach dem Gesange und Lachen, das hier zu ertönen pflegte, dann aber hüllte sie sich fester in ihren Shawl, schritt einsam durch die erleuchteten Gemächer und kehrte dann in ihr Kabinet zurück, wo sie sich dann wieder vor ihre Papiere und Bücher setzte.

War der Tag schön, so machte sie einen Spaziergang durch's Dorf, und eines Abends kam ihr die Laune an, in einem unscheinbaren Kleide, mit einem einfachen Strohhütchen auf dem Haupte und mit einem Körbchen mit Strickzeug am Arme weit hinaus vor das Dorf zu gehen, wo ein alter Bauer wohnte, der erst vor Kurzem in diese Gegend war versetzt worden, demnach sie nicht kannte. Sie hatte von den gesunden Urtheilen und dem einfachen und richtigen Verstande dieses Alten reden hören und es gelüstete sie, unerkannt mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Hatte sie es doch in ihrer Jugend, in ihrem Vaterlande, oft so gemacht, und der Vater hatte diese Neigung, mit dem Volke zu verkehren, stets begünstigt.

So kam sie denn vor der Wohnung des Vaters

Heinrich an, und setzte sich ohne Umstände auf die Bank vor seinem Hause, ihr Strickzeug hervorziehend und strickend. Der Alte kam heraus und betrachtete sie sich mit Wohlgefallen, indem er sie für eine der untergeordneten Frauen aus dem Dienstpersonale des Schlosses hielt. „Nun, Madamken, so fleißig?" sagte er, indem er sich neben Dorotheen auf die Bank setzte. — „Muß wohl, lieber Mann," entgegnete sie, „denn ich habe einen Haushalt zu besorgen und viele Kinder zu ernähren."

Vater Heinrich nickte mit dem Kopfe zum Zeichen seines Beifalls über diese angeführten Gründe der Thätigkeit.

Eine Pause entstand, während Dorothee strickte und der Alte seine Pfeife rauchte; endlich fragte die Erstere: „Nun, Vater, was haltet Ihr von der Frau Herzogin?"

„Daß sie eine brave Frau ist," erwiderte der Bauer kurz.

„Habt Ihr sie schon gesehen?"

„Nein. Ich bin erst seit Kurzem hier im Dorfe. Man sagt, daß sie den Kranken helfe, die Bedürftigen unterstütze und die Eltern antreibe, daß sie ihren Kindern Etwas lernen lassen."

„Nun und Das gefällt Euch?"

„Das gefällt mir."

„Also habt Ihr sie auch auswärts rühmen hören?"

„Rühmen und tadeln."

„Tadeln? Weshalb?"

„Daß sie so viel in Frankreich sitzt, sie soll hier bleiben, und daß sie das Geld so unter schlechte Leute wirft, die es ihr nicht danken. Und dann noch Etwas —"

„Was?"

„J," sagte Vater Heinrich und kraute sich hinter dem Ohre, „das ist Etwas, was unser Einer eigentlich nicht recht versteht: sie soll nämlich ein — Freigeist sein. Sie soll auf die Kirche und den Prediger nicht viel geben."

„Wer hat Euch Das gesagt, Vater Heinrich?"

„Nun so die Leute. Man hört doch immer allerlei. Der junge Pfarrer in dem benachbarten Kirchsprengel, den das Consistorium auf Rath einer frommen Gräfin angestellt hat, soll es zuerst unter die Leute gebracht haben. Aber ich bitte Euch, Madamken, sagt's nicht weiter, ich will mir keine Ungelegenheit bei der Herrschaft gemacht haben; versteht Ihr mich?"

„Seid unbesorgt. Was glaubt Ihr denn?"

„Ich glaube, daß es nicht wahr ist und daß die Frau Herzogin eine brave Frau ist, die da weiß, was sie thut. Wer den Menschen hilft, da, wo sie der Schuh drückt, der ist ihr Freund, und wer die Jugend etwas Tüchtiges lernen läßt, der macht sie zu guten und brauchbaren Menschen, und ist dann wiederum ihr Freund."

„Habt Ihr Euren Pfarrer schon gehört?“

„Freilich. Er ist ein einfacher Mann, der sein Gotteswort stramm und straff vorbringt. Die Augen verdrehen und vor dem Altar Knixe machen, wie jener junge Pfarrer, von wo ich komme, Das kann er allerdings nicht. Mir scheint, daß es auch nicht nöthig ist.“

„So scheint es mir auch.“

„Ihr seid eine gescheidte Frau, Madamken.“

„Ich habe so meinen eigenen Verstand. Habt Ihr im Kriege Verwandte verloren?“

„Einen Enkel. Gott hab' ihn selig! Er war wie versessen auf die Trommel. Als er sie in unserm Dorfe wirbeln hörte, lief er mir fort unter die Soldaten. „Großvater,“ rief er oft, wenn wir zusammen hinterm Ofen saßen, „ich muß fort und die Canaille, den Napoleon todt schlagen.“ — Nun hat er's, nun ist er selbst todt, und ich alter Mann sitze allein.“

„Dafür habt Ihr aber das Bewußtsein, dem Vaterlande Euer Liebstes geopfert zu haben.“

„Ja, Das hab' ich.“

„Und nun wird's überall besser werden.“

„Wer's glaubt! Es kann auch schlimmer werden. Die großen Herren werden wenig danach fragen, daß das arme Bauerblut sie frei gemacht. Sie wollen sich des Lebens freuen und wir sollen arbeiten. Das war so und wird so bleiben. Nur

gar zu schlecht sollen sie's nicht treiben, verkaufen sollen sie uns nicht mehr, wie sie es, nach meines Vaters Erzählungen, in manchem deutschen Lande gethan. Es ist freilich nun Gras darüber gewachsen, aber vergessen ist's doch nicht."

„Das ist der Lauf der Welt, Alter."

„Das ist nicht der Lauf der Welt, Madamken. Da hat sie einmal wieder gelogen. Der Lauf der Welt ist, daß Mensch Mensch bleibe und nicht Vieh, das zur Schlachtbank geführt wird, damit der Meister Schlächter für das gelöste Geld im Wirthshause ein Glas Bier trinken kann. Alles Rechtens, Madamken! Alles Rechtens. Druck und Knechtschaft muß in der Welt sein, dafür ist sie die Welt und nicht der Himmel, aber keine Mördergrube. Das nicht! Keine Mördergrube!" —

„Es war eine böse Zeit, und wird nicht wiederkommen."

„Wir wollen's sehen. Kommt sie aber wieder, so soll man unsre Jungens lehren, sich zu wehren. Der Meinung bin ich."

„Dafür muß ich Euch loben, Vater."

„Ich bitte, genire Sie sich nicht."

„Ihr solltet Euch melden. Die Herzogin läßt neue Häuser bauen, statt der alten baufälligen, die man niederreißt. Ein besseres Häuschen, als das da, thäte Euch auf Eure alte Tage noth."

„Ich bin rauh gewöhnt. Auch werde ich's nicht

allzulange mehr machen. Drüben liegt eine Wöchnerin, der bläst der Wind zu Zeiten in ihr Bette, die könnte ein neues Haus brauchen."

„Sie steht schon auf der Liste."

„Nun das ist gut, da muß ich die Frau Herzogin loben."

„Ich bitte, genirt Euch nicht."

„Hoho! Ihr seid eine spaßhafte Frau, Ihr gebt mir meine eigenen Worte zurück. So Etwas ist lustig! Und dabei habt Ihr so spitzbübische und doch dabei so freundliche Augen. Seid Ihr Wittfrau?"

„Ja."

„Wißt Ihr was? Ich habe einen Mann für Euch!"

„Was Ihr sagt!"

„Mein Neffe Töffel. Er ist Bierbrauer und ein gemachter Mann im Städtchen drüben. Wollt Ihr? Ich will ein Wort für Euch einlegen. Habt Ihr auch ein kleines Heirathsgut? So ein paar gesparte Thaler? He?"

„Das möchte sich schon finden lassen."

„Alsdann könnt Ihr springen. Ihr bekommt einen vortrefflichen Mann und könnt nun Bier künftig unentgeldlich trinken."

„Ich danke Euch und will mir die Sache überlegen. Für's Erste muß ich wieder auf's Schloß. Fast bin ich schon zu lange ausgeblieben. Lebt

wohl, Vater Heinrich, und wenn Ihr die Frau Herzogin seht, so denket daran, daß Ihr gesagt habt, sie sei eine brave Frau. Damit stand Dorothee auf, sehr erbaut von ihrem Abendbesuche und kam heiteren Sinnes in ihr Arbeitskabinet zurück, wo sie sich an ihre Bücher und Schriften setzte und einen Brief des Kaisers Alexander beantwortete.

In den nächsten Tagen kam Rustan und zugleich Hellsender aus Berlin und Beide brachten erwünschte Nachrichten. Talleyrand bat, daß die Herzogin nach Paris kommen möge, indem eine wichtige Sitzung der Kammern bevorstehe, und die junge Fürstin Perigrod brachte dieselben Wünsche vor das mütterliche Herz. Dorothee entschloß sich schwer, ihre Einsamkeit war ihr so lieb geworden, doch begriff sie wohl, daß das unternommene Werk in Paris ihrer Gegenwart bedürftig sei.

Vorher, ehe sie abreiste, traf sie Anstalten zum Bau einer Grabkapelle, die sie für sich zur Ruhestätte ausersehen. Sie sollte die Spitze eines Hügels krönen, der eine heitere Aussicht nach der Ferne gewährte und am Ausgange der Parkanlagen gelegen war. In eines Morgens Frühe mit ihren beiden geprüften Freunden, Rustan und Hellsender, den Hügel hinaufwandelnd, sagte sie zu dem Erstern, indem sie auf eine Kiste zeigte, die von zwei Dienern ihr nachgetragen wurde: „Verstehen Sie nun, lieber Freund, zu welchem Zwecke ich

jene Glasmalereien gekauft? Sie sollen die Fenster meines dereinstigen Schlafkabinets schmücken. Oben angelangt ließ sie die Glasmalereien auf einem vorläufig aus Brettern erbautem Probegebäude aufstellen und erfreute sich an deren Schönheit und Farbenglanze.

Im November des Jahres 1820 reiste sie zum letztenmale nach Paris. Der dortige Aufenthalt war nicht erfreulich. Der katholisch religiöse Fanatismus, der mit den Bourbons vereint in Frankreich eingezogen war und sich als einen der Hauptstützen der Restauration kundgab, hatte nicht verfehlt, auch die kirchlichen Anstalten der Protestanten, mithin auch die Schulen und Erziehungshäuser der Herzogin feindlich anzugreifen. Dorothee verfocht ihr Besitzthum mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht und Energie, und erreichte, daß man für's Erste von jedem feindlichen Angriffe abstand. Aber sie nahm die Ueberzeugung nach Deutschland mit, daß nicht für weit hinaus ein schützender Damm könne errichtet werden. Hierüber war ihre Seele tief betrübt. Alle Einrichtungen, die ein guter Mensch trifft, sind nur für eine Spanne Zeit gültig, alsdann kommt der böse Einfluß und wirft die Werke der Gerechtigkeit um. Der Zeit bleibt es überlassen, die zerstörte Arbeit nach vielen Jahren wieder aus dem Schutte hervorzubringen und neu an ihrer Weiterförderung zu wirken: allein

auch hier mit der gewissen Aussicht, daß sie nicht zum endlichen Ziele gelangen werde. Immerdar wechseln Zerstörung und Aufbau — und dies hat die ewige Vorsicht angeordnet, damit nie etwas Fertiges dem Menschengeiste Stillstand und Ruhe gebiete.

Das Jahr 1821 brachte Dorotheen eine schmerzvolle Krankheit, die sie in Paris überstand und die die Sehnsucht in ihr erweckte, nur recht bald wieder in ihrem Freundekreise in Deutschland zu sein. Doch hatte sie ein neues Werk begonnen: sie arbeitete daran, ein Waisenhaus für junge verwahrlosete Mädchen in Paris zu gründen, und dieser Bau forderte große Geldmittel und einen feststehenden Schutz der Behörde. Unabläßig, trotz ihrer Krankheit, wirkte sie zu diesem Zwecke. Mit ihrer treuen Genossin, der Frau des Buchhändlers Treuttel besuchte sie die Lokale, die zum Ankauf und zur Begründung eines solchen Hauses ihr vorgeschlagen worden. Hierbei erkältete sie sich: die Räume waren feucht und mit dunstvoller Atmosphäre gefüllt. Ihre Freunde, die Prediger Boissord und Göpp standen ihr auch bei diesem neuen Werke bei, doch das Meiste that die würdige Frau Treuttel.

Die Zeit rückte heran, wo sie wieder nach Löbichau heimkehren wollte, doch die Aerzte riethen ihr von der langen, beschwerlichen Reise im Monat

Mai ab; allein Dorothee ließ sich nicht halten. Es zog sie mächtig zu dem Orte hin, den sie ihre zweite Heimath nannte. Krank reiste sie ab und krank kam sie in Löbichau an, wo ihre Töchter und ihre Schwester sie erwarteten.

Das Jahr 1821 hatte Dorotheen das sechszigste Lebensjahr gebracht; allein die Zeit hatte keine ihrer schweren zerstörenden Wirkungen an dieser schönen Gestalt, diesem lieblichen, durch Güte und Geist belebten Gesichte geltend gemacht: innerlich aber arbeitete die Zerstörung. Das Nervenleben war angegriffen und dieses Weh brachte eigenthümliche Erscheinungen hervor. Theilweise der Kranken das Gefühl vollständiger Genesung gebend, kamen mit immer mehr Schärfe und Macht sich kundgebende Krampfanfälle dieser Belebung streitend entgegen. Ein Gefühl der Schwäche, der Mattigkeit, des Schlafbedürfnisses erfaßte die Leidende oft mitten in dem geselligen Kreise ihrer Lieben. Sie erhob sich dann, ging langsam im Saale auf und ab und schien, gesenkten Hauptes, über Etwas nachzusinnen. Dann kehrte sie zurück und lehnte ihr Haupt mit sanft schmeichelndem Lächeln auf die Schulter der Tochter oder der Schwester. Diese Zufälle unterbrachen das Gespräch und gaben das Signal daß die Musik ihre Fittige entfalte. Die Fürstin von Hohenzollern setzte sich an das Piano und ihren seelenvollen Melodieen lauschte dann die

Mutter. Fromme, alte Kirchengesänge rauschten durch die Halle und das Stabat mater von Pergolese hauchte in die Seelen der Zuhörer, die im dunkelnden Raume des Saales sich zusammengefunden, Schauer des Entzückens und der Andacht.

Der Juli war mit schon immer bedenklicher werdenden Krankheitsanfällen vergangen; der Anfang des August brachte wieder scheinbare Genesung.

Bei einem milden Sonnenuntergange wandelten die beiden Schwestern in einem der entfernten Baumgänge des Parkes. Sie waren allein: kein Lauscherohr störte. Sie sprachen von ihrer Vergangenheit. Dorothee, offen und frei, bekannte, daß sie geliebt, daß sie in der Liebe ihre höchste Seligkeit gefunden, — und bei diesem Bekenntnisse irrte der Blick ihres thränenfeuchten Auges in die Gegend hin, wo ein theures Grab sich barg. Frau von der Recke, nicht so offen und nicht so ehrlich, wich den Fragen der Schwester aus, die sich um Auskunft in einer ähnlichen Angelegenheit an sie wandte. Endlich fragte Dorothee: „Bei den Geistern dieser Stunde, Schwester, sprich, bist Du heimlich mit Tiedge vermählt?“

Frau von der Recke schüttelte das Haupt.

„So trenne Dich von ihm!“ rief Dorothee lebhaft.

„Weshalb?“ fragte Elise und sah verwundert auf.

„Er ist Deiner nicht werth.“

Frau von der Recke sah mit einem scheuen, finstern Blick in das Auge der Schwester. Diese warf sich ihr in die Arme. „Vergieb, vergieb!“ rief sie weinend, „wenn ich Dich kränke; allein einer Sterbenden verzeiht man viel. Trenne Dich, Elise, von diesem Manne.“

„Aber weshalb?“ fragte nochmals Frau von der Recke. „Er, der das Muster der Reinheit, des Edelsinnes, der Tugend ist, von ihm soll ich mich trennen!“

„Unglückliche!“ jammerte Dorothee und lehnte sich, das Antlitz bedeckend, an einen Baum. „Du kannst es also nicht! Du bist in seine Macht gegeben!“ —

Frau von der Recke schwieg, aber Etwas wie Unwille und Zorn zuckte um ihr Auge. „Ich wiederhole,“ sagte sie, „er ist der Edelste der Männer.“

„Er ist es nicht!“ rief Dorothee heftig. „Heuchelei ist seine Tugend. Der Himmel gebe, daß er seine Macht, die er über Dich hat, nicht einst mißbrauche, daß er unwürdig Dich nicht einst zurückhält, wenn Du gehen willst, indem er Deine Schwäche der Welt kund zu geben droht, im Fall Du ihn verließest.“

„Halt ein!“ rief Frau von der Recke mit beben-

der Stimme; „laß uns dies Gespräch abbrechen und nie wieder anknüpfen. Hab' ich je getrachtet, Dich auf diese Weise zu erforschen?"

„Weil Du es nicht nöthig hattest. Du hast um alle meine Geheimnisse gewußt," sagte Dorothee himmlisch lächelnd und die Schwester umarmend. „Nun Gott sei bei Dir, wie er bei mir sein möge!"

„So sei es!" entgegnete Elise, und faltete mit frommer Innigkeit die Hände. Beide Schwestern hielten sich sprachlos umschlungen und sahen der untergehenden Sonne nach. In den Gipfeln der Bäume spielte der Abendwind.

Der Anfang des August-Monats gab günstige Zeichen, doch waren sie nicht bleibend. Die Nervenkrämpfe wiederholten sich und nahmen an Stärke und Dauer zu. Das Krankenzimmer wurde abgeschlossen, nur die Schwester, die Töchter, Rustan, Hellsender und noch ein paar Freunde fanden Eingang, und auch dies nur zu gewissen Stunden. Abends, wo die Kranke besonders litt, kamen nur der Arzt und Frau von der Recke. In den Nebengemächern wurde Musik gemacht und die ernsten Compositionen vorgetragen, die die Leidende vorzüglich liebte. Die seelenvolle Stimme der Fürstin von Hohenzollern tönte der Mutter besonders lieblich in's Ohr. Bei Gelegenheit einer dieser Hymnen und Choralgesänge erfüllte ein schönes Traumbild die Seele der Schlummernden. Sie sah ihr

Leben vor sich, wie es in wechselnden Bildern sich vor ihr entrollte. Eine Gestalt, heilig und weltlich zugleich, ähnelnd dem Bilde ihres früh dahingeschiedenen Bruders, zog den Vorhang vor den Gebilden weg und eine liebliche Stimme rief: „Dothea, sieh und fasse Muth! Es ist kein Gebilde darunter, das Dich anklagt.“ Und sie sah sich als kleines Mädchen im Zimmer ihres Vaters, wie er, die Hand auf ihr Lockenhaupt legend, ihr mit weiser Rede vor dem Bilde des Herzogs von Kurland die Geschichte ihres Vaterlandes erzählte. Dann erblickte sie sich unter dem frohen Kreise ihrer Gespielinnen, wie diese Kränze wanden und Lieder sangen zum Feste der Genesung der Mutter. Alsdann geschmückt in den hellen Sälen des Schlosses. In den Lichtglanz plötzlich trat die Gestalt eines blondgelockten, schönen Jünglings mit geschlossenen Augen und einer blutenden Wunde an der Seite. Dorotheens Herz bebte, da verschwand der Schatten und eine weite Fläche voll Licht und reifender Erndten lag vor ihr. Sie ging umher und theilte die Früchte des Feldes an Bedürftige aus, die in langen Zügen ihr folgten. Es zeigten sich bedrängte Hütten, wo Glück und Freude sich eingebürgert hatten. Ein seeliges Lächeln umspielte die Wangen der Schlummernden, als dieses Bild sich entrollte. Dann trübte sich der Himmel; ferne Donner rollten und sie sah sich auf einem

Schiffe, dessen Steuermann in die Wellen versank und das Schiff mit Allen, die darauf sich befanden, den Stürmen überließ, die es an eine unwirthbare Küste schleuderten. Die Donner schwiegen und eine reizende Mannesgestalt entrang sich den Nebeln, und an seiner Hand glitt die Bedrängte auf den festen, sichern Strand hinab. Er umschloß sie mit liebenden Armen und ein Kuß brannte auf ihren Lippen. Doch von Neuem tobten die Stürme: Der Geliebte wurde ihren Armen entrissen und, sie sah sich einsam in einer trostlosen Wüste. Da kamen leicht dahin getragen vier schöne jungfräuliche Gestalten die den Reigen um sie schlossen und sie mit sich fortziehend, einem friedlichen Eiland zuführten, das Blumenkränze schmückte. Hier erwartete sie ein gekrönter schöner Jüngling und führte sie die Stufen eines lichtumkränzten Tempels hinauf. Rings um den Tempel breitete sich dem entsetzten Blicke ein schreckbarer Anblick weiter Schlachtfelder aus, doch hinter den Säulen des Tempels, geschützt und von dem mächtigen Arme des gekrönten Jünglings gehalten, sah die Gerettete nach und nach die dunkeln Schlachtfelder sich in Erndtefelder und blühende Thäler verwandeln. Sie selbst durfte aus einem Füllhorne, das ihr ein geflügelter Knabe in die Hand gab, Früchte und Blumen auf die Gärten zu ihren Füßen schütten. Nun kam ein Zug Wolken, der Alles einhüllte und verbarg. Sie fühlte sich em-

porgehoben, doch trugen sie dunkle, verhüllte Gestalten und ein tosendes Gewässer, wie ein unermeßlicher Wassersturz tönte betäubend in ihr Ohr. Nur verstohlen durch die durcheinander rinnenden Wolkenschatten durfte sie einen Blick nach unten senden, und da sah sie die Erde, den Schauplatz ihres Wirkens, die enge Stätte, wo Leid und Freude sie getroffen, fern und immer ferner ihrem Blicke entweichen. Ein Engel in Gestalt eines Knaben flog über sie hin und eilte ihr voraus, das Gewölke vor sich hin zertheilend. Dieser Knabe — es war ihr Sohn! Himmlische Schönheit umspielte dieses Kind, das einst ihr Stolz und die Hoffnung ihres Lebens gewesen war. Sie flog ihm nach. Immer rascher, immer leichter und immer siegreicher sich den Nebeln entwindend. Da plötzlich leuchtet ein Strahl, ein stechender Schmerz traf ihr Auge und wie sie erwachte, erblickte sie ihre Schwester, die mit einem Lichte sich über sie beugte. Fast unwillig rief sie: „Geh! geh, Du hast mich aus einem schönen Traume geweckt!“ — Frau von der Recke faßte ihre Hand, küßte sie und sagte leise: „Verzeih!“ —

Am siebzehnten August, Morgens früh, wiederholten sich die Krämpfe auf eine furchtbare Weise. Nur auf wenige Minuten schenkte die wüthende Krankheit Besinnung. Diese Minuten benutzte die sterbende Frau, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen. Das schöne weiche Lächeln, das so entzückend im

gesunden Leben auf ihren Lippen gespielt hatte, es war auch jetzt noch da, aber man sah die Anstrengung, die es der Seele kostete, diese irdische Schmeichelgabe den Blicken, die danach lüstern waren, zu reichen. Sie bat, daß man singen möchte, und während die Prinzessin, zögernd diesem Wunsche Folge leistete, und noch, zurückgewendet zum Lager der Kranken, auf der Schwelle des Zimmers stehen blieb, warf sich Frau von der Recke mit einem Angstruf auf das Lager der Sterbenden, fing sie, die sich aufrichten wollte, in ihre Arme auf, und nahm in einem bangen Kusse den letzten Seufzer von ihren Lippen. Die Tochter stürzte an dem Bette nieder. Eine tiefe, furchtbare Stille waltete in Zimmer. An der Thüre erschienen die Freunde. Elise winkte sie mit stummer Bewegung zurück. Der Arzt trat an's Bette, er nahm die Hand der Todten aus der sie umschließenden der Schwester, und ein Blick seines Auges, ein Zucken des Mundes bestätigte die grausame Gewißheit, die schon die Umstehenden gewonnen. Dorothee war nicht mehr; sie hatte vollendet. Ein schöner, edler Geist hatte die Erde verlassen.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.